Land und Leute in Amerika.

Skizzen

aus dem amerikanischen Leben

von

Theodor Griesinger.

Zweite Ausgabe.

Erster Theil.

Stuttgart.
Verlag von A. Kröner.
1863.

Inhalt des ersten Theils.

1.

Der Yankee oder der Stockamerikaner.

Das eigentliche Amerikanerthum der Vereinigten Staaten wurzelt im Yankee, und doch will kein Mensch dort Yankee sein. Kommt man nemlich von Europa aus im Hafen von Neu-Orleans an und fragt nach einem Yankee, so schüttelt alle Welt den Kopf und deutet nach dem Norden. Man setzt sich also auf die Eisenbahn oder auf das Dampfboot, und fährt nach St. Louis, welches seine gute achthundert Meilen nördlich von Neu-Orleans liegt. Dort angekommen, frägt man abermals nach den Herren Yankees; allein die Leute schütteln wiederum mit dem Kopfe und weisen mit dem Finger nach Nordosten. Somit benützt man zum zweitenmale das Dampfroß und fliegt drei Tage und drei Nächte lang, ohne aus den Kleidern und dem Wagen zu kommen, zwölfhundert Meilen weit nach Philadelphia oder New-York. Hier, denkt man, muß doch das Yankeethum endlich einmal zu Hause sein. Aber, Gott bewahre! Weder die Neuyorker, noch die Pennsylvanier wollen Yankees sein, gerade so wenig als die Bewohner von Ohio, Indiana oder Illinois. „Yankees finden Sie nur in den Neu-England-Staaten," antwortet Ihnen, wenn Sie fragen, ein Neuyorker Kaufmann mit

größter Höflichkeit, aber auch zugleich mit einer solchen Bestimmtheit, daß ein Zweifel oder gar ein Widerspruch für grob gelten müßte. Sie schweigen also, obwohl Sie es dem Spitzbubengesichte des Mannes auf den ersten Blick ansehen sollten, daß er selbst ein Stock-Yankee ist, und den andern Tag fahren Sie in Gottes Namen weiter den Neu-England-Staaten zu. Diese heißen Massachusetts, Connecticut, Rhode-Island, Neuhampshire, Vermont und Maine, liegen im nördlichsten Theil der Union, sind nicht sehr umfangreich und haben ihren Namen „Neuengland" schon im Jahr 1606 von dem Prinzen von Wales erhalten. *) Hierauf, d. h. auf den Namen Neuengland, sind sie auch überaus stolz, weil darin das Zeugniß liegt, daß ächt englisches, kein deutsches, französisches oder sonst eingewandertes Blut in ihren Adern fließt; dagegen aber wollen sie um so weniger etwas von dem Namen „Yankee" wissen. Man reise nach Hartfort, Springfield, Providence, Boston, Portland, New-Haven oder wie immer die Städte Neuenglands heißen mögen, so wird man allüberall von den Einwohnern die Antwort bekommen, daß bei ihnen zu Lande eine derartige Menschensorte nicht zu finden sei.

---

*) Schon unter der Königin Elisabeth nahmen die Engländer von der ganzen nordamerikanischen Küste Besitz und der berühmte Walter Raleigh sowie dessen Halbbruder Humphrey Gilbert gründeten die ersten Niederlassungen daselbst. Der Nachfolger Elisabeths König Jakob I. theilte sodann anno 1606 das ganze ungeheure Land zwischen dem 34. und 46. Breitegrad in zwei Portionen, eine südliche und eine nördliche, und sein ältester Sohn der Prinz von Wales, darum angegangen, der nördlichen Portion (die südliche hatte schon von Walter Raleigh zu Ehren der "jungfräulichen" Königin Elisabeth den Namen „Virginien" erhalten) einen Titel zu geben, taufte dieselbe „Neuengland".

„Früher,“ antwortet man Einem in ganz entschiedenem Tone, „früher hat es Yankees bei uns gegeben, allein dieselben sind längst weiter gezogen und haben den Westen und Südwesten der Union bevölkert.“ In gewisser Beziehung ist die Antwort richtig, denn der Yankee hat sich über die ganze Union verbreitet und es gibt keine Gegend, weder im Norden, noch im Westen, noch im Osten, noch selbst im Süden der Vereinigten Staaten, in welchem sich das Yankeethum nicht eingebürgert hätte. Ja den Norden Nordamerika's dirigirt der Yankee vollständig und in allen dortigen Institutionen, Gebräuchen und Sitten findet sich sein Wesen ausgeprägt. Er hat dem Amerikanerthum seinen Stempel aufgedrückt und weder Land noch Leute können ihn verläugnen. Aber ist er deßwegen aus den Neuengland-Staaten vollständig ausgewandert, wie die dortigen Einwohner behaupten? Du lieber Himmel, unter hundert Gesichtern können neunzig den Yankeeschnitt nicht verläugnen und die übrigen zehn ahmen wenigstens sein Thun und Treiben nach!

Was ist nun aber ein Yankee? Antwort: ein Mensch von mittlerer Größe mit dünnen Beinen und äußerst geringer Corpulenz, mit einem mageren scharfgeschnittenen Gesichte und einem überaus klugen oder vielmehr verschmitzten Auge, mit merkwürdig großer Beweglichkeit in den Gliedern und mit lediglich keiner Farbe auf den Wangen. Dies ungefähr ist der „äußere“ Typus des Yankees, und zwar nicht dieses oder jenes Yankees, sondern vielmehr aller Yankees zusammen. Eigenthümlicherweise nehmlich sehen sich diese Menschenkinder alle einander mehr oder minder gleich, und nicht einmal die verschiedenen Handthierungen, die sie treiben, sind im Stande, ihnen ein

besonderes Gepräge zu verleihen. So ist es z. B. rein unmöglich, einen Bauern von einem Kaufmann oder einen Soldaten (natürlich wenn er in Civil ist) von einem Prediger zu unterscheiden, sondern man hat eben immer einen „Yankee" vor sich. Hierüber darf man sich aber durchaus nicht wundern, sondern der Grund liegt einfach darin, daß alle Yankees einen und denselben Charakter haben. Von Natur besitzen sie sämmtlich Verstand und Scharfsinn, Nüchternheit und Thätigkeit, Kaltblütigkeit und Ausdauer, Unabhängigkeits-Sinn und Energie, lauter Eigenschaften, die einem Menschen zur höchsten Ehre gereichen, sobald er sie gut anwendet. Leider aber kommt das letztere bei dem Yankee nicht immer und manchmal sogar sehr selten vor, denn er führt noch einige andere Eigenschaften, als da sind „Herzlosigkeit, Geldgier, Rohheit und Egoismus" bei sich und diese vier Attribute machen, daß er seinen Verstand, seine Ausdauer und seine Energie zu Dingen benützt, zu welchen er sie besser nicht benützen würde. Daher kommt es denn auch, daß man, wenn man einen Yankeeschädel des Näheren untersucht, den Betrugsinn regelmäßig sehr stark ausgeprägt findet, während umgekehrt von den Eigenschaften der Geradheit, Biederkeit und Gutmüthigkeit meist nur eine ganz geringe Spur entdeckt werden kann.

So ungefähr ist ein Yankee-Charakter beschaffen und wer wird sich daher darüber wundern, daß die Herren Nordamerikaner keine Yankees sein wollen? Es ist ein Spott- oder Spitzname, den man am liebsten ganz von sich abschütteln würde, wenn er sich nur nicht bereits so sehr eingebürgert hätte, daß man ihn unmöglich mehr loswerden kann! Wie übrigens das ominöse Wort eigentlich

entstand, weiß man sogar heut zu Tage noch nicht genau anzugeben und die Einen rathen dahin, die Andern dorthin. Sicher ist nur, daß dasselbe vor der amerikanischen Revolution nicht bekannt war, sondern daß man damals die Bewohner Nordamerikas einfach „englische Kolonisten" nannte; während schon in den ersten Jahren des Revolutionskrieges die Aufständischen schimpfweise von ihren Bekämpfern „Yankees" titulirt wurden. Ohne Zweifel waren die mit den Engländern associrten Indianerstämme die ersten, welche den Ausdruck gebrauchten, indem sie das Wort „New-english" nach und nach in „Yankee" verkehrten; *) allein es stand nicht lange an, so bemächtigte sich die gesammte englische Armee desselben als eines Schimpfnamens für die empörten Kolonisten und Letztere wußten nun nichts Besseres zu thun, als gute Miene zum bösen Spiele zu machen und den Namen als einen „Ehrennamen" von sich selbst zu gebrauchen. Freilich — nach der Revolution, als der Frieden mit England abgeschlossen war, hätten die Herren Yankees lieber wieder „Neuengländer" geheißen, allein der Spitzname war einmal gegeben und konnte ihnen nicht mehr abgenommen werden. Gebrauchte man ihn doch in Nordamerika selbst, um damit das verzerrte oder „grimassirte" Engländerthum zu bezeichnen, d. h. um zu sagen, daß das Yankeethum nichts anderes sei, als „ein Conglomerat aller auf die Spitze ge-

*) Man wird dieß leicht begreifen, wenn man bedenkt, daß New-english wie „Nju-änglisch" ausgesprochen wird, woraus dann die Indianer in ihrer gebrochenen Sprache „Juängli" und endlich (weil sie das „l" nicht recht herausbrachten) „Jänki" (so spricht man Yankee aus) machten.

triebenen schlechten Eigenschaften des englischen Volkes mit Beiseitelegung der guten!"

Ein Abkömmling Alt-Englands ist also der Yankee ganz sicherlich, aber er ist es in dem Sinne, wie der Römer ein Abkömmling der alten Römer ist. Die Wahrheit und Schönheit der ursprünglichen Natur ist verschwunden und nur ein Zerrbild derselben zurückgeblieben! Wie richtig dieses ist, das zeigt der Yankee in allen Situationen des Lebens, obwohl er selbst der Ueberzeugung lebt, eine „vermehrte und verbesserte Auflage der englischen Nationalität" zu bilden, und obwohl er sich deßhalb über die andern Völker des Erdkreises hoch erhaben fühlt. Dieser Hochmuth und Selbstdünkel kommt schon mit ihm auf die Welt und es gibt deshalb keinen Yankeebuben, der nicht der Ueberzeugung lebte, das Non plus ultra der Schöpfung zu sein. Ja, Nordamerika selbst dünkt ihm das Musterbild aller übrigen Länder der Welt und aus diesem Grunde will er gar nichts davon wissen, daß so zu sagen, Alles, was daselbst lebt — Menschen und Thiere, sogar die meisten Pflanzen — über's Wasser aus Europa herüber gekommen ist. Im Gegentheil, er thut, als ob dieß Alles schon von Anfang und von Ursprung an „amerikanisch" gewesen wäre, und es fehlte nicht viel, so würde er erklären, Amerika sei das Land, welches unser Herrgott zuerst geschaffen habe, während die übrigen Continente nur so nachträglich und beiläufig hintendrein gekommen seien. Freilich einiger „Neid" und einige „Eifersucht" auf Europa, besonders auf das in so mancher Beziehung über Amerika stehende Brittanien steckt immer im Hintergrunde und daher kommt auch das fortwährende „Plänkeln und Frontmachen" des Yankee gegen England und die alte Welt, aber

er sucht diesen Neid, der ihm heimlich das Herz abfrißt, durch seinen Uebermuth und seine Selbstüberschätzung zu betäuben, oder ihn wenigstens dadurch vor aller Welt zu verbergen.

Bei solcher Denkungsweise kann man sich wohl denken, daß die Herren Yankees am Studium des Auslandes keine große Freude haben. Sie interessiren sich lediglich nicht dafür, wie man dieß schon daraus ersieht, daß sie ihre Buben nur äußerst selten zum Erlernen fremder Sprachen anhalten. Es ist genug, wenn dieselben das Englische oder vielmehr „das Amerikanische" verstehen! Man muß nemlich wissen, daß die englische Sprache, trotzdem sie die Muttersprache Nordamerikas ist, in letzterem Lande zu einem eigenen Idiom umgebildet wurde, so daß man den Nordamerikaner augenblicklich schon an seiner Aussprache erkennt. Ueberdieß sind in der Union hunderte von Worten im Brauche, welche man in England gar nicht kennt und andere hunderte werden in einem ganz anderen Sinne genommen, als im früheren Mutterlande. Fragt man aber, wo das reinste Englisch gesprochen werde, so antwortet der Yankee unbedingt: „in Amerika," und bedauert es nicht selten sehr ernsthaft, daß die armen Engländer eine solch korrumpirte Art, sich auszudrücken, hätten! Wenn jedoch, um auf unser eigentliches Thema zurückzukommen, „das Amerikanische" das „Non-plus-ultra" aller Sprachen ist, warum wäre es dann nöthig, auch noch französisch, deutsch oder italienisch zu lernen? Der Yankeebube läßt's also hübsch bleiben! Auch zeigt er in der That sehr wenig Talent dazu und kann, wenn er je ausnahmsweise zum Studium der Sprachen der alten Welt angehalten wird, nur äußerst schwer dahin gebracht werden, das Französische

oder Deutsche „so" auszusprechen, wie man es in Deutschland und Frankreich ausspricht. Im Gegentheil, er „amerikanisirt" jede fremde Sprache, auch das Lateinische, Griechische u. s. w. und spricht z. B. das Wort Luther wie „Liuser," das Wort Livius wie „Leiwioes," das Wort Execution wie „Exekiusch'n" u. s. w. aus. Ja sogar, wenn ihm der Lehrer bemerkt, daß eine solche Aussprache unrichtig sei, bleibt er bei seinem „Amerikanisiren" stehen und meint kaltblütig, er hätte sich nicht nach den Franzosen, Deutschen und Lateinern zu richten, sondern diese sollten sich vielmehr nach ihm kehren. Ganz ebenso wie mit den fremden Sprachen hält er es auch mit der übrigen Kenntniß des Auslandes und Geographie wie Geschichte Europas sind ihm förmliche böhmische Dörfer.*) Er verwechselt alles miteinander und es kommt ihm gar nicht darauf an, zu sagen: „Baiern liege in München oder Turin in Unteritalien" und was dergleichen Verstöße mehr sind. Was kümmern ihn all' die Länder, von welchen er durch den großen Ocean getrennt ist? Er kennt nur Amerika und will nur Amerika kennen! Dagegen muß man es ihm zum Ruhme nachsagen, daß er dieses sein Vaterland auch wirklich kennt und zwar von innen und außen, sowie von allen Seiten. Schon in frühester Jugend wird er zu dieser Kenntnißnahme angehalten, denn in jeder öffentlichen Schule Nordamerikas (und neuester Zeit haben fast alle Staaten, wenigstens die nördlichen, öffentliche Freischulen

---

*) Daß es auch hier „Ausnahmen und zwar recht rühmliche Ausnahmen" gibt, versteht sich von selbst; allein eben weil sie „Ausnahmen" sind, bleibt die „Nichterkenntniß" des Auslandes „Regel" bei dem Yankee.

gegründet) macht man es den Lehrern zur ersten Pflicht, die Zöglinge, sobald irgend thunlich, mit der Geschichte und Geographie ihres Vaterlandes bekannt zu machen, ganz im Gegensatz gegen den bei uns Deutschen heimischen Brauch, den Kindern statt z. B. der Geschichte der Hohenstaufen, die Geschichte Jerobeams und Compagnie, nebst verschiedenen Sprüchlein und Verslein aus dem alten Testamente oder dem Gesangbuche einzubläuen. Später, wenn er etwas mehr herangewachsen ist, macht sich der Yankee-Junge an die Zeitungen und verschlingt deren täglich, so umfangreich sie auch sind, fünfe oder sechse. Hiedurch wird er, da die Zeitungen Nordamerikas ganz anders geschrieben sind als die unsrigen, „mit den öffentlichen Zuständen sowie mit der Constitution und den Gesetzen seines Vaterlandes“ bekannt und es gibt daher fast keinen einzigen Amerikaner, der nicht alle diese Dinge aus dem Fundamente verstände. Freilich dem Ausländer fällt es arg auf, daß man in der ganzen Union weder auf dem Dampfboot, noch im Eisenbahnwagen auf einen Menschen stoßen kann, der nicht irgend eine Zeitung in der Hand hielte und darin aufs eifrigste studirte, ja daß sogar die Bauern oder Farmer anf dem Lande, selbst die, welche in den entlegensten und uncultivirtesten Gegenden ihren Wohnsitz haben, das Zeitungslesen und Zeitungshalten für ebenso nothwendig, wenn nicht nothwendiger halten, als das tägliche Brod. Allein so sehr Einem dieß im Anfang auffällt, so sieht man doch bald den großen Nutzen ein, welchen der Yankee aus dem Zeitungsstudium zieht, denn er verdankt demselben meistentheils so zu sagen „seine ganze Bildung.“

Uebrigens auch eine andere Folge hat diese amerikanische Erziehungsmethode, nemlich die, daß ein Yankeebube

schon sehr frühe, was man sagt „reif" wird d. h. daß er in einem Alter, in welchem deutsche Buben noch kaum ohne Aufsicht ins Bad gelassen werden, bereits „selbstständig" zu denken und zu handeln angefangen hat. „Jung" oder vielmehr „jugendlich fühlend" ist der Yankee eigentlich gar nie, wenn man nemlich unter Jugend einen munteren frischen poetischen Sinn versteht, welcher für alles Gute und Schöne sich enthusiasmirt und mit kindlich vertrauender Naivität der Zukunft entgegensieht. Ein solcher Sinn fehlt dem Yankee gänzlich und von sprudelnder Jugendlust oder gar von studentischem Humor weiß er gar nichts. Dazu ist er viel zu klug, viel zu kaltblütig und viel zu herzlos. „Rohheiten" allerdings begeht er als Junge eine Menge und zwar recht grobe oder auch gemeine und gesetzwidrige Rohheiten, aber gemüthlich oder was man sagt „fidel" zu sein, ist ihm rein unmöglich. Kann er doch nicht einmal ein Liedchen pfeifen und noch viel weniger kneipen, singen und commerciren! Dagegen versteht er Eins schon von frühester Jugend an aus dem Fundamente, nemlich das Rechnen, und man trifft nur zu häufig Buben von kaum vierzehn Jahren, welche bereits „Geschäfte machen und speculiren," als hätten sie die Dreißige hinter sich. Im zwanzigsten Jahre aber hat ein richtiger Yankee unbedingt Altersrunzeln auf der Stirne und man sieht ihm an, daß er für nichts mehr Sinn und Gefühl hat, als nur noch für sein eigenes liebwerthes Ich. *)

*) Bei dieser Gelegenheit fühlen wir uns gedrungen, von dem auffallenden Umstande Notiz zu nehmen, daß der Nordamerikaner „I" d. h. „Ich" groß schreibt und „you" d. h. „Sie" klein, während der Deutsche es gerade umgekehrt macht. Sollte diese Schreibeweise mit der „Ichsucht" des Yankee in keinem Zusammenhang stehen?

Unter solchen Umständen kann man sich wohl denken, daß das Verhältniß eines Yankeebuben zu seinen Eltern ein ganz anderes ist, als wir es in Deutschland zu sehen gewohnt sind. *) In der That entzieht sich ein junger Neuengländer schon sehr bald der väterlichen Gewalt. Er ist wie gesagt „viel zu früh reif", als daß er sich von seinem zwölften Jahre an noch etwas gefallen lassen könnte, und nimmt sich daher die Freiheit, nach eigenem Belieben zu handeln. Er geht zur Schule oder nicht zur Schule, er kommt zu Tische oder kommt nicht zu Tische, wie es ihm convenirt, und wenn der Vater ihm deßhalb eine Züchtigung angedeihen lassen wollte, so wäre er im Stande zum nächsten besten Richter zu laufen und seinen Herrn Erzeuger „wegen Mißhandlung" zu verklagen. Solche Fälle sind schon vielfach vorgekommen, denn es gibt ja Gesetze, welche das Schlagen der Jungen verbieten und diese Gesetze kennt der Bube natürlich aus dem Fundamente! Hat übrigens der Bursche erst die Fünfzehn zurückgelegt, so wird er noch selbstständiger und hält sich nur dann noch an die Eltern, wenn er Geld braucht. Er tritt also in irgend ein Geschäft, sei's in der Stadt oder auf dem Lande ein, um sich für seinen künftigen Beruf auszubilden, oder begibt er sich auf die Wanderung und habilitirt sich bald da, bald dort, oder kauft er sich endlich an und etablirt ein eigenes Geschäft oder heirathet er gar schließlich, und zwar ohne daß er Vater und Mutter auch nur im geringsten um ihre Meinung und Einwilligung be-

*) Von den Yankee-Mädchen sprechen wir deßwegen nicht, weil wir dem weiblichen Geschlechte Nordamerikas, wie billig, ein eigenes Capitel zu widmen gesonnen sind.

fragte. Der Vater findet dieß auch ganz in der Ordnung, denn er hat es in seiner Jugend gerade ebenso gemacht und denkt daher nicht daran, sich über den Sohn eine Gewalt anzumaßen, welche er ja doch nicht in die Länge behaupten könnte. Somit entläßt er den Burschen schon sehr frühe aus dem Heimathhause und prägt demselben höchstens die Lehre ein, unter allen Umständen Geld zu machen. „Dein einziges Augenmerk, mein Sohn," sagt er, „sei, dir ein Vermögen zu erwerben, natürlich auf ehrenhafte Weise, wenn's geht; wenn's aber nicht geht, nun dann mache jedenfalls Geld."

Diesen letzteren Spruch befolgt der junge Yankee auch richtig bei allen Gelegenheiten und in jeglicher Lebenslage. Er thut es natürlich nicht aus Respekt gegen seinen Vater, sondern er thut es, weil der Sinn für's Geldmachen schon in seinem Blute liegt. Ja man darf wohl sagen, daß das „Money-making" ihm zur andern Natur geworden ist und daß er nicht anders handeln könnte, auch wenn er wollte! Darauf deutet schon die ganze Sprachweise des Yankee hin, wie z. B. die Redensart: „Time is money", d. i. Zeit ist Geld. Auch wird ein Stockamerikaner, wenn er einem Bekannten begegnet, zu der ersten Frage: „how do you do", d. h. wie geht es Ihnen, immer gleich die zweite: „how is the business" oder wie steht es mit den Geschäften? hinzufügen, und einer der größten Lobsprüche, den ein Yankee dem andern machen kann, ist der, wenn er von ihm sagt: „he made a good Job", d. h. er hat ein gutes Geschäftchen gemacht, wobei übrigens wohl zu merken ist, daß das Wörtchen „Job" ebenso gut einen „unehrlichen", als einen „ehrlichen" Erwerb in sich begreift. Was liegt an der „Art" des Geschäftes, wenn dasselbe

nur „einträglich“ war! Was liegt daran, ob man ein wenig „Kniffe und Pfiffe“, oder auf amerikanisch einen „Yankeetrick“ in Anwendung bringen mußte, wenn die Spitzbuberei nur zum Ziele führt! Der Geldwerth ist und bleibt die Hauptsache und darum, wenn Einer auch auf die „allerzweideutigste“ Weise zu seinem Vermögen gekommen ist, so sagt der Yankee doch voll Respekt von ihm: „he is worth twenty or thirty thousand Dollars“, zu deutsch: er ist zwanzig oder dreißigtausend Dollars werth. Ein solcher Mensch, d. h. Einer, der Geld gemacht hat, gilt dem Nordamerikaner als ein „smart man“, während umgekehrt Einer, der keine „Smartness“ besitzt, unbedingt mit Verachtung betrachtet wird. Es ist übrigens nicht gar leicht, dieses Wort in eine andere Sprache zu übersetzen und wir Deutsche z. B. besitzen lediglich keinen Ausdruck, der den Begriff, welchen der Yankee damit verbindet, „vollständig“ wieder gäbe. Ja nicht einmal die Engländer wissen, was smart ist, denn obwohl das Wort ein gut englisches ist, so gebrauchen sie es doch nie im Yankee-Sinne! Die beste Uebersetzung wird noch die sein, wenn wir sagen: „ein smarter Mensch ist ein überaus kluger und raffinirter, oder auch ein gewiegter und mit allen Hunden gehetzter Bursche, welcher sich weder durch Moral-Vorschriften, noch durch Gewissens-Scrupel abhalten läßt, dieses oder jenes profitable Geschäft zu machen.“ Es ist vielleicht Zuchthaus-Strafe darauf gesetzt, wenn das Ding herauskömmt, allein gerade darin besteht die Smartness, daß nichts herauskömmt, oder wenigstens nichts bewiesen werden kann; denn sobald einer „das eilfte Gebot“ nicht kennt und so thöricht ist, sich ertappen zu lassen, so gilt er natürlich nicht mehr als ein smart man!

Auf solche Art sucht der Yankee im Leben vorwärts zu kommen und man hat ihn deßwegen schon vielfach den Juden des Westens genannt. *) Der Vergleich mag in mancher Beziehung seine Richtigkeit haben; in der Hauptsache aber „klappt's" doch nicht, denn der Yankee ist keineswegs so engherzig, um seine ganze Lebensthätigkeit auf das Schachern und Schmusen, wie die meisten Juden in Europa und Asien thun, zu beschränken, sondern er läßt sich vielmehr auf alles und jedes Geschäft ein und es gibt keinerlei Arbeit, keinerlei Handthierung, keinerlei Gewerbe, keinerlei Industrie, worin er nicht zu Hause wäre. Ja, nicht genug damit, sondern er greift auch alles mit einem Geschick, mit einem Eifer und mit einer Ausdauer an, wie vielleicht kein anderer Mensch auf der Welt, und wenn er vielleicht heute in der von ihm erwählten Laufbahn Fiasco gemacht hat, so steckt er morgen schon über Hals und Kopf in einem andern Rocke. Keine Arbeit gilt ihm als entehrend, auch die geringste nicht, und ebenso wenig läßt er sich dadurch, daß ihm dieses oder jenes Unglück passirte, vom Weiterarbeiten abhalten. Selbst dann, wenn ihm in diesem Augenblicke Haus und Hof verbrennt, oder wenn er durch Diebstahl, Bankerott u. s. w. um sein ganzes Hab und Gut kommt, verzweifelt er nicht, sondern fängt augenblicklich ganz von Vornen wieder an, ohne daß man ihm sein Unglück auch nur ansieht, oder wenigstens ohne daß man ihn darüber seufzen und klagen hört. Kurz, über die Beharrlichkeit und Entschlossenheit, sowie über den Muth und die Ausdauer eines Yankee geht gar nichts und die

*) Das Sprüchwort sagt: „Aus einem Yankee kann man zwei Juden machen und dann bleibt immer noch ein Christ übrig."

übrigen Nationen der Welt, absonderlich aber die Deutschen, dürften sich in dieser Beziehung gar wohl ein Beispiel an ihm nehmen.

Fragen wir nun nach den verschiedenen Handthierungen, welche der Yankee mit Vorliebe ergreift, so sind diese entweder Ackerbau oder Handel oder Industrie. Das „Soldatenmetier" hält er für keine Handthierung, sondern eher für eine Faullenzerpartei, bei der sich nichts verdienen lasse, und somit bleibt er der Kriegsfahne, wo irgend möglich, fern. Nur allein die Offiziersstellen sind ihm recht und genehm, und obwohl er es tief bedauert, daß man nicht gleich für den Anfang die Generalsepauletten und was noch mehr Werth hat, die Generalsbesoldung in Anspruch nehmen kann, so würde er es doch gerne sehen wenn sämmtliche Offiziers-Posten aus der Mitte des Yankeethums besetzt würden. Allein die Vereinigte-Staatenarmee ist bekanntlich oder war vielmehr bis jetzt so klein, daß man das gesammte Offizierscorps derselben in einem einzigen Neuyorker Hôtel einlogiren könnte; wie verlohnte es sich also der Mühe, an eine derartige „Handthierung" auch nur zu denken? Solches mag etwas für einzelne reiche Familien sein, aber das „Gros" des Yankeethums muß ein weiteres Feld für seine Thätigkeit haben und dieses Feld ist vor allem der Ackerbau. In der That lebt nun auch der Yankee als Bauer oder Farmer über die ganze Union zerstreut und er war es fast immer, der zuerst in die unangebauten Wildniße des Westens eindrang, um dieselben der Cultur zu öffnen. Er hat nemlich durchaus nicht jene Anhänglichkeit an Haus und Hof, oder vielmehr an die heimathliche Geburtsstätte, welche z. B. den Deutschen und Schweizer kennzeichnet, sondern es lebt vielmehr eine Art von „zigeu-

nerartigem Wanderungstrieb" in ihm, welcher ihm nicht erlaubt, gar zu lange an einer und derselben Scholle zu kleben. Man könnte nun vielleicht glauben, es komme dieß daher, daß eine poetische Ader in seinem Herzen schlage, welche ihn immer und ewig antreibe, nach Abenteuern zu suchen. Aber, du lieber Himmel, eine poetische Ader und ein Yankee! Wie ließe sich solches zusammenreimen? Ebensowenig ist es der Sinn für Naturschönheiten, welcher ihn in die Welt hinaustreibt. Was Naturschönheiten! Das Geld ist die einzige Schönheit, welche er bewundert. Er sieht z. B. eine Blume, eine recht schöne und wohlriechende Blume, aber was kümmert ihn ihre Schönheit und ihr Wohlgeruch, sobald es ihm nicht möglich ist, mit derselben Geld zu machen? Oder er kommt an einen Wasserfall, vielleicht gar an den Niagarafall, vor dem ein Europäer tagelang in Entzücken verloren stehen bliebe, aber — wie käme ein Yankee zu einem solchen Entzücken? Er bleibt auch stehen und sieht hin, aber er sieht nur hin, um zu berechnen, wie viel Mühlwerke der Fluß wohl treiben könnte, wenn man im Stande wäre, seine Wasserkraft gehörig zu benützen. Von „Bewunderung" der Natur kann also bei einem Yankee nimmermehr die Rede sein, wohl aber „von deren Ausbeutung", und somit liegt der Grund, warum er jetzt da nnd dann wieder dort sich seßhaft macht, nur allein darin, daß er hofft, dort einen größeren Gewinn zu ziehen als hier. Nicht den Abenteuern und nicht den Schönheiten der Natur, nein, nur allein „dem Gelde" zieht er nach und darum gibt es eine Menge von Yankees, die in einem Alter, in welchem bei uns die Bauernbursche erst zu Haus und Hof kommen, nemlich im dreißigsten Jahre,

bereits acht oder neun Farmen in verschiedenen Staaten beseßen haben, welche sie alle wieder verkauften, um an einem zehnten Platze einen noch profitableren Hof zu acquiriren. Woher käme es denn sonst, daß die neuen Gebiete und Territorien sich so schnell bevölkern? Woher käme es, daß innerhalb siebzig Jahren nicht weniger als einundzwanzig neue Staaten der Union beitreten konnten? „Money" und „Business" sind die beiden Schlagworte, welchen der Yankee unbedingten Gehorsam leistet, und darum drängt es ihn überall hin, wo er glaubt, daß ein Geschäft zu machen sei. Unter hundert Europäern würden neunundneunzig, die Bequemlichkeit der einmal erworbenen Farm vorziehend, vor den Entbehrungen in der Wildniß zurückschrecken; der Yankee aber kennt kein Hinderniß, keine Gefahr und keine Noth, sobald er nur die Aussicht hat, schnell ein Vermögen zu erwerben. Ebendaher kam es auch, daß, als die Goldminen in Californien entdeckt wurden, der Yankee zuerst auf dem Platze erschien, um dieselben auszubeuten und ebendaher kommt es auch jetzt noch, daß, wenn irgend woher die Kunde erschallt, es sei ein neuer Goldfluß oder eine neue Silberader aufgefunden worden, ihn, den Yankee, immer zuerst das Wanderfieber ergreift. Freilich wurde er schon oft gar bitterlich getäuscht, indem nicht selten derlei Nachrichten von aufgefundenen Goldregionen nichts anderes waren, als betrügerische Anlockungen oder Humbugiaden,*) und Er, der kalte, nüchterne, berechnende Mensch, mußte sich zugestehen, daß er auf ganz elende Weise am Narrenseile herumgeführt wor-

*) Ueber die Bedeutung des Wortes „Humbug" werden wir den Leser in einem besonderen Aufsatze aufzuklären versuchen.

den sei. Es war schmählich, aber hat man nun vielleicht das Recht, zu glauben, er werde sich hiedurch abschrecken lassen, bei der nächsten Gelegenheit einen zweiten ähnlichen Versuch zu wagen? Sicherlich nicht! Zehnmal mag es ihm mißlingen, ja vielleicht zwanzigmal; einmal aber muß er doch zu seinem Zwecke, dem Money-making nemlich, gelangen, und in dieser Ueberzeugung lebt er und stirbt er!

Dieselbe Umsicht und dieselbe Ausdauer zeigt der Yankee auch, wenn er ein Gewerbe ergreift oder sich an einem Industriezweige betheiligt. Ja man darf sagen, daß er sich in diesen beiden Fächern fast noch geschickter erweist, als in der Landwirthschaft, denn es geht ihm Alles so flink aus der Hand und er weiß die Dinge so praktisch anzufassen, daß ihm hierin kein Europäer gleichkommt. Insbesondere ist er erfinderisch, wie er denn auch im Maschinenwesen schon Ausserordentliches leistete, und jedenfalls darf man sich darauf verlassen, daß er, wenn er einmal eine Sache ergreift, nicht ruht, als bis er sie zu einem glücklichen oder auch unglücklichen Ende gebracht hat. Ein Resultat muß da sein, falle dieses aus, wie es wolle! Besonders auffallend ist es für einen Europäer, zu sehen, wie der Yankee bei Allem selbsthandelnd mit eingreift, und sich lediglich an keiner Art von Arbeit schämt. In Deutschland nemlich ist man gewöhnt, zu diesem oder jenem Geschäft einen Hausknecht, einen Commis, einen Buchhalter oder irgend einen andern passenden Gehülfen zu engagiren, und es würde sich z. B. der Buchhalter unter keinen Umständen dazu verstehen, die Dienste des Hausknechtes zu verrichten, sowie auch der Fabrikherr selbst es unter seiner Würde hielte, das zu thun, für was er seine Commis u. s. w. bezahlt. In Amerika dagegen lacht man über

derlei Thorheiten und man kann es jeden Tag mit ansehen, wie der reichste Fabrikant, den Hut auf dem Kopf; aber in Hemdärmeln, einem seiner Gehülfen oder Knechte im Zunageln einer Kiste, im Herunterlangen eines schweren Packes und was dergleichen mehr ist, beisteht. Ja sogar davor scheut er sich nicht, auf das Trottoir vor seinem Laden, auf welchem Tausende von Menschen hin- und herwandeln, hinauszutreten und seinem Fuhrmann beim Aufladen dieses oder jenes Ballens zu helfen, seine Bekannte aber staunen nicht nur nicht darüber, wenn sie ihn auf diese Art beschäftigt sehen, sondern finden solches vielmehr ganz natürlich und in der Ordnung!

Auch in dieser Beziehung also kann ein Europäer viel vom Yankee lernen, dagegen aber entwickelt Letzterer als Fabrikherr, Kaufmann oder Gewerbsmann auch noch andere Eigenschaften, welche wir keineswegs zur Nachahmung empfehlen möchten. Er ist nemlich nie das, was man bei uns zu Lande einen soliden Geschäftsmann nennt; sondern er geht vielmehr immer so scharf ins Zeug, daß eine deutsche Firma, wenn man ihr das gleiche Verfahren zumuthete, sich schaudernd abwenden würde. Von einem „langsamen" oder „reellen" Vorwärtsschreiten, sowie überhaupt von einem Geschäftsbetrieb „auf sicherer Grundlage" weiß der Nordamerikaner durchaus nichts; davon aber weiß er sehr viel, daß man ohne einen Heller Vermögen sich in Speculationen einläßt, bei denen es sich um viele Tausende handelt. Auch ist es etwas ganz Gewöhnliches, daß Einer, der über seine fünf oder zehntausend Dollars zu verfügen hat, Geschäfte bis zum Betrag von hunderttausend, ja von zweimalhunderttausend Dollars übernimmt.

Anderswo nennt man derartige Spekulationen „Schwindelgeschäfte,“ der Yankee aber meint: „ein bischen Schwindel müsse bei allen Unternehmungen mit unterlaufen.“ Glückt die Geschichte, so ist's gut, denn man hat ja in diesem Fall seinen Profit in der Tasche; mißlingt aber die Speculation und bricht der Bankerott herein, ei nun, was liegt daran? Man muß eben dann wieder von Vornen anfangen! Daher kommt es denn auch, daß jährlich so viele tausende von Fallimenten in den Vereinigten Staaten vorkommen und daß sogar Häuser, welche in der Handelswelt als überaus reiche und respectable Firmen bekannt sind mit einemmale d. h. durch ein einziges verfehltes Unternehmen gestürzt werden. Derlei Dinge ist man übrigens in Nordamerika nach und nach so sehr gewöhnt, daß man kein Halloh mehr darüber aufschlägt, sondern vielmehr fortfährt, einem jungen Anfänger, der über einiges Vermögen zu gebieten hat, einen fast unbeschränkten Credit zu gewähren. Der Credit ist ja die Seele der Geschäftswelt und nur durch's Creditgeben und Creditnehmen kann man etwas Ordentliches prosperiren! Also es lebe der Credit, und wenn er zehnmal den Bankerott in seinem Gefolge hat!

Nächst dem Credit und dem Bankerott liebt der Yankee am meisten das „Associren.“ Zwei oder drei vereinigte Kräfte können natürlich immer mehr leisten, als ein Einzelner; also frischweg ein Bündniß geschlossen! Auch in der alten Welt weiß man dieß und es gibt daher dort „Societätsunternehmungen,“ allein ehe man einen derartigen Vertrag mit einem Andern abschließt, erkundigt man sich vorher immer genau nach dem Charakter sowie nach den Vermögens-Verhältnissen des Betreffenden. In

Amerika dagegen würde man eine solche Vorsicht viel zu langweilig finden und es genügt schon eine ganz oberflächliche Erkundigung. Ja manche associren sich heute, die sich vielleicht gestern noch gar nicht gekannt haben und wenn es dann nachher herauskommt, daß der Eine den Andern mit falschen Angaben über sein Vermögen oder seine Arbeitsfähigkeit übertölpelt hat, so tröstet sich der Betrogene damit, daß er sich vornimmt, das nächstemal einen Dritten ebenso pfiffig anlaufen zu lassen. Eine solche Verfahrungsweise ist ja in den Augen des Neuengländers kein Betrug sondern nur „Smartnes!“ Die allerliebsten Societäts-Unternehmungen sind übrigens für den Yankee die sogenannten „Aktienunternehmungen“ und jemehr Aktien in fremde Hände abgesetzt werden, umsomehr frohlockt er. Sein Geld steckt ja dann nicht in der Speculation, sondern das Geld Anderer, während der Profit jedenfalls „getheilt wird“ oder vielmehr „ihm, der die Aktiengesellschaft befürwortet hat“, in die Tasche fällt! Das schwerste bei einem solchen Geschäft ist immer das „an den Mann bringen“ der Aktien, allein der Yankee versteht es aus dem Fundament, dieselben durch Zeitungs-Artikel so herauszupuffen, daß das Publikum am Ende anbeißen muß, es mag wollen oder nicht. Ist nun aber die Gesellschaft gegründet und haben die Leute ihr Geld hineingesteckt, so läßt man die Bombe platzen und das ganze Unternehmen erweist sich dann nicht selten als ein reines Schwindelgeschäft. Freilich wird sofort von den Actionären ein furchtbares Lamentiren und Schimpfen losgelassen und vielleicht machen sie sogar gerichtliche Klagen anhängig; allein der Gründer der Gesellschaft hat die Sache so klug eingefädelt, daß man ihm nicht wohl bei-

kommen kann, und wenn die Actien vollends (worauf der Yankee vor Allem ausgeht) im Auslande d. i. in England, Frankreich u. s. w. abgesetzt wurden, so darf man zum Voraus versichert sein, daß die Klage keinen Erfolg hat. Den besten Beweis hiefür liefern die vielen Eisenbahn- und Bergwerks-Unternehmungen, an welchen sich der europäische Geldmarkt betheiligte, weßwegen wir auch nicht für nöthig halten, etwas weiteres zur näheren Aufklärung hinzuzusetzen. *)

Auf diese Art betreibt der Yankee seine Geschäfte und daher kommt es auch so häufig vor, daß ein Mann, der noch vor wenigen Jahren so zu sagen als armer Schluker seine Laufbahn begann, nun auf einmal gleichsam über Nacht über Hunderttausende gebietet und vielleicht als Millionär stirbt, während ein Anderer, dem der Vater ein großes Capital, oder ein schönes Geschäft hinterließ, nach kurzer Zeit mit seinem Vermögen fertig ist und dann wieder von unten anfangen muß. Man darf übrigens nicht glauben, daß der Yankee sich ganz allein auf den Handel und die Industrie oder auch auf den Ackerbau und die Feldcultur beschränkt. Im Gegentheil er ist überall zu Hause, sogar auf der hohen See, wie denn dieß bei der Lage seines von zwei Meeren begränzten Vaterlandes gar nicht anders sein kann. Man trifft daher nicht leicht bessere Matrosen, Steuerleute und Schiffs-Capitäne als die Neuengländer, und der Leser hat gewiß schon viel von ihren kühnen Seefahrten gehört. Nicht minder excellirt der Yankee im Schiffbauen und selbst die Engländer, welche doch als

*) Dagegen wird der Leser ersucht, den Artikel Humbug nicht außer Augen zu lassen. Anmerkung des Setzers.

die erste seefahrende Nation der Welt bekannt sind, müssen zugeben, daß sie in diesem Artikel von den Söhnen ihrer früheren Unterthanen überflügelt wurden. Möglich ist es allerdings, daß die auf den amerikanischen Werften gezimmerten Schiffe nicht dieselbe Solidität besitzen, als die englischen oder deutschen; aber in Beziehung auf kühne Construction, sowie besonders in der Herstellung der Eigenschaft des Schnellsegelns übertrifft der Neuengländer alle übrigen Nationen. Diesen Vorzug verdankt er seinem praktischen Sinne, seinen Kenntnissen im Maschinenwesen und seinem Erfindungstalente, in welchen Eigenschaften die Europäer nicht mit ihm concurriren können. Ein noch weit ureigenthümlicherer Zug seines Charakters ist aber der, daß er nicht selten als Seefahrer und Landbebauer zugleich fungirt, was in Europa gar nicht vorkommt. Besitzt er nemlich eine Farm in der Nähe des Meeres oder an einem Fluße, welcher fähig ist, größere Schiffe zu tragen, so fällt es ihm nicht selten ein, einen kleinen Schooner zu bauen und damit in der Zeit, in welcher die Feldgeschäfte ruhen, auf den Fischfang auszuziehen. Man muß Alles mitnehmen, was Geld einträgt, warum sollte also ein Farmer seine Hände den Winter durch in den Schoos legen? Mit dem gewöhnlichen Fischfange übrigens begnügt sich ein ächter Yankee nur selten, denn die Ausbeute erscheint ihm im Verhältniß zur Mühe allzugering. Also wagt er sich auf seinem kleinen „Banker“ oder Küsten-Fahrzeuge, nachdem er sich vorher ein paar Jahre lang dem Ufer entlang in die Sache eingeübt hat, frisch weg in die hohe See hinaus und fährt an die Küsten von Neufundland hinüber, um daselbst den Stockfischfang zu betreiben. Geld für Matrosen giebt er übrigens keines aus, sondern seine

Mannschaft besteht außer ihm selbst und seinen etwaigen Söhnen aus ein paar Nachbarn, mit denen er sich zu diesem Behufe associrte. Auch die Beschaffung des Proviants macht ihm keine Sorge, da ihm ja seine Farm und sein Viehstall Bohnen und gesalzenes Fleisch in Menge liefern. So ausgerüstet beginnt er seine Fahrt und kreuzt an der Küste von Neufundland so lange auf und ab, bis er sein ganzes Schiff von unten bis oben mit Stock- und andern Fischen angefüllt hat. Gewöhnlich glückt ihm dieß nach zwei oder drei Monaten und dann kehrt er wohlgemuth auf seine Farm zurück, um von nun an wieder acht oder neun Monate lang Ackerbauer zu sein, natürlich jedoch nicht, ohne daß er zuvor die Ladung verkauft und mit seinen Associés abgerechnet hätte.

Man sieht hieraus, daß der Neuengländer in allen Dingen zu Hause ist und somit wird sich Niemand wundern, wenn wir ferner berichten, daß er sich auch nicht selten als Staatsmann oder vielmehr als Aemterjäger gerirt. Politiker ist nämlich jeder Yankee ohne Ausnahme und schon als ganz junger Bursche hält er sich zu einer bestimmten Partei. Das Hin- und Herschwanken und auf beiden Achseln Wasser tragen, ist durchaus nicht nach seinem Geschmacke, sondern er liebt es vielmehr, mit Entschiedenheit aufzutreten. Das jedoch wird man natürlich finden, daß er sich nur zu denjenigen politischen Farben bekennt, welche ihm den größtmöglichen Vortheil versprechen, denn wenn er nicht so dächte und handelte, so wäre er ja kein Neuengländer. Von einer Begeisterung für eine politische Idee weiß er, wie sich von selbst versteht, lediglich nichts. Ebensowenig von der Fähigkeit, sich für seine Grundsätze zu opfern. Im Gegentheil, ein der-

artiger Charakterzug erscheint ihm als vollkommene Thorheit, über die ein Mann von Verstand, wie er, nur lachen kann. Deßwegen kämpft er aber doch für den Sieg seiner Partei und zwar mit einer Beharrlichkeit und Ausdauer, die man nicht genug loben kann. Nur ist beizufügen, daß ihm alle Mittel, welche zum Sieg führen, recht sind, und zwar die guten und ehrlichen ebensosehr, als die schlimmen und unehrlichen. Sogar „Gewaltthätigkeit" schlägt er nicht aus, wenn man damit zu einem Resultat gelangen kann. Verläumdung des Gegners aber, oder Bestechung desselben, — nun diese zwei Dinge natürlich findet er geradezu für erlaubt! „Seine Parthie, calculirt er, muß um jeden Preis siegen, denn sonst könnte er ja für seine bewiesene Treue und Unterstützung die Belohnung, die er sich schon zum Voraus ausbedungen, nicht erhalten." Worin besteht nun aber diese Belohnung? Vielleicht in Ehre und Ruhm, oder in dem Bewußtsein von seinen Parteigenossen als ein treuer Kämpe gepriesen zu werden? Narrheiten! Was will ein Yankee von solchen Illusionen? Er hat nur Sinn für Geld und Geldeswerth und darum verlangt er auch etwas „Greifbares" für seine Dienste. Ein geringer Mann allerdings muß sich mit Wenigem begnügen, allein je einflußreicher die Stellung des Yankee ist, um so größer sind auch seine Ansprüche, und ein reicher Fabrikherr z. B., welcher über ein paar hundert Stimmen gebietet, wird sich daher nicht leicht befriedigen lassen, außer wenn man ihm einen fetten Staats-Contrakt oder ein anderes ähnliches profitables Geschäft zuweist. Der alleranspruchvollste ist und bleibt aber immer derjenige unter den Yankee's, welcher das Gewerbe eines Advokaten treibt, denn dieser

will um jeden Preis ein Amt bekommen. Die Advokatur nemlich wird in Amerika nicht als eine Wissenschaft betrachtet, sondern vielmehr als eine Art von „Stufenleiter zu Amt und Würden", und es giebt daher eine fast übergroße Menge von jungen Leuten, welche selbigen Stand ergreifen. Sie gehen auf ein paar Jahre zu einem Advokaten in die Lehre, gerade wie man zu einem Schlosser oder Schmied in die Lehre geht, prakticiren nachher noch ein Jahr lang bei einem Richter und treten dann sofort als öffentliche Sachwalter auf. Dieß thun sie aber meistentheils nicht, um später durch das Advociren ihr Brod zu verdienen, sondern vielmehr um als Candidaten für irgend ein Amt (in Amerika werden ja alle Beamte gewählt) auftreten zu können, denn wer anders paßt besser zu einem Richter oder überhaupt zu einer öffentlichen Stelle, als Einer, der sich praktisch zum Anwalt herangebildet hat? Ebendeßwegen findet man auch in der ganzen Union fast keinen Civilbeamten, ja nicht einmal einen Obersten oder General, der nicht vorher eine Zeit lang Advokat gewesen wäre, und sogar unter den „städtischen" Beamten haben die meisten vorher diese Carriére gemacht. Freilich man sollte meinen, der Andrang zu derlei Stellen werde nicht allzugroß sein, indem dieselben zum Theil wenigstens nur mit sehr geringen Besoldungen bedacht sind und nur zu oft geradezu Ehrenämtern gleichen, welche umsonst versehen werden müssen; allein glaubt man denn, es gäbe auch nur irgend ein einziges Aemtchen und selbst wenn es das geringste und erbärmlichste wäre, aus welchem ein Yankee nicht ein tüchtiges Einkommen herauszupressen verstünde? Wahrhaftig, gerade hierin zeigt er ein Talent, das fast noch größer

ist, als sein Talent zum Speculiren, und man darf mit Sicherheit darauf rechnen, daß er, wenn er vier Jahre lang als Beamter fungirte, sei's im städtischen oder im Staatsdienste, nicht nur sein Schäflein im Trocknen, sondern es sogar meistentheils so weit gebracht hat, um von nun an von seinen Renten leben zu können. Allerdings giebt es deßwegen in der ganzen Union keine Stadt und keinen Staat, in welchen nicht die Corruption die höchste Höhe erreicht hätte; allerdings deutet man von überallher mit dem Finger auf die fast offenen Betrügereien und Veruntreuungen, die in Nordamerika an der Tagesordnung sind; freilich weist man es den Herrn Angestellten nicht selten öffentlich in den Zeitungen nach, daß sie nichts sind, als große Schufte, denen ums Geld Alles, Ehre und Gerechtigkeit, Himmel und Erde, feil sind; allein was thut's? Derlei Vorwürfe prallen von einem „smarten Yankee" ab, wie die Kugeln von den Rippen eines Panzerschiffs! Er lacht darüber und hält es selten für nöthig, sich solcher Lappalien wegen auch nur zu verantworten; wenn er es aber je thut, so besteht seine Entgegnung nicht sowohl in einer Widerlegung der gegen ihn geschleuderten Vorwürfe, als vielmehr darin, daß er seinem Gegenpart die ausgetheilten Ehrentitel im vollsten Maaße heimgiebt, oder vielmehr dieselben durch noch ärgere Schmähungen zu übertreffen sucht. Natürlich weiß dann das Publikum nicht, welcher der beiden Gegner der ärgste Schurke ist, giebt aber doch gewöhnlich dem Recht, welcher die brutalsten und rohesten Ausdrücke zu erfinden wußte. Also drauf, und noch einmal drauf! Uebrigens darf man immer mit Sicherheit darauf rechnen, daß die ganze Geschichte schon nach wenigen Wochen eines neueren noch größeren Scandals

wegen bereits wieder vergessen ist und daß man jedenfalls nach einem Jahre mit keiner Silbe mehr davon spricht. Es ist Gras drüber gewachsen, und der Monsieur Yankee, welcher sich durch seine damaligen Betrügereien ein Vermögen zu machen wußte, kann nun unbelästigt in sich hinein lachen. Kein Hahn kräht mehr nach seiner Schurkerei; im Gegentheil man preißt ihn als einen Mann, dessen verständige Handlungsweise Nachahmung verdiene.

Auf diese Art treibt es der Yankee-Advokat. Gewissensscrupel kennt er keine und darum macht er sich nicht nur nie Vorwürfe über sein vergangenes Leben, sondern ist vielmehr stolz auf die Schlauheit, durch die er zu seinem Ziele kam. Ja er sieht sogar mit einer gewissen Verachtung auf die beschränkten Köpfe herab, welche, um ehrliche Menschen zu bleiben, sich die Gelegenheit Geld zu machen entschlüpfen lassen! Bei so bewandten Umständen kann man es sich schon zum voraus denken, auf welche Weise ein Yankee sich seinen nächsten Verwandten und Freunden gegenüber benimmt. Wir thörigte Europäer halten noch immer etwas auf Blutverwandtschaft und Freundschaft; der Nordamerikaner aber kennt diese Begriffe nur vom Hörensagen. Oder wäre in der That das Wunder einmal vorgekommen, daß ein Neuengländer für einen Andern „wirkliche" Freundschaft gefühlt und sich zu dem Unverstande hätte verleiten lassen, ein Freundesopfer zu bringen? Allerdings in seiner Jugend, d. h. in den Jahren, welche wir in Deutschland die „Sprudeljahre" nennen, hatte er immer verschiedene Genossen um sich, mit welchen er allerlei tolle Streiche ausübte. Er besaß damals was man in Amerika „Reklessness" nennt, d. h. einen gewissen rohen Uebermuth, welcher am Spektakelmachen eine Freude hat, und

trieb diesen Uebermuth oder vielmehr diese seine brutale Rücksichtslosigkeit so weit, daß er zum Beispiel im Stande war, mit seinen Genossen ohne die geringste Veranlassung in irgend eine Wirthschaft einzufallen und die darin befindliche Gesellschaft mit Pistolenschüssen zu begrüßen, oder daß es ihm einfiel, das nächste beste Haus „des Jures wegen" — for the sake of fun — in Brand zu stecken, damit durch den Zusammenruf der Feuerwehr ein rechter Spectakel entstehe. Allein „Freunde" waren ihm diese Genossen nicht, sondern sie galten ihm nur als „seine Kameraden", sie gehörten nur zu seiner „Fellowship" d. h. „zu seiner Kumpanschaft". Dieß sieht man am Besten daraus, daß er, wenn älter geworden, keinen dieser Kumpane mehr kennt, sondern jedem derselben unbedingt feindselig entgegentritt, sobald er seine Rechnung dabei findet. „Hilf dir selber, help yourself" ist sein oberster Grundsatz und darum denkt er gar nicht daran, einem Andern, und wäre derselbe auch von Kindheit an mit ihm erzogen worden, aus purer Freundschaft d. h. ohne Aussicht auf einen Gewinn beizustehen. Aeußerlich allerdings sieht sich die Sache anders an, denn wo ein Amerikaner einen Bekannten begegnet, streckt er ihm gleich die Hand entgegen und drückt sie ihm wie einem gar lieben Freunde. Allein dieses „Shaking hands" ist nur eine bedeutungslose Ceremonie und vertritt die Stelle des deutschen oder französischen Hutabziehens, von welchem der Amerikaner ein abgesagter Feind ist. Grüßt er ja doch sogar eine Dame seiner Bekanntschaft nicht durch das Abnehmen der Kopfbedeckung, sondern durch das Entgegenstrecken seiner rechten Hand!

Wenn nun aber der Yankee gegenüber von seinen Kameraden ein solch kalter berechnender Egoist ist, wie

benimmt er sich gegenüber seiner Blutsverwandschaft? Nun natürlich kaum anders! Sein Betragen gegen die Eltern haben wir weiter oben bereits geschildert und daraus schon läßt sich schließen, wie tief innig die Liebe zu seinen Geschwistern sein wird. Er kennt sie oft kaum, weil er schon sehr frühe das elterliche Haus verließ; und wenn er sie auch kennt, so kümmert er sich doch so wenig als möglich um sie. „Sie sollen ihren eigenen Weg gehen, ihre eigene Carriére machen, gerade wie auch Er sich nur auf sich selbst verläßt!" Deßwegen findet man auch immer, daß Yankee-Brüder, selbst wenn sie dieselbe Stadt bewohnen, einander nur selten, ja fast immer nur aus Höflichkeitsgründen besuchen, wie sie denn auch in politischer Beziehung oft die erbittertsten Feinde sind. Etwas anders freilich ist es mit der „eigenen" Familie d. h. mit der Frau, welche man sich gewählt hat und mit den Kindern, welche aus dieser Ehe hervorgehen. Die Frau bildet ja einen Theil seines eigenen Ich, seine sogenannte „bessere Hälfte", wie er sie zu nennen beliebt, und sie ist deßhalb zwar nicht vielleicht in sein Herz, aber doch in seinen Egoismus eingeschlossen, besonders wenn sie so schön ist, daß er mit ihr prangen kann. Freilich von Liebe, d. h. von wirklicher ehrlicher Liebe kann auch hier nicht die Rede sein, denn der Yankee müßte ja sonst als Ehemann seinen ganzen Charakter ablegen. Darum ist es auch durchgängig Regel, daß der Herr Gemahl nach den ersten Flitterwochen gerade wieder so lebt, wie er vor der Hochzeit zu leben gewohnt war. Er läßt seine theure Hälfte den lieben langen Tag allein und geht seinen Geschäften so wie nebenbei auch seinen Vergnügungen nach, als wäre er noch immer ledig; allein da sich die Frau hierüber nie oder doch selten

beklagt, so ist die Ehe „wenigstens äußerlich“ keine unglückliche. Warum sollte sie sich aber auch beklagen? Beträgt er sich doch stets sehr zuvorkommend, ja sogar devot gegen sie! Geht er doch für sie auf den Markt, um Gemüse und Fleisch einzukaufen; macht er doch Morgens, wenn das Einkommen nicht dazu reicht, einen Dienstboten zu halten, für sie den Kaffee, damit sie gemüthlich im Bett bleiben kann! Schlägt er ihr doch, selbst wenn er der sparsamste Mensch von der Welt ist, nur selten eine Bitte ab und thut überhaupt Alles, was er ihr nur an den Augen absehen kann? *) Er will keine Händel mit ihr, schon deßwegen nicht, weil dieß gegen die allgemeine Sitte anstoßen würde, und überdieß könnte er so ungenirt den ganzen Tag seinen Geschäften nachgehen und thun und treiben, was er will, wenn er seine Frau nicht umgekehrt auch wiederum gewähren ließe?

Solcher Art ist die eheliche Liebe eines Yankee und gerade so ist auch die Erziehung seiner Kinder. Er sieht dieselben fast nie, höchstens Abends, wenn er nach Hause kommt, und überläßt die ganze Sorge für dieselben seiner besseren Hälfte, welche ihrerseits sich ebenfalls der kleinen Rangen wegen keine grauen Haare wachsen läßt. So wachsen die Kinder ziemlich wild auf und der Yankee-Vater darf daher sicher sein, daß ihn seine Buben dereinst ganz ebenso tractiren werden, wie er in früherer Zeit seinen eigenen Erzeuger tractirte. Dessen ungeachtet spricht der Yankee mit viel Stolz von seinem „glücklichen“ Familienleben und sieht mit Verachtung auf die Länder herab, in welchen wie

*) Wir können dieses Capitel hier nicht näher ausspinnen, sondern verweisen den Leser auf den Artikel: „Die Ladies im freien Amerika.“

z. B. in Deutschland und Frankreich die Männer gewohnt sind, ihr Vergnügen Abends in den Kaffee-, Bier- oder Weinhäusern zu suchen. „Er allein, so rühmt er sich, ist das Muster eines Ehemanns, denn Er bringt fast alle Abende im Schooße seiner Familie zu!" Freilich das verschweigt er wohlweislich, daß er für Einen Abend in der Woche durch seinen politischen Clubtag, für einen zweiten durch ein Meeting, d. h. eine Berathungsversammlung seiner Partei, und für einen dritten durch den vorgeschriebenen Besuch der Freimauer-Loge, zu der er gehört, verhindert ist, zu Hause zu bleiben! Freilich, davon spricht er keine Sylbe, daß er matt und müde, wie er von dem vielen Businessmachen den Tag über sein muß, meistentheils schon nach kurzer Zeit das Schlafgemach aufsucht, ohne sich mit den Seinigen in lange Unterredungen einzulassen, und daß er sogar die wenigen paar Stunden, die er bei seiner Familie im Wohnzimmer zubringt, mit nichts anderem ausfüllt, als mit dem Lesen der Abendblätter und dem Tabakkauen! Wo bleibt unter solchen Umständen das hochgerühmte Familienleben?

Wir haben nun den Yankee von den allerverschiedensten Seiten aus betrachtet und es bleibt uns jetzt nur noch übrig, über einige wenige Eigenthümlichkeiten zu berichten, welche anzuführen wir bisher noch nicht Gelegenheit hatten. Wir meinen damit vorerst sein höchst eigenthümliches Betragen in Gesellschaft, denn wenn sich ein Nordamerikaner in einem Local befindet, in welchem blos Männer anwesend sind, so benimmt er sich ganz anders, als sonstige Menschenkinder zu thun pflegen. Er hat da stets den Hut auf dem Kopfe und setzt sich nie nieder, ohne daß er seine Füße über die Lehne eines andern Stuhles hinüber streckte. Ja oft, wenn er sich z. B. in dem Parterrelokal eines

Kaffee's befindet, öffnet er ein Fenster, setzt sich hart davor, lehnt sich in seinem Stuhle zurück und hängt die Füße über die Fensterbrüstung hinaus, so daß ein Fremder, welcher diese Erscheinung zum erstenmal sieht, sich vor Verwunderung nicht fassen kann. Im Winter natürlich hört dieses „Füßezumfensterhinausstrecken" der Kälte wegen auf, aber dann setzt sich der Yankee mit seinen Genossen um das Kaminfeuer herum, und bringt die Füße, statt sie wie andere Christen auf dem Boden aufzustellen, in eine horizontale Lage mit dem Kaminroste, wodurch er nicht selten Gefahr läuft, seine Sohlen anzubrennen. Gesprochen wird dabei unter den Anwesenden nicht viel. Auch selten geraucht und sicherlich nie geschnupft. Um so mehr aber befleißigen sich die Herren zu kauen und den braunen Saft entweder in's Kamin oder auch auf den Bodenteppich zu spritzen, wobei sie keine Rücksicht darauf nehmen, ob der Teppich neu oder alt, kostbar oder nicht kostbar ist. In dieser Stellung verharren die Yankee's oft mehrere Stunden lang, ohne daß der Eine den Andern in seinen tiefen Meditationen stört, so daß man hie und da beinahe zu glauben versucht wäre, dieselben wären stumm geboren. Allein plötzlich wird man eines Andern belehrt, denn dieser oder jener fängt auf einmal von einem Busineß d. h. von einem Geschäftchen zu sprechen an, und nun kommt Leben in die kalten Gesichter. Die Sache wird nemlich (darauf darf man rechnen) nicht nur besprochen, sondern auch gleich abgemacht, indem ein Neuengländer immer kurz entschlossen zu sein pflegt. Ist aber das Geschäft zu Ende gebracht, dann tritt wieder dieselbe Stille wie vorher ein, und die Herren besinnen sich auf ein neues Geschäftchen.

Auf diese Art bewegt sich der Yankee in männlicher

Gesellschaft, d. h. wenn er unter seinen Bekannten ist. Gespielt wird selten und wenn er es thut, so ist es eine Art von Landsknecht, „Old Sledge“, genannt, welches nicht gar viel Kopfzerbrechens erfordert. Auch getrunken wird nicht viel, denn der Yankee liebt die berauschenden Getränke nicht besonders, obwohl es ihm vorkommen kann, daß er im Unmuth „auf die Spree“ d. h. „aufs Herumlumpen und Herumkneipen“ geht und dann vielleicht drei Tage und drei Nächte lang nicht aus dem Rausche herauskommt. Solches aber ist immer ein Ausnahmefall und kann daher kaum in Anschlag gebracht werden. Ueberhaupt betrachtet der Nordamerikaner das Wirthshaus keineswegs mit denselben Augen, wie der Deutsche, und geht in eine Schenke oder Restauration nur hinein, um sich schnell etwas zum essen oder trinken geben zu lassen, keineswegs aber um daselbst sein Quartier für einen ganzen Mittag oder Abend aufzuschlagen. Ist er jedoch darauf angewiesen, längere Zeit d. h. ein paar Stunden lang in einem Wirthshause verweilen zu müssen, so darf man sicher sein, daß er sich fast einzig und allein mit Zeitungslesen beschäftigt und jedenfalls mit keinem der Anwesenden, es müßte denn ein genauerer Bekannter sein, eine Unterhaltung anknüpft. Freilich gegen Frauenzimmer ist er zuvorkommender oder vielmehr die Höflichkeit selbst, allein in dieser Beziehung müssen wir den Leser auf ein späteres Capitel verweisen, welches wir den amerikanischen Ladies und ihrem Verhältniß zu der Männerwelt widmen werden.

Noch eigenthümlicher fast als das Benehmen des Yankee in der Gesellschaft kömmt uns sein Betragen am Sonntage vor. Von den strengen amerikanischen Sonntagsgesetzen hat der Leser ohne Zweifel schon Vieles ge-

hört und es ist ihm daher sicherlich nicht unbekannt, daß am Tage des Herrn in der ganzen Union nicht blos jede „Arbeit", sondern auch alles und jedes „Vergnügen" aufs Strengste verpönt ist. Kein Wirthshaus soll offen sein, kein Omnibus soll fahren, keine Musik soll erschallen (Choralmusik ausgenommen), kein Lied soll gesungen werden; ja nicht einmal ein Spaziergang ins Freie soll gemacht werden! Nur allein dem Herrn Zebaoth soll der Tag geweiht sein und der Vorschrift nach hat man ihn in der Kirche oder, wenn zu Hause, in stillem Gebet, bei geschlossenen Fensterläden, damit der Geist durch den Anblick Vorübergehender nicht von heiligem Nachdenken abgezogen werde, zuzubringen! *) Also lauten die Sonntagsgesetze in Amerika, und dieselben sind nicht nur bis auf den heutigen Tag nicht aufgehoben, sondern werden sogar fast überall bei schweren Strafen aufrecht erhalten. Fragt man nun aber nach dem Ursprung dieser „pharisäischen" Decrete, welche aus dem Tag der Erholung einen Tag der Pein und Qual machen, so ist die Antwort: „sie stammen aus den Neuengland-Staaten, deren Bewohner sie aus Altengland mit herübergebracht haben." Das Letztere ist vollkommen richtig. Die Sonntagsgesetze verdankt man den englischen Puritanern, welche in ihrem scheinheiligen Eifer den altbiblischen Jehovah für den Herrgott der Christen ansahen und meinten, die Gottesfurcht bestehe darin, daß man sich aller Fröhlichkeit enthalte und die Erde für ein Jammer-

---

*) Wir erlauben uns, den Leser in dieser Beziehung auf die „Lebenden Bilder aus Amerika von Th. Griesinger" aufmerksam zu machen, in welchen die Art und Weise, wie der Deutsche den Sonntag im Gegensatz gegen die Amerikaner feiert, geschildert ist.

Anmerkung des Setzers.

thal ansehe! Wie kommt es nun aber, daß der Yankee, welcher doch (wie wir zur Genüge auseinandergesetzt) in seinen Handlungen keineswegs eine absonderlich moralische und christliche Gesinnung an den Tag legt, jenen Puritanismus in der Sonntagsfeier beibehalten und sogar vielfach bedeutend verschärft hat? Wie kommt es, daß Er, der doch sonst in allen Dingen so überaus praktisch ist, das Unpraktische jener tollen Sonntagsheiligung, welche sogar in den Zeiten, in denen es am meisten pressirt, den Fabriken das Arbeiten verbietet, und einem Reisenden, der unter jeder Bedingung schnell sein Ziel erreichen möchte, das Weiterkommen zur Unmöglichkeit macht, nicht längst einsah und dieselbe deßhalb als ein unnützes Möbel über Bord warf? Man hat den Grund darin gesucht, daß der Nordamerikaner, der seiner kalten berechnenden Natur wegen keineswegs zu philosophischen Grübeleien geneigt ist, an einem von seinen Voreltern empfangenen Dogma nicht rütteln möge, und es mag dieß in mancher Beziehung seine Richtigkeit haben. Die Hauptursache liegt aber sicherlich ganz wo anders, und zwar darin, daß der Yankee die Sonntags-Heiligung als ein Geschäft betrachtet. Er sieht ein, daß sein ganzes Thun und Treiben die Woche hindurch ein überaus „weltliches" ist; ja daß das Busineß, welches er verfolgt, zum großen Theil vor unserem Herrgotte keine Gnade finden kann. Somit möchte er diesen Herrgott auf irgend eine Weise versöhnen, d. h. er möchte, wie die Bibel sagt, „Gott geben was Gottes ist", und aus diesem Grunde kommt ihm das Dogma der Sonntagsheiligung, von welcher seine Geistlichen sagen, „daß sie ein verdienstliches Werk sei", äußerst gelegen. Das viele Kirchengehen, „das abgeschlossen von aller Welt

zu Hause sitzen, und Trübsal blasen müssen", ist ohne Zweifel gar nicht nach seinem Geschmacke, aber er glaubt dadurch mit seinem Herrgott fertig geworden zu sein und den Schuldbrief an den Himmel bezahlt zu haben. Eben darum erweist er sich auch, so sehr er sonst den Dollar dreimal ansieht, ehe er ihn ausgiebt, gegen Kirche und Geistlichkeit äußerst freigebig, denn durch die Summen, welche er diesen gibt, glaubt er nach und nach das Capital einzulösen, welches Gott an ihn zu fordern habe! „Der Katholik", denkt er, „hat allerdings auch eine Absolution, aber er erhält sie nur aus Gnaden des Priesters; ich aber habe meine Absolution durch meine Sonntags-Casteiung sowie durch meine Freigebigkeit gegen die Kirche baar bezahlt und mir damit das Recht erworben, die sechs Wochentage hindurch thun und treiben zu dürfen, was ich will." In dieser Calculation liegt wohl der Hauptgrund, warum der Yankee mit solcher Starrheit an den Sonntagsgesetzen festhält.

Der Leser hat nun den Charakter des Nordamerikaners, wie wir denken, zur Genüge kennen gelernt und wird sich jetzt manche in den Vereinigten Staaten vorkommende Dinge, an deren Möglichkeit er bisher zweifelte, mit Leichtigkeit erklären können. Namentlich wird er einsehen, wie es trotz der ungeheuren Verdorbenheit, Schlechtigkeit und Corruption, welche in Nordamerika ihr Lager aufgeschlagen hat, trotz der Brutalität, Rohheit und Gemeinheit, welche sich tagtäglich auf den Straßen breit macht, trotz der widerlichen Scheinheiligkeit, welche selbst in den gebildeteren Klassen herrschend ist, und trotz der noch widerlicheren Selbstüberschätzung, welche in dem Charakter des Yankeethums liegt, — wie es, sagen wir, trotz allem dem möglich

war, daß die einzelnen Städte und Staaten der Union sich so riesenmäßig schnell entwickelten und in einer fast unglaublich kurzen Zeit in's „Ungeheuerliche" anwachsen konnten. Die Thatkraft und Energie des Yankee brachte dieß zu Stande, gerade wie umgekehrt die Laster der Amerikaner fast einzig und allein nur von ihm herrühren!

2.

Die Freiheit in Amerika

oder

warum gibts daselbst Sclavenstaaten und Nichtsclavenstaaten? *)

Die Ehre, oder vielmehr die Schande, den Handel mit schwarzen Afrikanern und somit die Nigger-Sclaverei zuerst in der civilisirten Welt eingeführt zu haben, gebührt den Portugiesen. Sie entdeckten bekanntlich am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts den Weg um die Südspitze Afrika's herum, nahmen anno 1480 die Küste von Guinea nebst

*) Das einstens in der ganzen amerikanischen Union einheimisch gewesene Nigger- und Sclaveninstitut, so wie der große Gegensatz zwischen „Norden und Süden" zieht sich wie ein rother Faden durch alle politischen und socialen Verhältnisse der nordamerikanischen Freistaaten hin. Deßwegen waren wir gezwungen, auf die „Entstehung des Niggerinstitutes, so wie des Gegensatzes zwischen Norden und Süden in der Union" wenigstens „einigermaßen" einzugehen. Der Leser hätte sonst sicherlich manche von den nachfolgenden Schilderungen nicht verstanden! Wer übrigens etwas „Näheres und Detaillirteres" über die Geschichte der Sclaverei in Amerika lesen will, der nehme das „Politische Welttheater vom Jahr 1861" (Stuttgart, Gebr. Mäntler) zur Hand, so wird er ganz ins Klare kommen. Der Verfasser.

einigen in der Nähe liegenden Inseln in Besitz und eröffneten alsobald mit den Negerstämmen des inneren Afrika einen äußerst einträglichen Gold- und Menschenhandel. Die Letzteren verwandten sie auf ihren in den neuen Besitzungen frisch errichteten Zuckerplantagen und hatten eine große Freude daran, daß die Nigger trotz den glühenden Sonnenstrahlen „durch die freundliche Ermunterung mit der Peitsche" so hübsch munter darauf losarbeiteten.

Zu derselben Zeit etwa, da dieß geschah, entdeckte Columbus „für die Spanier" Amerika und zwar zuerst den mittleren Theil desselben, in welchem bekanntlich ein äußerst heißes Klima sowie ein unendlich fruchtbarer und zum Anbau von Indigo, Zucker, Reis und andern tropischen Gewächsen geeigneter Boden zu finden ist. Ueberdieß lieferten die Eingeweide der Erde Gold und Silber, und je mehr man grub, um so größer wurde die Ausbeute dieser edlen Metalle. Hierüber war die Freude der Spanier groß; ja sie war sogar noch viel größer, als die der Portugiesen über ihre Entdeckungen an der südwestlichen Küste Afrika's. Gold und Silberbergwerke, Zucker, Kaffee und Indigoplantagen — was brauchte man weiter, um schnell reich zu werden! Natürlich zum „Selbstarbeiten" in den Bergwerken oder Plantagen, dazu waren die stolzen Hidalgos sowohl zu hochmüthig als zu träge, allein es gab ja in Mexiko und Peru sowie auf allen den Inseln und Ländern, welche die Spanier damals in Besitz nahmen, der Ureinwohner, die man zu diesen Geschäften verwenden konnte, viele Millionen. Vorwärts also mit den Indianern zur Arbeit! Sie waren zwar schwächlich und ziemlich verweichlicht, aber um so weniger zeigten sie sich fähig, Widerstand zu leisten, also vorwärts mit ihnen zur Arbeit!

Das Ding ging so zwanzig und noch mehr Jahre lang. Freilich brauchte man zu einer Arbeit, die ein kräftiger Mann sonst allein verrichtet, der Indianer fünfe oder sechse, und wenn die armen, ungeschickten, und solcher Thätigkeit ungewohnten Bursche „durch Hiebe und andere Marter angespornt" zwei Jahre lang gehackt, geschaufelt oder gegraben hatten, so starben sie weg, wie die Mücken. Allein was lag daran? Es gab ja ihrer die Hülle und Fülle! Doch endlich bemerkte man mit Schrecken, wie groß die Lücken unter den Indianern wurden. Nicht Tausende sondern Hunderttausende, ja ganze Stämme wurden hinweggerafft. Gings so fort, so gabs in fünfzig Jahren keine Rothhäute und also auch keine Arbeiter mehr. Das war ein böser Strich durch die Rechnung der gewinnsüchtigen Weißen!

Rathlos standen die Spanier. Da kamen ihnen zwei pfiffige portugiesische Seecapitaine mit ihrem teuflischen Verstande zu Hülfe. „Unsere Nigger", sagten diese Capitaine, „die wir auf den Inseln Principe, Annabon, Sct. Thomas und Fernando Po verwenden, sind ganz andere Bursche, als eure armseligen Rothhäute, und vertragen harte Arbeit, schwere Schläge und heißes Klima ganz vortrefflich, was gebt ihr uns also, wenn wir euch von unserer Waare liefern?" Solcher Antrag gefiel den Plantagen- und Bergwerksbesitzern im spanischen Amerika gar wohl und sie gingen alsobald auf den Handel ein. Man machte also — dieß geschah im Jahr 1506 — eine kleine Probe mit etwelchen Schiffsladungen „Schwarzer aus Guinea" und da die Probe über Erwarten gut ausfiel, so ließ man bald „noch mehr Niggerwaare" nachkommen. Die neu importirten Afrikaner arbeiteten gleich Lastthieren

und waren überdieß genügsam, besonders wenn man ihnen nicht viel gab. Nur Eines stand ihrem Import entgegen, nemlich das, daß man sie „kaufen" mußte, und somit hielten sich immer noch viele Spanier an die „Indianer", die man ja „umsonst" haben konnte. Das Aussterben der Rothhäute nahm also seinen geregelten Fortgang und steigerte sich sogar von Jahr zu Jahr, weil immer mehr Weiße aus Europa herüberkamen, welche sich Ländereien erwarben und zur Cultivirung derselben tausende von Eingebornen mit kaltem Blute hinmetzelten. Da nahm sich ein spanischer Priester, mit Namen Fray Bartolomé de Las Casas, welcher später den Bischofssitz von Chiapa in Mexiko erwarb, um's Jahr 1515 der armen Rothhäute an und brachte die spanische Regierung dazu, die Verwendung der Indianer, „damit dieselben nicht gänzlich ausgerottet werden möchten", zu harter Arbeit in ihren Colonien zu verbieten und dagegen zu decretiren, daß von nun an für die schwersten Geschäfte in den Minen und Zuckerplantagen aus Afrika importirte Nigger verbraucht werden sollten. Es war eine eigene Art von Humanität, diese von dem frommen Herrn de Las Casas, welchen man so viele Jahre lang als das Muster „eines edlen Menschenfreundes" gepriesen hat, in Anwendung gebrachte Humanität! Die „Rothhäute" sollten geschont und erhalten, dagegen aber die „Schwarzhäute" wie das liebe Vieh zur Arbeit gepeitscht werden! Freilich zu seiner Entschuldigung muß man anführen, daß Las Casas die Nigger keineswegs als Menschen, sondern vielmehr „als einen Zweig der großen Affenrace" betrachtete und daher in seiner Art recht hatte, wenn er sie lieber zu Sclaven herabgedrückt wissen

wollte, als die zarten und schwächlichen, aber der Cultur und dem Christenthum leicht zugänglichen Indianer.

Von jener Zeit an florirte „der Handel mit schwarzem Menschenfleisch nach Amerika hinüber", und schon der Günstling Kaiser Karls V., der berüchtigte Marquis de la Bresa, welchem besagter Kaiser anno 1517 ein Privilegium zur Niggereinfuhr in die spanischen Colonien ertheilte, beutete den Artikel so sehr aus, daß es den weißen Colonisten daselbst keineswegs an Arbeitskräften fehlte, trotzdem sie die Indianer von nun an „wenigstens in der Hauptsache" im Frieden lassen mußten. Allein nicht blos im „spanischen" Amerika, sondern auch „in den übrigen Provinzen jenes großen Festlandes" wurde die Neger-Sclaverei bald heimisch. Man kann sich nemlich wohl denken, daß die seefahrenden Nationen Europa's, besonders die Engländer und Franzosen, den Spaniern den alleinigen Besitz des neu entdeckten Continentes keineswegs gönnten, sondern vielmehr ebenfalls auf Forschungsreisen ausgingen und alles Land annexirten, welches sie zu annexiren vermochten. Gibt es ja doch keinen Herrscher, der nicht die Begier hätte, seine Herrschaft auszudehnen! Daher kam es, daß schon zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts jeder Staat Europa's, welcher über eine Handelsmarine und Kriegsflotte commandirte, seine eigenen Colonien in Amerika besaß, aus denen er in aller Schnelligkeit so viel Vortheil als möglich zu ziehen suchte. Insbesondere unterwarf England die ganze Küste von Nordamerika seinem Scepter und kühne Abenteurer, sowie Unzufriedene aller Art, denen es im Heimathlande zu eng war, strömten zu Tausenden in das neue Eldorado, um sich daselbst Ehre, Reichthum, Macht und Unabhängigkeit zu erwerben. So entstanden

jene bekannten englischen Colonien, welche sich zweihundert Jahre später durch einen langen Krieg vom Mutterlande frei machten und sich dann unter dem Namen „der Vereinigten Staaten von Nordamerika" als unabhängige Macht constituirten. Nun traf es sich aber, daß die Engländer als eine Nation, „welche sich keinen Vortheil entgehen läßt", sich schon seit dem Jahr 1562 mit aller Macht auf den Import von Niggern geworfen hatten, denn natürlich ein solch nutzbringendes Geschäft durften sich „die Krämer von der Themse" nicht entgehen lassen. Ja, zu Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts konnte sich das stolze Brittanien rühmen, der Hauptsclavenhändler für die ganze Welt geworden zu sein und sogar die Portugiesen zu Grunde gesegelt zu haben! Was war also natürlicher, als daß sie ihre ureigenen Colonien in Amerika, das heißt also alles Land vom dreißigsten Breitegrad aufwärts bis zum fünfzigsten, ebenfalls mit dieser Waare überschwemmten? Einzelne dieser Colonien, nemlich die weiter nördlich gelegenen, und darunter besonders diejenigen, welche man später unter dem Namen „Neu-England" begriff, wehrten sich zwar mit aller Macht gegen den Import besagten Handelsartikels, allein der König von England berief sich auf seine monarchischen Vorrechte, wornach Er allein den Handel in den Colonien zu reguliren hätte, und — die Unterthanen hatten natürlich zu gehorchen. Somit mußten sich die Provinzen „Neu-Englands" das Sclaveninstitut so gut gefallen lassen, als die übrigen Colonien, welche Brittanien auf amerikanischem Grund und Boden besaß.

Auf diese Art kam das Niggerthum wie nach dem südlichen und mittleren, so auch nach dem nördlichen Ame-

rika und der Dank hiefür gebührt „dem Volke, welches sich rühmt das freieste in der ganzen Welt zu sein.“ Darum, als anno 1774 die brittischen Colonien Massachusetts, Rhode-Island, Neuhampshire, Connecticut, Neuyork, Pennsylvanien, Maryland, Virginien, Nord- und Südcarolina, Georgien, Neujersey und Delaware zusammentraten, um sich von dem englischen Joche zu befreien, gab es keinen einzigen unter diesen dreizehn Staaten, in welchem die Neger-Sclaverei nicht „einheimisch“ gewesen wäre. Freilich in den nördlichst gelegenen Staaten, in welchen die aus England ausgewanderten Puritaner ihren Hauptsitz hatten, sowie in dem südlicheren Pennsylvanien, in dem die Quäker große Ländereien besaßen, zeigte man sich dem Institute „grundsätzlich“ abgeneigt, allein „gesetzlich“ bestand es und nicht nur durfte sich Jeder, der ein Freund der Sclavenarbeit war, so viel Nigger halten, als er wollte, sondern die englische Regierung begünstigte auch die Sclavenhalter auf alle Weise. Wie ging es nun aber, als die genannten dreizehn Staaten die Fahne der Republik entfalteten und sich von dem engen Joche, unter dem sie bisher geseufzt, befreiten? Bis dato, d. h. so lange sie Colonien Englands waren, konnte man nicht sie, sondern vielmehr das Mutterland für das Niggerthum verantwortlich machen, aber wie nun?

Anno 1776 erklärten sich die dreizehn vereinigten Staaten „für unabhängig“ und anno 1787 entwarfen sie sich ihre Bundes-Verfassung. In dieser wurde festgestellt, daß jeder Mensch zur Freiheit geboren sei und daß man Niemanden dieses unveräußerlichen Rechtes berauben könne. Die Constitution der Union sollte die freieste sein, die es in der Welt gebe,

und das Problem, von dem ein Plato träumte, in der factischen Wirklichkeit gelöst werden. Man durfte also mit Sicherheit erwarten, daß alle und jede Sclaverei aus der neuen Republik ausgeschlossen sein würde und zwar um so mehr, als die Nordamerikaner beim Beginn ihres Revolutionskriegs es als einen Hauptgrund ihrer Empörung bezeichneten, daß König Georg das Sclaveninstitut hege und hätschle. Ueberdieß gab es damals in allen dreizehn Staaten zusammengenommen keine 400,000 Nigger und „der Verlust an Eigenthum" wäre also, wenn man diese freiließ oder wenigstens ihre Emancipation anbahnte, kein so immenser gewesen. Allein was geschah nun? **In der ganzen Constitutions-Urkunde von 1787 war von der Aufhebung der Nigger-Sclaverei lediglich keine Rede!!**

Woher kam nun dieses auffallende Stillschweigen? Betrachteten vielleicht jene berühmten Männer, welche die Constitution für die Union entwarfen, die schwarzen Afrikaner als „Nicht-Menschen"? Oder sollte es ihnen ganz entgangen sein, daß die hochtrabenden Worte, mit welchen sie ihre „glorreiche Republik" begründeten, zu dem Institute der Sclaverei im schneidendsten Gegensatze standen? Oder endlich, wenn dieß nicht der Fall war, suchten sie vielleicht die Stimme ihres Gewissens, welches ihnen die Sclaverei sicherlich als einen Schandfleck bezeichnete, aus andern Gründen, nemlich aus Gründen des Interesses zu übertäuben? Das Letztere war unzweifelhaft der Fall, denn wenn auch einzelne wenige Männer, wie Thomas Jefferson, Gouverneur Morris von Neuyork und Andere das Institut der Sclaverei „für ein Institut des Teufels" erklärten, so konnten oder wollten sich doch die meisten übrigen Stimmführer der

neuen Republik durchaus nicht auf diesen hochherzigen Standpunkt erheben und Andere, wie besonders die Delegirten der südlicheren Staaten erklärten geradezu: „wenn überhaupt etwas aus der Constituirung der dreizehn Staaten zu einer Union werden solle, so müsse das Sclavereiinstitut beibehalten werden, denn sie wenigstens wollten nicht ohne Sclaven leben."

Das Wort „Humanität" ist ein sehr schönes Wort, aber es steht jetzt noch nicht, und stand damals schon nicht in dem Lexicon der Yankees. Es trägt nichts ein, wie könnte sich also die große Masse der Nordamerikaner, die doch nur allein dem Interesse leben, für dasselbe begeistern?*) Nur allein zu Einem konnte Thomas Jefferson die Mitglieder der damals (anno 1787) zusammenberufenen National-Convention bewegen, nemlich dazu, daß beschlossen wurde, dem Import weiterer Niggerwaare aus Afrika, als dem schmählichsten und niederträchtigsten Handel, den es gebe, auf den 1. Januar des Jahres 1808 ein Ende zu machen. Das war die einzige Concession an die Menschlichkeit und Freiheit, zu welcher sich die große Mehrheit dieser frischgebornen Vollblut-Republikaner verstand, eine Concession übrigens, deren Werth noch dadurch ins Unendliche abgeschwächt wurde, daß man den Zeitpunkt, in welchem die Niggereinfuhr aufhören sollte, wie gesagt, erst nach vollen zwanzig

*) Die Amerikaner besitzen allerdings das Wort »Humanity«, aber dasselbe bedeutet nicht das, was wir Deutsche unter „Humanität" verstehen, sondern vielmehr nur „Menschenfreundlichkeit".

Jahren eintreten ließ, einfach deßwegen, damit man in dieser langen Periode Gelegenheit und Muße habe, einen recht großen Vorrath von schwarzer Waare einzulegen!!

Konnte nun aber der ächt republikanische Geist auf der großen National-Convention von 1787, sowie auf den verschiedenen Congreß-Sitzungen, welche die Vertreter der Vereinigten Staaten die nächsten Jahre darauf abhielten, nicht durchdringen, so konnte er dieß, wie man sich leicht denken kann, ebenso wenig in den Sessionen der Einzeln-Staaten. Allerdings gab es nicht wenige „Einzelne", welche die Schmach des Fortbestandes der Sclaverei nur zu tief fühlten, und auf alle Weise zur Beseitigung derselben wirkten; allerdings bildeten sich schon anno 1787 unter dem Vorsitze Benjamin Franklins, Thomas Jeffersons und Anderer sogar „Contrasclaverei-Verbrüderungen", die sogenannten Abolitionisten-Gesellschaften, welche, wie es schon ihr Name gibt, die Ausrottung der Sclaverei anstrebten; allerdings gaben die Quäker im Pennsylvanischen aus religiösen Gründen, weil die Sclaverei mit dem Christenthum nicht in Einklang zu bringen sei, alle ihre Sclaven sogar ohne Lösegeld frei und auch die Secte der Presbyterianer erklärte sich energisch für die Emancipirung der Nigger; aber „gesetzlich" wurde das Institut der Sclaverei in keinem der dreizehn Staaten „bei ihrer Constituirung zu Freistaaten" aufgehoben, sondern es blieb vielmehr unbeanstandet bestehen. Wie kam es nun aber, daß dennoch in den nachfolgenden zwanzig oder dreißig Jahren jenes Institut im ganzen Norden der Freiheit weichen mußte? Wie kam es, daß die Bevölkerung dorten auf einmal ihren Sinn änderte und nicht blos alle „im Lande befindlichen" Sclaven eman-

cipirte, sondern auch jeden Nigger, der von auswärts herkommend ihren Boden betrat, durch diesen Schritt für frei geworden erklärte? Fuhr vielleicht auf einmal ein anderer Geist in die Nordamerikaner, nemlich der Geist des Christenthums, der Humanität und des Rechtsgefühls? Kamen sie etwa plötzlich zur Einsicht, daß es ihre Pflicht vor Gott und den Menschen sei, den armen Niggern dasselbe Recht, das sie selbst den Engländern gegenüber in Anspruch nahmen, das Recht zur persönlich-freien Existenz nemlich, zu gewähren? Ei Gott bewahre, — nichts von Allem dem! Nicht der Humanität, nicht dem Rechtsgefühl, nicht dem republikanischen Geiste hatten die Nigger ihre Freiheit zu verdanken, sondern vielmehr einzig und allein dem Interesse, das die Nordamerikaner dabei fanden! Es scheint dieß dem Leser wahrscheinlich „ein Widerspruch mit sich selbst" zu sein, allein einige wenige Worte werden die Sache klar machen.

Das Klima in den nördlicher gelegenen Staaten, nemlich in Neuhampshire, Massachusetts, Rhode Island, Connecticut, Neuyork, Neujersey und Pennsylvanien entspricht so ziemlich dem Klima des mittlern Europa. Die Winter sind zwar allerdings um ein Gutes strenger, während die Sommer um ein Ziemliches wärmer ausfallen, allein im Allgemeinen genommen gehören jene sieben Staaten der gemäßigten Zone an und erweisen sich als besonders geeignet, um den Deutschen, Irländern und Engländern ihr Vaterland zu ersetzen. Ueberdem kommen daselbst ganz dieselben Bodenerzeugnisse fort, welche auch im mittleren Europa zu Hause sind, nemlich Weizen, Gerste, Hafer, Hopfen, Mais, Tabak, Kartoffeln, Bohnen, Erbsen u. s. w. u. s. w. und jeder ausgewanderte Deutsche, Engländer oder Franzose ist fähig,

den dortigen Boden ebenso gut zu bepflanzen, als den seines früheren Vaterlands. Man wird es also ganz natürlich finden, daß die Leute, denen es aus materiellen, religiösen oder politischen Gründen in Europa nicht mehr gefiel oder die vielleicht auch als Sectirer und unruhige Köpfe von ihren Regierungen aus dem Lande getrieben wurden, nirgends anders in Amerika eine Zuflucht suchten, als nur allein in dem nördlicheren Theile der Union, denn hier konnten sie ja athmen, essen, arbeiten und denken, wie sie es zu Hause gewohnt gewesen waren. Hierin lag der Grund, warum die genannten sieben Staaten, als der Hauptstapelplatz der europäischen Einwanderung, weit schneller an Bevölkerung zunahmen, als die sechs andern, weiter südlich gelegenen Staaten, nemlich Delaware, Nord- und Süd-Carolina, Maryland, Virginien und Georgien.

Fragen wir nun, wozu die Niggersclaven im Norden der Union verwandt wurden, so kann die Antwort keine andere sein, als: „zur Feld- und Hausarbeit". Sie mußten pflügen, säen und erndten, sie hatten das Vieh zu versorgen, Holz zu spalten und was dergleichen mehr ist. Mit einem Worte, der Sclave wurde zu allen denjenigen Verrichtungen angehalten, zu welchen man bei uns gemiethete Knechte und Mägde verwendet. Wie nun aber die Einwanderung zunahm und viele junge Deutsche, Irländer und Engländer über's Wasser herüberkamen, um in der neuen Heimath ihre Kräfte zu verwerthen, ließen sich nicht wenige Grundbesitzer dazu herbei, derlei Eingewanderte als Knechte oder Mägde zu miethen, und da zeigte es sich denn sogleich, daß diese weißen Arbeiter eine ganz andere Arbeit zuwege brachten, als die Nigger-Sclaven. Sie griffen alles mit viel mehr Lust und Liebe, sowie mit weit mehr Ge-

schicklichkeit an. Auch konnte man sich auf sie verlassen, während man die Schwarzen, die von Natur lässig und faul sind, stets zu beaufsichtigen und zur Arbeit anzutreiben hatte. Kein Wunder also, wenn es auf einem Landgut, welches von gemietheten weißen Arbeitern bepflanzt wurde, sowohl im Haus als im Feld bald viel sauberer, reinlicher und properer aussah, als auf einer Farm, auf welcher Niggerhände wirthschafteten! Kein Wunder sogar, wenn jenes Landgut sich schon nach wenigen Jahren viel einträglicher erwies, als die von Niggern cultivirte Farm!

Dieser Umstand brachte die Herren Grundbesitzer zum Nachdenken. Sie fiengen an zu rechnen, und da jeder Nordamerikaner das Einmaleins aus dem Fundamente versteht, so kam bald ein „Facit" heraus, welches gänzlich zu Ungunsten der Sclaverei ausfiel. Ein erwachsener kräftiger Sclave hatte damals, als die Union sich constituirte, einen Werth von höchstens achthundert und mindestens siebenhundert Dollars. Dieß kam, da man aus Capitalien zu jener Zeit (wie sogar jetzt noch) recht gerne zehn oder zwölf Procente zog, einem Zinsbetrag von siebzig bis achtzig Dollars gleich. Dazuhin mußte man noch den Sclaven verköstigen, kleiden, beherbergen und im Krankheitsfalle verpflegen. Was kostete nun aber ein gemietheter weißer Knecht? Ebenfalls nicht mehr als achtzig Dollars bei freier Station! War also nicht der Weiße dem Schwarzen bei weitem vorzuziehen, besonders auch da man den Weißen „nur so lange er gesund war" zu bezahlen hatte? Weiter! Einen weißen Knecht konnte man entlassen, wenn er nicht paßte; einen schwarzen Sclaven aber mußte man behalten oder mit Schaden verkaufen, wenn er sich als untauglich zeigte. Ueberdem wie war es mit den kleinen

Niggerkindern? Mußte man sie nicht von den Windeln an nähren und kleiden, ohne daß sie bis zum zehnten oder zwölften Jahre etwas dafür leisteten? Wie verhält es sich ferner mit den alt und gebrechlich gewordenen Negern und Negerinnen? Mußte man sie nicht bis an ihr Lebensende „wenigstens nothdürftig" kleiden und verköstigen, da kein Mensch sich dazu herbeiließ, Einem einen altersschwachen Sclaven abzunehmen? Endlich aber wenn das Geschick es gar wollte, daß ein Sclave in der Blüthe seiner Jahre, d. h. zu der Zeit, in welcher er den meisten Werth hatte, dahingerafft wurde, wer hatte dann einzig und allein den Schaden hievon? Kein anderer als der Sclavenbesitzer! Da war es doch etwas ganz anderes bei einem gemietheten Weißen, denn um den Tod eines solchen und wenn es der flinkste, kräftigste und tauglichste Mensch von der Welt gewesen wäre, brauchte man sich kein graues Haar wachsen zu lassen, „da ja mit ihm kein Capital verloren ging!"

Auf diese Art calculirten die Herren Grundbesitzer in den nördlich gelegenen Staaten der Union und nun gaben sie den Einflüsterungen der Abolitionisten auf einmal ein freundliches Gehör. Allein nicht blos die „Grundbesitzer" calculirten auf die besagte Weise, sondern auch die „Bewohner der Städte". Kaum nämlich hatten sich die Vereinigten Staaten als Republik gegründet und sich von dem Zwange, der bisher in commercieller und industrieller Beziehung von England aus auf ihnen gelastet hatte, los gemacht, so fieng es an sich allüberall gar lustig und fröhlich zu regen und in allen Städten entstanden Fabriken, Manufacturen und Factorien. Man brauchte ja jetzt die fertigen Waaren nicht mehr aus dem Mutterlande zu beziehen, sondern hatte das Recht und sogar die Pflicht, sie

selbst zu erzeugen. Kein Wunder also, wenn die Gewerbetreibenden alle Hände voll zu thun hatten; kein Wunder aber auch, wenn sie sich nach allen Seiten um neue Kräfte zu ihrer Unterstützung umsahen! Woher nun aber sollten sie diese Kräfte nehmen? Etwa aus der Reihe ihrer schwarzen Sclaven? Du lieber Himmel, dieß ging nicht; denn die Nigger sind wohl zu harter Arbeit, keineswegs aber — etliche wenige Ausnahmen vielleicht abgerechnet — zu irgend einem Gewerbe, welches Verstand, Fleiß und Uebung voraussetzt, zu gebrauchen. „Solcherlei" Arbeit, wie sie der Handwerker und Fabrikant braucht, geht (dieß zeigt die Erfahrung vieler Decennien) ganz gegen den Charakter des Negers. Ist ja doch jedes Gewerbe und jede Industrie mit gutem Recht „eine freie Kunst" zu nennen, welche nur durch „freiwillige Anstrengung", nur durch „freiwilligen Fleiß" erlernt werden kann, während der Nigger, auch abgesehen von seiner Talentlosigkeit, selten oder nie „freiwillig" irgend etwas arbeitet! Man mußte sich also nothgedrungen an die weißen Arbeiter halten und konnte sogar nicht einmal das Allergröbste von den schwarzen Sclaven verfertigen lassen, einfach deßwegen, weil die weißen Gesellen sich weigerten, neben einem schwarzen Collegen zu arbeiten. Merkwürdigerweise nemlich liegt es in der Natur der anglosächsischen Race, daß sie sich, und zwar allüberall in der Welt, weit höher dünkt, als die Nigger-Race, und sogar mit einer gewissen Verachtung auf die Letztere herabsieht. Ueber den Grund dieser Erscheinung nähere Forschungen anzustellen, ist hier nicht der Ort, die Thatsache selbst aber läßt sich nicht bezweifeln, und somit lag es ganz in der Natur der Sache, daß diejenigen Fabrikanten, welche „gar keine Neger" in ihrem Geschäfte verwandten, weit leichter weiße

Arbeiter bekamen, als andere Industrielle, welche fortfuhren, Sclaven zu halten. Was Wunder also, wenn am Ende „jeder" Gewerbsmann ein offener Feind der Sclaverei wurde und sich fast noch energischer für die Emancipation der Nigger aussprach, als der Farmer auf dem Lande?

Humanität war's also nicht, was den Norden der Union zum Gegner des Institutes der Sclaverei machte, sondern das Hauptmotiv lag vielmehr in dem „Vortheile", den man aus der Aufhebung jenes Institutes zog. Das übrigens muß man dem Norden zum Ruhme nachsagen, daß er, sobald er seinen Vortheil begriffen hatte, auch alsobald energisch an's Werk ging und sogar kein Opfer scheute, um mit jener schmählichen Einrichtung zu Ende zu kommen. Mit gutem Beispiele ging Pennsylvanien voran, welches sofort, nachdem es sich zu einem freien Staate constituirt hatte, alle seit 1780 geborne Niggerkinder für frei erklärte, „damit der Sclavenstamm im Lande aussterbe". Ihm folgten die Staaten Connecticut, Massachusetts, Rhode Island und Neuhampshire, und da es innerhalb ihrer Grenzen nicht allzuviele Sclaven gab, so konnten ihre Regierungen in kürzester Frist sogar so weit gehen, die Nigger dadurch, daß man ihre Eigenthümer von Staatswegen entschädigte, gänzlich frei zu geben. Die letzten der nördlichen Staaten, welche die Sclaverei abschafften, waren Neuyork und Neujersey, in welch' letzterem Lande die gänzliche Emancipation der Schwarzen erst anno 1846 erfolgte. Keiner der sieben Staaten aber hat es je bereut, daß er gethan, was er gethan, denn gerade dem System der Nichtsclaverei verdanken sie die hohe Blüthe, zu welcher sie sich durch die

ins Riesenhafte anwachsende Einwanderung in den wenigen Jahren von 1787 bis heute emporschwangen; gerade der Nichtsclaverei und nur ihr allein verdanken sie es, daß ihr Handel und ihre Industrie, ihr Ackerbau und ihre Bodenerzeugnisse, ihre Population und ihre Städtevergrößerung sich nicht etwa verzehnfacht, sondern vielmehr „vollständig wörtlich genommen" verachthundertfacht haben! Zählt doch der Staat Neuyork, um nur ein einziges Beispiel anzuführen, statt der 340,120 Einwohner, welcher er anno 1790 hatte, nach dem Census vom Jahre 1860 nicht weniger als 3,897,394 Seelen, und ist doch in Pennsylvanien die Bevölkerung von 300,000 Einwohnern, welche dieser Staat anno 1782 zählte, in unserer Zeit bis beinahe 3 Millionen angewachsen! Sicherlich, wo Zahlen so deutlich sprechen, da haben wir nicht nöthig, noch andere weitere Beweise beizubringen!

Wenn nun aber der Norden es durch die Aufhebung der Sclaverei zu einem solch' glänzenden Resultate brachte, warum haben denn die südlicher gelegenen Staaten der Union das Beispiel nicht nachgeahmt? Die Antwort ist sehr einfach: der Norden erkannte seinen Vortheil „in der Abschaffung des Sclaveninstitutes", der Süden aber vermeinte, sein Interesse beruhe „auf der Beibehaltung der besagten Einrichtung". Darum wäre es ein ganz falsches Urtheil, wenn man den Süden deßwegen für „grundsätzlich" inhumaner erklären wollte, als den Norden, da es sich ja bei beiden Theilen nur um das Interesse handelte.

Vom 38. oder 39. Breitegrad an weiter südlich hinab verändert sich der Boden und das Klima Nordamerika's um ein ziemliches. Im Anfang freilich fällt diese Ver-

änderung nicht so gar sehr auffallend in die Augen, und es sind daher auch die Staaten Delaware und Maryland, sowie das nördliche Virginien von den angrenzenden Staaten Pennsylvanien und Neujersey nicht „allzusehr" verschieden, den Umstand etwa allein ausgenommen, daß man schon weniger Weizen-, Gerste- und Hopfencultur, dagegen aber große Tabaks- und Maisplantagen antrifft. Noch weiter südlich aber, d. h. im südlichen Theile Virginiens und in Nordcarolina, besonders jedoch in Südcarolina und in Georgien wird das Klima heißer und heißer und man fühlt sich auf einmal der gemäßigten Zone vollständig entrückt. Der Boden producirt nicht mehr das, was acht Grade weiter nördlich fortkommt, und die Weißen sind nicht mehr fähig, ohne daß ihre Gesundheit darunter nothleiden würde, die Arbeiten auf freiem Felde zu verrichten. Dieser Ungesundheit des Klima's wegen konnte die europäische Einwanderung von Anfang an schon nicht so leicht dazu gebracht werden, nach dem Süden zu ziehen und die genannten sechs Südstaaten, insbesondere aber Georgien und Südcarolina, welche in ihren merkwürdig fruchtbaren, aber zugleich mephitische Dünste ausathmenden Niederungen Reis und Indigo pflanzten, sahen wohl ein, daß sie ihre Hauptarbeitskräfte aus den Niggern recrutiren müßten. Diese Letzteren waren ja allein fähig, unter dieser glühenden Sonne und in diesem fieberschwangern Luftkreise zu arbeiten! Eben deßwegen erklärten, wie wir bereits weiter oben angedeutet haben, die Delegirten jener beiden Staaten schon auf der National-Convention von 1787, „daß ihre Pflanzungen gar keinen Werth mehr hätten, wenn man ihnen ihre Nigger-Sclaven nähme", und setzten es durch ihre energische Hart-

näckigkeit durch, daß von der Proposition Jeffersons, „die Sclaverei in der ganzen Union als mit dem Begriff einer Republik unvereinbar aufzuheben", Umgang genommen wurde. Dem Indigo und Reis zu liebe mußte das leibeigene Niggerthum fortbestehen bleiben und eine jährliche Einnahme von ein Paar Millionen Dollars war Schuld daran, daß gegenwärtig gegen vier Millionen schwarz geborner Menschen „auf die Stufe der Hausthiere herabgedrückt" zu leben gezwungen sind!

War nun aber der Süden schon „des Indigos und Reises" wegen, dessen Anpflanzung doch verhältnißmäßig nicht gar zu einträglich war, so zähe, daß er lieber „ein Menschenthum" opferte, als seine Paar Dollars, wie mußte erst diese Zähigkeit wachsen, als ein anderes Bodenerzeugniß, nemlich der Bau der Baumwolle, welcher einen zehn=, ja fünfzehnfach größeren Gewinn brachte, in seinen Niederungen einheimisch wurde! Die ersten Versuche mit dem Baumwollenbau wurden um's Jahr 1760 in Georgien gemacht, allein da die Nachfrage nach diesem Artikel damals noch unbedeutend und überdieß die Herstellung einer reinen und feinen Waare mit viel Mühseligkeit verknüpft war, so widmeten die südlichen Pflanzer der Sache keine große Aufmerksamkeit, so daß, laut einer noch vorhandenen Liste, anno 1781 nur erst einundsiebzig Säcke von dieser Waaae exportirt werden konnten. Bald jedoch trat ein äußerst merkwürdiger Wendepunkt ein, denn in den nächsten Jahren darauf wurden in England die Spinnmaschinen erfunden, durch welche die Baumwollenwaarenmanufaktur einen fast riesenhaften Aufschwung nahm. „Nur genug Baumwolle her," hieß es jetzt in den großen Fabrikstädten der alten Welt, und da man zugleich die Entdeckung machte, daß die

in Georgien und Südcarolina, sowie in den südlichen Abhängen Virginiens und Nordcarolina's gezogene Waare ihrer Qualität nach unter all' den in Europa, Asien, Afrika und Amerika erzeugten Sorten bei weitem die vorzüglichste war, so kann man sich wohl denken, wie sehr nunmehr die Plantagenbesitzer in den Südstaaten der Union um Lieferung von Baumwolle bestürmt wurden. Das war ein Jubel, als dieses Facit sich constatirte, und nun natürlich warf man sich mit aller Macht auf das Anlegen von Baumwollenpflanzungen. Das Geldeinnehmen ist immer eine angenehme Sache, warum hätte also ein Plantagenbesitzer in Georgien oder Südcarolina keine Freude an der in Aussicht stehenden Vermehrung seiner Rente haben sollen? Ein Umstand freilich trübte diese Freude, nemlich der, daß man so gar vieler Hände bedurfte, um, wenn die Baumwollenstauden zur Reife gelangt waren, die Wolle von den Stängeln zu trennen. Hiedurch wurde die Cultur dieser Pflanze ziemlich vertheuert, denn die vielen Nigger, welche man zur Baumwollen-Reinigung verwenden mußte, kosteten Geld und sogar viel Geld. Aber siehe da, auf einmal kam ein kluger Mechanikus des Nordens der Union, mit Namen Ely Whitney, auf eine Erfindung, welche die Bewohner des Südens mit Begeisterung erfüllte. Er ersann nemlich eine Maschine, die sogenannte „Cottongin", durch welche Saamen und Stängel der Baumwollenstaude ohne menschliches Zuthun von der Wolle vollständig abgesondert werden und zwar mit solcher Genauigkeit, daß man bei diesem Verfahren eine viel reinere Waare gewinnt, als wenn Menschenhände das Werk vollbracht hätten. „Hurrah für Whitney!" schrie nun der ganze Süden, denn das Maß seines Glückes war jetzt voll. Man konnte ja in Folge dieser Erfindung

mit derselben Anzahl von Sclaven, mit der man bisher zehntausend Pfund Baumwolle erzeugt hatte, deren hunderttausend Pfund auf den Markt bringen! Mit großer Verachtung sah man daher von nun an auf den Indigo, sowie auf alle andern bisher cultivirten Bodenerzeugnisse herab, dieweil dieselben nicht den sechsten Theil des Gewinns brachten, welchen eine Baumwollenplantage abwarf, und verlegte sich sofort mit aller Energie darauf, nicht bloß die „bisherigen" Pflanzungen, sondern auch alles übrige zur Cultur der Baumwolle taugliche Land, das man bis dato unbenützt hatte liegen lassen, in Baumwollenplantagen umzuwandeln. In Folge dessen steigerte sich die Produktion der neuen Waare mit jedem Jahre um das Doppelte, ja um das Dreifache; aber dennoch ward nie so viel erzeugt, als die Nachfrage der Kaufliebhaber verlangte. Im Gegentheil, man hätte können noch hundertmal so viel Baumwolle auf den Markt bringen und dem Bedürfnisse der europäischen Baumwollspinnereien, deren Riesenmagen ganz unersättlich erschien, wäre doch noch nicht genügt worden.*)

Ein wahrer Freudenrausch ergriff die südlichen Staaten, welche zur Erzeugung der Baumwolle befähigt waren. Noch vor kurzem hatten sie ihre Brüder in Connecticut,

---

*) Der beste Beweis hiefür liegt in der Baumwollenexportliste. Anno 1781 nemlich betrug der Export 7100 Pfund, 1791 aber war er bereits auf 189,316 Pfund angewachsen. Von nun an übrigens gings nicht im Galopp sondern im Fluge aufwärts, denn 1795 versandte man 1,601,760 Pfund; 1800: 17,789,803; 1810: 93,261,462; 1820: 124,893,405; 1830: 276,979,784; 1840: 530,204,100; 1850: 927,237,000; und 1860: über 1,650,000,000. Was braucht man, wo solche Zahlen sprechen, noch eines weiteren Beweises!

Massachusetts, Pennsylvanien und Neuyork darum beneidet, daß sich die große Masse der europäischen Einwanderung gerade immer nur dem Norden zuwandte und daß in Folge dessen Ackerbau, Handel und Industrie mit jedem Jahre daselbst eine höhere Stufe einnahmen, allein nunmehr war das Verhältniß wie mit einem Schlage geändert worden. Die Baumwollencultur brachte ja so unendliche Summen ein, daß das Erträgniß von Ackerbau, Handel und Industrie wie eine Null dagegen erschien! Die Freude steigerte sich also zum Stolz und Hochmuth, zugleich aber auch zu der Sucht, das was man hatte, noch mehr auszudehnen. Ist es ja doch eine bekannte Thatsache, daß der Mensch immer ungenügsamer wird, je mehr sich sein Reichthum steigert! Und siehe da, es zeigte sich, daß nicht bloß die südlichen Theile Virginiens und Nordcarolinas, nicht bloß die Staaten Georgien und Südcarolina, sondern vielmehr all' die unermeßlichen Ländereien, welche sich südlich vom fünfunddreißigsten Breitegrad bis zum mexikanischen Meerbusen sowie westlich vom atlantischen Ocean bis zu dem großen Strom Riogrande in Mexiko erstrecken, sich ganz ausnehmend vorzüglich zur Cultur der Baumwolle eignen! Was war nun natürlicher, als daß die Baumwollen-Plantagenbesitzer mit der Gier der Unersättlichkeit darnach trachteten, dieses ganze mächtige Gebiet für den Baumwollenbau zu gewinnen? Allerdings war die Union nur zu einem kleinen Theile Eigenthümerin jenes Gebietes und mehr als vier Fünftel desselben gehorchten dem Scepter der Spanier und Franzosen; allein die Union hatte ja Geld und mit Geld, denkt man in Amerika, läßt sich alles machen. Ueberdieß erstarkte die Union nicht mit jedem Jahre mehr und mehr

und konnte sie also nicht das, was man ihr für Geld und gute Worte versagte, mit Waffengewalt erwerben? Von dieser Zeit an also ging das Streben der Baumwollenpflanzer mit eiserner Consequenz auf nichts anderes, als auf die Acquisition der ganzen „Baumwollenregion" d. h. all des Gebietes auf dem amerikanischen Continente, welches zur Baumwollencultur geeignet ist.

Dieß war die „eine" Folge der Einführung der Baumwollencultur, eine Folge, durch welche die vereinigten Staaten später in schwere Kriege verwickelt werden mußten. Die „andere" Folge aber war noch viel bedeutsamer, denn sie betraf das Institut der Sclaverei.

Es ist nemlich eine durch langjährige Erfahrung bewiesene Thatsache, daß das Cultiviren der Baumwolle durch „weiße" Arbeit nicht bewerkstelligt werden kann. Engländer und Franzosen haben dieses Problem schon auf alle Weise zu lösen gesucht, aber es ging um keinen Preis. Nicht einmal die abgehärtetsten Irländer hielten es aus, sondern starben hin wie die Mücken, denn das Klima in den Gebieten, in welchen Baumwolle wächst, ist allzu mörderisch. Nur allein „die schwarze Menschenrace„ scheint die Befähigung zu haben, unter den glühendsten Sonnenstrahlen und in der tollsten Fieber-Region ohne „besonderen" Nachtheil für die Gesundheit, d. h. ohne in den ersten paar Jahren schon darauf zu gehen, nicht bloß existiren, sondern sogar noch harte Arbeit verrichten zu können, obwohl zugegeben werden muß, daß die Nigger, welche auf den Baumwollenplantagen verwendet werden, immer schneller dem Tode entgegengehen, als diejenige Schwarzen, welche leichtere Arbeit zu verrichten haben. Doch hält's der Schwarze wenigstens aus. Allein wenn nun sogar das

Niggerthum, dessen Schädelbildung einem Sonnenstich unzugänglich ist und dessen Athmungswerkzeuge selbst in jenen Sumpfniederungen, in welchen die Kaimane oder Crocodile hausen, nicht afficirt wird, durch die Arbeit in den Baumwollenplantagen wenigstens „nothleidet", wie viel mehr muß solche Arbeit der weißen Menschenrace „sicheren Tod" bringen? *) „Freie" Arbeiter kann man daher auf Baumwollenpflanzungen durchaus nicht bekommen, wie dieß schon daraus hervorgeht, daß nicht einmal freie Mulatten oder Neger, selbst wenn man ihnen viel verspricht, sich verleiten lassen, in die Länge auf solchen Pflanzungen zu arbeiten, weßhalb auch auf allen jenen westindischen Inseln, auf welchen mit der Negersclaverei ein Ende gemacht wurde, das Erzeugniß einer Plantage nicht mehr den fünften Theil der früheren Ausbeute beträgt. Wie froh waren nun die Grundbesitzer im Süden der Union, daß sie dem Andringen des Thomas Jefferson und der Abolotionisten in der Sclavenfrage seiner Zeit so kräftig widerstanden hatten! Wie segneten sie das Institut des Niggerthums, ohne welches das große Factum der Baumwollencultur ein Unmögliches gewesen wäre! Wie dachten sie von nun an an nichts mehr, als nur allein daran, die „Wohlthat" der Sclaverei weiter und weiter auszudehnen und so viel Niggerhände als möglich zu

---

*) Die Engländer und Franzosen verwenden allerdings auf ihren westindischen Colonien sogenannte „freie Kulis", d. h. Angehörige der „gelben" Menschenrace, welche in Ostindien und China zu Hause ist. Allein diese Kulis sind so wenig „frei", als die Neger im Süden der Union, sondern stehen vielmehr auf derselben Stufe mit diesen. Man hat dem Kinde nur einen andern Namen gegeben, um den Schein zu retten, als halte man keine Sclaven!

acquiriren, damit ja dem Aufschwung der Baumwollencultur kein Hinderniß entgegen trete!

Dieß war die „zweite“ Folge der Einführung des Baumwollenbaues und mit ihr war die Spaltung des Südens und Nordens „eine unversöhnliche“ geworden. Der Norden war zur Einsicht gelangt, daß bei ihm Ackerbau und Industrie nur allein durch „freie“ Arbeit d. h. durch Aufhebung des Instituts der Sclaverei sich gedeihlich entwickeln könnte; der Süden aber hattte die Ueberzeugung gewonnen, „daß sein Glück und sein Wohlstand, weil die Cultur der Baumwolle ohne schwarze Sclavenarbeit unmöglich sei, einzig bloß auf dem Institut der Niggersclaverei beruhe“. Er also bestand auf der Sclaverei, während der Norden die Freiheit predigte, und somit hatten sich aus der Baumwolle zwei Gegensätze entwickelt, die, weil sie prinzipiell waren, sich nie mehr versöhnen ließen!

Nunmehr weiß der Leser, warum es in der nordamerikanischen Union Sclavenstaaten und Nicht-Sclavenstaaten gibt.

3.

Der südliche Plantagen-Besitzer
oder
der Baumwollenbaron der neuen Welt.

Schwarze Nigger-Sclaven werden, wie der Leser aus dem vorhergehenden Artikel ersehen, nur allein im Süden der amerikanischen Union gehalten, und zwar in den Staaten Georgien, Süd- und Nordcarolina, Tennessee, Louisiana, Mississippi, Alabama, Arkansas, Florida, Texas, Virginien, Missouri, Kentucky, Maryland und Delaware.*) Man hält

*) Der Leser erinnert sich, daß wir im vorigen Kapitel von einer „Baumwollenregion" gesprochen und zugleich darauf hingewiesen haben, wie das ganze Dichten und Trachten des Südens in der Union dahin gegangen sei, diese „Region", sei's auf diese oder auf jene Art, zu acquiriren. Man kann sich nun aber natürlich wohl denken, daß das „Acquiriren" kein bloßer frommer Wunsch blieb, sondern daß man vielmehr sofort „zur That" schritt und nicht ruhte, als bis die Regierung der Vereinigten Staaten alle die vielen und großen Gebietstheile, welche der Süden unter dem Namen „Baumwollenregion" begriff, sei's mit Geld, sei's mit Gewalt, den Franzosen, Spaniern und Mexikanern abgenommen hatte, und aus diesen neu erworbenen Gebietstheilen entwickelten sich die Staaten „Tennessee, Louisiana, Mississippi, Alabama, Arkansas, Missouri, Kentucky, Florida und Texas". Aus ursprünglichen sechs Sclavenstaaten wurden es also

sie dort vor Allem der Baumwolle wegen, denn man hat sich ja überzeugt oder glaubt sich wenigstens überzeugt zu haben, daß der Baumwollenbau ohne Niggerhände unmöglich sei. Allerdings muß zugegeben werden, daß in Delaware und Maryland, sowie in den nördlicher gelegenen Theilen von Missouri, Virginien und Kentucky keine Baumwolle gepflanzt wird, während dieselben dennoch Sclavenstaaten geblieben sind, allein die Zahl der Sclaven hat in ihnen auch auffallend abgenommen und beträgt z. B. in Delaware nur noch drei Procent der Bevölkerung. Von ihnen also sprechen wir nicht, wenn wir von den „eigentlichen Sclavenstaaten" sprechen, sondern vielmehr nur allein „von den Baumwollenstaaten", dem Hauptbollwerk der Sclaverei, also von Georgien, Süd- und Nordcarolina, Tennessee, Louisiana, Mississippi, Alabama, Arkansas, Florida, Texas, dem südlichen Virginien und Missouri, denn hier allein gedeiht die Baumwollenstaude. Sehen wir nun wie es in diesen Baumwollenstaaten aussieht.

Natürlich kann es nicht unsere Absicht sein, zu behaupten, daß jeder von diesen zwölf Staaten seinem Nachbar so gleich sehe, wie ein Ei dem andern. „Einiger" Unterschied besteht ja auch zwischen Zwillingsbrüdern, wie viel mehr also wird dieß der Fall sein zwischen einem Duzend Staaten, welche zusammen halb so groß sind, als ganz Europa? Schon die Bodenverhältnisse können unmöglich

---

nach und nach fünfzehn! — — Näheres hierüber wird der Leser in dem nachfolgenden Aufsatze „Der Streit zwischen dem Süden und Norden oder die große Frage von dem Bestand der Union" finden, und wir bitten also, diesen gefälligst nachzulesen.

die „ganz gleichen" sein (wenn auch zugegeben werden muß, daß sie, weil in allen Niederungen des ganzen Südens die Baumwolle auf's vortrefflichste gedeiht, eine wirklich außerordentliche Aehnlichkeit mit einander haben), und noch weniger werden die Einwohner in allen ihren Sitten und Gewohnheiten bis auf die geringste Kleinigkeit hinaus mit einander übereinstimmen. Ist dieß ja doch schon deßwegen unmöglich, weil sie von verschiedenen Nationalitäten abstammen, wie denn z. B. in Florida und Texas das spanische, in Louisiana, Mississippi und Missouri das französische Blut vorherrscht; während in Georgien, in Virginien und den beiden Carolina's die Abstammung von englischen Voreltern, d. h. von den ausgewanderten Anhängern der Stuarts nicht zu verkennen ist! Dessen ungeachtet aber findet man in allen genannten zwölf Staaten nur „einen und denselben" Geist und die politischen sowie die socialen Einrichtungen sind einander so durchaus gleich, daß man den Typus des Einen unmöglich von dem Typus des Andern unterscheiden kann! Sie sind nemlich alle gleichmäßig von dem Gedanken beseelt, daß ihr Heil einzig und allein auf dem Bau der Baumwolle beruhe und daß also das Institut der Sclaverei, ohne welches der Baumwollenbau eine Unmöglichkeit sei, auf alle Weise gehegt, gepflegt und zur Geltung gebracht werden müsse. Dieser Gedanke ist das Band, welches den ganzen Süden umschließt! Er und nur Er hat den sämmtlichen zwölf Staaten seinen Stempel aufgedrückt! Er allein trägt die Schuld, daß sie ohne Unterschied aussehen, als wären sie aus derselben Prägmaschine hervorgegangen!

Ein Baumwollenstaat besteht nemlich aus dreierlei Klassen von Einwohnern: aus leibeigenen Schwarzen, die

den Boden bebauen, aus freien Weißen, die in den Städten leben und aus Plantagenbesitzern, welche die Baumwolle produciren. Nun beläuft sich die Anzahl der Niggersclaven in den genannten zwölf Sclavenstaaten in runder Summe auf 3½, die Anzahl der weißen Städter aber auf sieben Millionen Köpfe, während es nur etwa hundertdreißigtausend plantagenbesitzende Familien gibt. *) Somit kämen, wenn die Verhältnisse überall die gleichen wären, auf jeden Staat etwa dreimalhunderttausend Schwarze, sechsmalhunderttausend freie Städtebewohner und eilftausend Plantagenbesitzer. Allein diese Rechnung ist keine ganz genaue, denn man findet einzelne Staaten, in welchen es mehr Sclaven als freie Weiße gibt, wie z. B. in Südcarolina auf 407,185 Nigger nur 308,186 Weiße kommen, während in andern Staaten das umgekehrte Verhältniß stattfindet. Im Durchschnitt jedoch darf man annehmen, daß die Sclavenbevölkerung eines Baumwollenstaates sich zur freien Bevölkerung wie zwei zu fünf verhält, sowie daß von dieser freien Bevölkerung kaum der zehnte Theil der Klasse der Plantagenbesitzer angehört. Trotzdem nun aber diese Klasse numerisch die bei weitem unbedeutendste ist, so gibt es doch keinen Baumwollenstaat, in welchem sie nicht so zu sagen „Alles in Allem" wäre. Nur allein Er, der Pflanzer, oder „der Baumwollenbaron", wie wir ihn in der Ueberschrift genannt haben, gilt etwas im Süden.

---

*) Der neueste Census für alle 15 Sclavenstaaten weist im Ganzen (also die Nigger mit eingerechnet) 12,434,373 Einwohner nach; allein da wir Maryland und Delaware, sowie die nördlichen Theile Virginiens, Kentucky's und Missouri's in Abzug bringen müssen, so werden die für die Einwohnerzahl der 12 Baumwollenstaaten angenommenen Zahlen die richtigen sein.

Ja in ihm geht so zu sagen der ganze Süden auf, und wenn man ihn kennt, so kennt man auch einen Baumwollenstaat oder vielmehr alle Baumwollenstaaten zusammen. Betrachten wir ihn also ein wenig näher und statten wir vor allem seiner Plantage einen Besuch ab!

Schon sein „Wohnhaus" zeugt davon, daß er als nichts anderes angesehen werden will und kann, denn als ein Edelhofbesitzer, und daß wir also ganz recht hatten, wenn wir ihn den Baumwollenbaron nannten. Dasselbe steht nemlich beinahe immer inmitten seiner Pflanzung auf einem etwas erhöhten Punkte, von dem aus er seine fünfhundert oder auch zehntausend (je nachdem die Pflanzung groß oder klein ist) Acker Landes mit Bequemlichkeit übersehen kann, und hat ganz das Ansehen eines „Herrenhauses". Der Stockwerke zählt es meistens nur zwei, dagegen aber nimmt es ein großes Areal ein und ist nicht selten mit einem hohen, aus Backsteinen erbauten Thurme versehen, welcher demselben etwas Ritterliches und Burgartiges verleiht. Auch gereichen ihm die vielen unregelmäßigen Vergrößerungen, welche es nach und nach erlebte, sowie die breiten Portale, die hohen Balkone und die verandaartigen Vorbaue zu nicht geringer Zierde. Das Parterre des Hauptgebäudes enthält außer einem hübschen Vorplatz gewöhnlich drei große saalartige Gemächer, welche zu Empfangs-, Wohn- und Speisezimmern dienen; im obern Stockwerk dagegen befinden sich die Schlaf- und Privatzimmer der einzelnen Familienmitglieder, deren keins mit einem zweiten zusammenwohnt. Neben dem „Haupthaus", aber in einem besonderen Anbau, steht die Küche und neben der Küche das sogenannte „Küchenquartier", d. i. ein besonderes hölzernes Gebäude, in dessen Parterre das Waschhaus und

die Rauchkammer (zum räuchern des Fleisches) angebracht sind, während im oberen Stockwerk die schwarze Dienerschaft, oder wenn man so lieber will, die „Hausslaven" ihre Schlafstätte haben. Ein anderer Anbau auf der umgekehrten Seite des Herrenhauses enthält die „Bibliothek", denn eine solche darf natürlich auf keinem südlichen Edelhofe fehlen, und ober dem Bibliothek-Lokale, aber mit diesem durch eine besondere Treppe verbunden, liegt das Geheimzimmer des Hausherrn mit dem eisernen Schranke, in welchem er seine werthvollen Papiere, sein Baargeld, seine Pretiosen und sein Silberzeug aufbewahrt. Unmittelbar an das Bibliothek-Gebäude stößt dann meist noch ein weiterer Anbau, welcher die Fremdenzimmer enthält, und nicht selten gibt's sogar ein eigenes „Badhaus", sowie ein Hintergebäude, in dem sich der „Tanzsaal", das „Billardzimmer" und was dergleichen mehr ist, befindet. Rings um das Herrenhaus herum dehnt sich ein prächtiger, oft neun bis zehn Acker enthaltender Garten aus, welcher theils zum Vergnügen, theils zum Nutzen, d. h. halb als Park, halb als Gemüse- und Obstgarten angelegt ist. Breite lange Alleen durchschneiden ihn, alle mit den wunderbar herrlichen und überaus schattenreichen China-Bäumen besetzt, in deren Zweigen man oft ein kleines rundes Tischchen mit einer Bank „ringsherum" anbringt, groß genug, um eine kleine Gesellschaft, die hier in dem dichten grünen Laube den besten Schutz vor Sonne und Hitze findet, zu beherbergen. Auch andere herrliche Partieen trifft man in solchen Parken und es ist immer ein besonders geschickter Nigger dazu aufgestellt, um über den Pflanzenwuchs u. s. w. zu wachen. Nicht mindere Sorgfalt verwendet man auf den Blumen- und Obstgarten, dessen Bepflanzung

ebenfalls einigen geschickten Niggerhänden anvertraut wird, denn man sieht in jeder Plantagenbesitzers-Familie sehr darauf, daß immer das neueste und schönste von Gartenfrüchten auf die Tafel kommt. Zwischen dem Gemüsegarten und dem Parke steht gewöhnlich das „Taubenhaus" oder die sogenannte „Volière", welche auf keiner Plantage fehlen darf. Uebrigens auch andere Geflügelgattungen, unter denen besonders die Truthühner zu erwähnen sind, gibt es meist im Ueberfluß. Unweit des Taubenhauses steht gewöhnlich der sogenannte „Wagenschuppen", ein zwar nur einstockiges, dagegen aber ziemlich ausgedehntes hölzernes Gebäude. Das eine Ende desselben enthält den „Familien-Wagen", d. i. ein großes Gallagefährt für die Damen, sowie zwei oder drei leichtere Wägelchen, welche vom Hausherrn und seinen Söhnen, wenn sie allein ausfahren, benützt werden; im andern Ende befinden sich die Stallungen für die Pferde, deren immer je nach dem Reichthum der Familie zehn bis zwölf zum Reiten und Fahren gehalten werden. In der Mitte des Schuppens bewahrt man den Mais, der zum futtern der Pferde dient, auf, und der ganze Dachboden ist mit Heu und Stroh vollgestopft. Dieß ist ungefähr das Aussehen eines Herrenhauses in den südlichen Staaten Nordamerika's. Damit wollen wir aber natürlich nicht gesagt haben, daß nicht in Beziehung auf Größe, schöne Lage und gute Erhaltung, sowie noch mehr in Beziehung auf die innere Ausstattung mit Teppichen, Möbeln, Spiegeln, Gemälden und anderen Luxus-Gegenständen zwischen den verschiedenen Herrenhäusern ein ziemlicher Unterschied stattfinde. Eine solche Behauptung wäre zu thöricht! Dagegen aber das behaupten wir, daß der Unterschied nie so groß ist, daß

nicht die Aehnlichkeit „überwiegend" wäre, und jedenfalls sieht man im Augenblicke, „ob man ein Herrenhaus vor sich hat oder nicht".

So „baronenartig" nun aber auch das Wohnhaus eines südlichen Pflanzers ist, so erscheint doch seine Denk- und Lebensweise noch viel edelmännischer. Den Grafen- oder Freiherrntitel setzt er seinem Namen allerdings nicht vor, dagegen aber betrachtet er sich als den „exclusiven Gentleman" und prätendirt, daß jeder, der nicht im Stande ist, einen großen Grundbesitz zu eignen und denselben durch die Hände seiner Leibeigenen bearbeiten zu lassen, lediglich kein Recht habe, sich in Beziehung auf den Rang mit ihm zu messen. Erster Grundsatz eines südlichen Pflanzers ist nemlich, „Andere für sich arbeiten zu lassen, weil Selbstarbeit schändet". Wozu hätte denn sonst Gott die Nigger erschaffen? Nur wer so denkt und handelt, also nur der Plantagenbesitzer gehört zur „Gesellschaft", alle andern Menschen aber, d. h. alle, die nicht auf dem vornehmen Fuße eines Edelmanns leben, gehören dem „Arbeiterstande" an, und sind somit naturgemäß aus dem näheren Umgang des Pflanzers ausgeschlossen. Kurz „Er" allein ist der Herr der Schöpfung, und wenn er vielleicht auch nicht behauptet, daß er aus einem andern Teig geknetet sei, als die übrigen Menschenkinder, so erachtet er sich doch als Einen, zu dem die Uebrigen im Verhältniß der Unterthänigkeit stehen.

Nehmen wir nur die Art und Weise, wie er seine Kinder erzieht! Jeder seiner Sprößlinge, sei er nun ein Bube oder ein Mädchen, erhält schon von Kindesbeinen an einen eigenen Haussclaven zur Bedienung und wird hiedurch nothwendigerweise von der ersten Zeit seines

Denkens an zu der Ueberzeugung getrieben, daß Gott zweierlei Menschen geschaffen habe, die Einen zum Regieren, und die Andern um regiert zu werden. In diesem Gedanken wächst der junge Knabe oder das junge Fräulein auf und wird darin sowohl durch das Beispiel der Eltern, als auch durch das unterwürfige Betragen der Sclavendienerschaft mit jedem Jahre mehr bestärkt. Besonders die Mädchen bilden sich in dem Bewußtsein, „einem ganz andern Genus anzugehören, als die arbeitende Menschenklasse," schon sehr frühzeitig aus, denn man hegt und hätschelt sie wie junge Gräfinnen, und wehe der Dienerin, die sich nicht in alle Launen der jungen „Miß" (so heißt das Kind schon von seinem sechsten Jahre an, gerade wie die Prinzessinen bei uns, wenn sie noch kaum lallen können, mit dem Titel „Hoheit" venerirt werden) fügte, oder sich gar einen Tritt ihres jungen Füßchens nicht gefallen lassen wollte. Die Diener und Dienerinnen sind ja durchweg „Sclaven", die junge Lady aber ist eine „Herrin"! Eben deßwegen würde es auch als ein „Horror" betrachtet werden, wenn man eine solche junge Herrin dazu anhielte, irgend Etwas, was andere Leute für Einen besorgen können, mit eigenen Händen zu verrichten. Sollte sie sich etwa selbst an- oder auskleiden? Thorheiten! Zu diesem Allem hat man ja Sclavinnen und es ist nur schade, daß dieselben nicht auch die Fähigkeit haben, für das Töchterlein des Baumwollenbarons das Gehen oder Sprechen zu erlernen! Ein klein wenig strenger müssen freilich die Buben daran glauben, denn diese sollen zu gebildeten Menschen, oder vielmehr zu Mitgliedern „der Gesellschaft, die sich allein für gebildet erachtet", herangezogen werden und müssen sich also schon in früher Jugend, wenn ihre

gleich alten Schwestern ihre Zeit noch mit Tändeln und Nichtsthun verbringen dürfen, an's Lernen gewöhnen. Unwissenheit und Armuth des Geistes verachtet der reiche Südländer aufs tiefste, und zwar schon deßwegen, weil man dann nicht den Rang als Gentleman einnehmen könnte, auf welchen man Anspruch macht. Der Herrscher muß zum Herrschen-können erzogen werden, sonst hat das Scepter in seinen Händen keinen Werth! Man verschreibt also für den jungen „Gentleman", wenn er kaum vier Jahr alt ist, bereits einen „Governor", d. h. einen Gouverneur oder Hofmeister, gerade wie bei den adeligen Familien Europa's, denn, wahrhaftig, in die „gewöhnliche" Schule kann man den Sohn eines Plantagenbesitzers doch nicht bringen? Die Unterrichtsgegenstände mögen vielleicht im Anfang die gleichen sein, aber die „Art und Weise" des Unterrichts ist fashionabler, wenn man einen eigenen Hofmeister hält, und überdem würde sich sonst der Bub' manche „gemeine" Gewohnheit aneignen. Nach einigen Jahren jedoch schon wird der Unterricht mehr „standesgemäß", und vor allem dürfen ritterliche Uebungen nicht vergessen werden. Der Bub erhält also Lehrstunden im Reiten, Fechten, Schwimmen und Schießen und versteht alle diese Dinge in seinem achten Jahre meist schon viel besser, als ein Bewohner des Nordens der Union in seinem vierzigsten. Dabei wird es dem Hofmeister aufs dringendste an's Herz gelegt, in seinem jungen Zögling den Gedanken, „daß ein Gentleman unbedingt über den andern Menschenkindern stehe und sich unter keinen Umständen und zu keiner Zeit etwas von ihnen gefallen lassen dürfe", stets wach und munter zu erhalten. „Auf die geringste Beleidigung müsse gleich ein Schlag erfolgen und auf die geringste Verletzung die For-

derung auf Leben und Tod. Ja unter gewissen Umständen dürfe man sich auch nicht scheuen, einen Beleidiger, besonders wenn er nicht zu den Bevorrechteten gehöre, ohne weiteres wie einen Hund niederzuschießen, denn also verlange es der Codex der Ehre!" Solcher Art sind die Grundsätze, welche ein regelrechter „Governor" seinem Zögling beizubringen hat und da dieser von der ersten Jugend an nichts hört und sieht, als was mit diesen Grundsätzen übereinstimmt, und da ferner die schwarzen Sclaven seines Vaters ihn als eine Art „jungen Gott" behandeln, der das Recht habe, sie auf dieselbe Weise zu tractiren, wie einen Reitgaul oder einen Jagdhund, so kann man sich wohl denken, welcher Geist einen „Gentleman" von seiner ersten Kindheit an beseelen muß. Allzulange jedoch bleibt der Junge nicht in seinem elterlichen Hause, sondern er kommt vielmehr in seinem neunten oder zehnten Jahre in ein seinem Stande entsprechendes Erziehungs-Institut, in welchem er so lange zu verbleiben hat, bis sein Alter und seine Kenntnisse ihm das Recht geben, ein „College", oder, wenn man lieber will, die Universität, zu besuchen. Natürlich übrigens hütet man sich wohl, das Söhnlein einem andern Institute anzuvertrauen, als einem solchen, in welches grundsätzlich nur allein Söhne von Plantagenbesitzern aufgenommen werden, denn der junge Gentleman muß, wie sich von selbst versteht, eine „gentlemanmäßige" Erziehung erhalten. Darum darf man ihn auch sicherlich nicht der Gefahr aussetzen, mit den Söhnen von niedriger Gebornen zusammen erzogen zu werden, dieweil ja nur zu leicht etwas an ihm hängen bleiben könnte! Ebendeßwegen darf der junge Mann, wenn er, was gewöhnlich im sechszehnten Jahre geschieht, das Erziehungs-

Institut verläßt, auch keine Universität „im Norden der Union" besuchen, indem er daselbst leicht in seinen südlichen Grundsätzen alterirt werden könnte, sondern man schickt ihn in irgend ein College der eigenen Heimath, absonderlich nach „Columbia" oder „Charleston" in Südcarolina, welche beide von den Baumwollenbaronen in ihrer Bescheidenheit „als das Athen der Vereinigten Staaten" gepriesen werden, oder auch nach „Charlottesville" in Virginien, das auf den Namen einer vollkommenen Universität Anspruch macht und oft bis zu vierhundert Studenten — natürlich alle aus dem Süden — zählt. Auf diese Art leitet ein Plantagenbesitzer gewöhnlich die Erziehung seiner Söhne und um dieselbe vollkommen zu machen, läßt er dieselben, wenn sie das College in ihrem zwanzigsten Jahre absolvirt haben, nicht selten mit einem passenden Mentor auf ein paar Jahre nach Europa hinüber, damit sie sich daselbst, sei's auf einer Universität, sei's durch das Leben in großen Residenzen, noch weitere Kenntnisse erwerben. Man sieht also, daß es dem Plantagenbesitzer daran liegt, seine Söhne etwas lernen zu lassen, denn sie sollen in allen Fächern des Wissens, besonders aber in den Staatswissenschaften, zu Hause sein; man sieht aber auch, wie sehr er sich angelegen sein läßt, jenen hochadeligen Geist, der in ihm selbst lebt, auch in seinen männlichen Sprößlingen fortzupflanzen. Uebrigens nicht blos in den männlichen, sondern auch in den weiblichen. Die jungen Ladies nemlich werden, wenn sie ihr achtes oder neuntes Jahr zurückgelegt haben, ebenfalls (wie die Knaben) in ein Erziehungshaus (einem Hofmeister natürlich mag man sie nicht anvertrauen, da ja nur zu leicht das Verhältniß des Lehrers in das Verhältniß des Liebhabers umspringen könnte) ge-

bracht, aus welchem sie erst nach Verfluß von sechs oder sieben Jahren unter das väterliche Dach zurückkehren. Des eigentlichen Lernens wegen bringt man sie freilich nicht hin und noch weniger, damit sie zu tüchtigen Hausfrauen herangebildet werden, denn solche Dinge braucht eine südliche Lady nicht. Die Hauptsache besteht vielmehr in der Aneignung jenes „freien Benehmens und jenes adeligen Anstandes“, welche einer künftigen Edelhofbesitzerin doch wohl unmöglich fehlen dürfen. Bringt es dann die junge Lady so weit, daß sie außer ihrer eigenen Muttersprache auch noch etwas vom Französischen versteht, daß sie ferner tanzen, singen und Klavierspielen gelernt hat, oder daß sie gar noch über alle die Dinge, über welche die Zeitungen berichten, wenigstens „aburtheilen“ kann, dann gilt ihre Erziehung als vollendet und sie tritt von nun an, obwohl erst sechszehnjährig, als erwachsenes Mitglied in die Gesellschaft ein, um vielleicht schon das Jahr darauf dem Besitzer einer benachbarten Plantage die Hand am Altare zu reichen, denn im südlichen Nordamerika sind die Damen gar frühe reif.

Ebenso „baronenmäßig“ wie in der Erziehung seiner Kinder zeigt sich der Plantagenbesitzer auch im gesellschaftlichen Leben. Als großer Grundbesitzer nemlich macht er einen seinem Reichthum entsprechenden Aufwand und nichts ist ihm verhaßter, als der Geist des Sparens und Knickens. Solche Dinge mag der Yankee treiben, denn dieser ist ja zum Handeln und Makeln, zum Wuchern und Schachern geboren; aber der südliche Baumwollenpflanzer würde seinen aristokratischen Stand für entehrt halten, wenn er sich auch nur ein einzigesmal zu irgend einem Handelsgeschäft erniedrigen würde. Seine Lebensaufgabe ist vielmehr, von

Morgens bis Abends den Cavalier zu spielen und seine Zeit mit Artigkeit gegen die Damen, mit Freigebigkeit gegen seine Gäste, mit Curtoisie gegen seine Nachbarn, sowie endlich mit verschiedenen ritterlichen Vergnügungen, an welchen er eine Freude hat, auszufüllen. Deßhalb gibt es auch nicht leicht einen Mann auf Erden, der zuvorkommender gegen die eigene Frau und gegen die eigenen Töchter wäre, als der Baumwollenbaron. Ja er umgibt sie „unaufgefordert" mit einem Luxus, den man anderswo in der Welt kaum kennt. Macht er doch sogar fast jeden Sommer eine Lustfahrt mit ihnen in irgend einen berühmten Badeort oder auch nach einer der großen Hauptstädte des Nordens, nur allein damit sie nicht unter der Glühhitze seines Heimathbodens zu leiden hätten! Thut er dieß doch selbst in solchen Zeiten, welche ihm eine Geldausgabe von so bedeutender Größe, als eine derartige Sommerreise erfordert, fast zur Unmöglichkeit machen! „Die Damen sollen nicht darunter leiden, wenn es um seinen Geldbeutel wegen Mißrathens der Baumwollenerndte oder aus irgend einem anderen Grunde schlecht steht, ja sie sollen nicht einmal etwas davon erfahren, weil sie sich sonst vielleicht in irgend einem Genusse oder in irgend einem Verlangen einschränken würden!" So ungemein rücksichtsvoll ist er gegen sie, und man darf also wohl sagen, daß er in seiner Ritterlichkeit gegen das zarte Geschlecht selbst die Ritter des Mittelalters übertrifft.

Nicht minder ritterlich benimmt er sich gegen seine Gäste, und seine Gastfreundschaft ist deßhalb so zu sagen „sprichwörtlich" geworden. Aus einer Entfernung von zehn, zwanzig und vierzig Meilen in der Runde kommen tagtäglich Besuche angeritten oder angefahren, und der

Plantagenbesitzer bewirthet sie mit einer Cordialität und Liberalität, welche nichts zu wünschen übrig läßt. Ja sogar „gänzlich Fremde", die vielleicht zum erstenmale in die Gegend kommen, werden, sobald man nur sieht, daß sie der gebildeten Klasse angehören, mit der größten Artigkeit empfangen und, ohne daß man sich nur irgend neugierig nach ihren Verhältnissen erkundigt, gar oft zu Wochen langem Bleiben genöthigt. Uebrigens mit der bloßen „Bewirthung" seiner Gäste begnügt sich ein ächter Südländer nicht, sondern er fühlt sich vielmehr verpflichtet, ihnen auch „Vergnügungen und Unterhaltungen" darzubieten. Darum steht in einem der untern Salons regelmäßig ein reich ausgestattetes Piano und an Jemanden, der die Tasten in Bewegung zu setzen verstünde, fehlt es auch nicht. Die jungen Herren und Damen müssen doch Gelegenheit haben, zu singen und zu tanzen, und nicht selten mischen sich sogar die Alten, wenn ihnen nicht ein Spiel oder eine Lectüre besser behagt, in die allgemeine Lust ein. Außerdem gibt es Jagdpartien für die Herren, oder Wasserfahrten, oder andere Vergnügungen ähnlicher Art, denn man denkt den ganzen Tag so zu sagen an nichts, als wie man die Zeit auf eine recht angenehme Art „todtschlägt". Freilich wird dieses ewige „Nichtsthun", dieses reine „Lustbarkeitsleben", das keine ernste und anstrengende Beschäftigung kennt, nur zu oft auf die Spitze getrieben und artet dann in die Weise aus, durch welche der Süden so gar sehr berüchtigt geworden ist. Die jungen Damen bringen dann die eine Hälfte des Tags mit dem Lesen schlüpfriger Romane, sowie mit ihrer Toilette und mit der Malträtirung ihrer Dienerinnen zu, während die andere Hälfte den tollsten Liebeleien und sonstigen ähnlichen Vergnügungen geweiht

wird. Noch ärger aber treiben's die Herren, denn statt vernünftig zu reiten und zu jagen, stellen sie nicht selten halsbrecherische Rennen an, bei denen sie, wenn sie nicht selbst den Hals brechen, doch wenigstens ihre Pferde zu Grunde richten, und verbinden damit solch unsinnige Wetten, daß sie sie nicht bezahlen können, ohne sich und ihre Familie zu Grunde zu richten. Dieß Alles jedoch gienge am Ende noch an, wenn die Leidenschaft der südlichen „Gentlemen" für das Spiel nicht wäre. Wir meinen natürlich nicht das Whist, Tarock, l'Hombre, oder ein anderes ähnliches Spiel, sondern wir meinen vielmehr das sogenannte „hohe Spiel", das Pharo und Trente et un, oder mit einem Wort das „Glücksspiel", das an den bekannten Banken in gewissen Deutschen Bädern gespielt wird. Allerdings ist in der ganzen Union ein solches Spiel auf's strengste verboten, allein gerade dieses Verbot reizt um so mehr und deßwegen befindet sich im Süden fast auf alle zwanzig Meilen, mitten zwischen den Plantagen auf einem wüsten, unangebauten, zwischen Gesträuch und Bäumen versteckten Fleck Landes, also so zu sagen auf „neutralem" Boden, eine Taverne, das ist ein Trink- oder Logirhaus, welches dem Anscheine nach zur Bequemlichkeit für fremde Reisende dienen soll, in Wahrheit aber nichts anderes ist, als eine Spielhölle, in der sich die langweilenden Edelherren der Nachbarschaft, oder wenigstens ihre Söhne, Rendez-vous geben. Solche Tavernen werden meist von pfiffigen Yankees gehalten und sind der Tummelplatz für Abenteurer aller Art, welche vom Norden in den Süden herabkommen, um daselbst ihre leeren Taschen zu füllen. Natürlich äußerlich sieht man's dem Hause nicht an, was sein Inneres birgt, denn die Zimmer zur ebenen

Erde dienen in der That als Trink-, Speise- und Gastzimmer, geht man aber eine Stiege höher hinauf, wohin zu kommen den gewöhnlichen Gästen untersagt ist, so darf man sicher sein, ein Geheimlokal zu finden, in welchem jeden Abend Bank aufgelegt wird. Die Bankhalter aber sind gerade die Abenteurer, von denen wir soeben gesprochen. Uebrigens auch ihnen sieht man ihr Metier nicht an, denn selbst wenn sie Spieler und Gauner „von Profession" sind, wissen sie sich ein solches gentiles Ansehen zu geben, daß sie auf dieser oder jener Plantage als Gäste eingeführt werden können, und nur dem Wirthe, mit welchem sie (wenn auch die Uneingeweihten nichts davon merken) immer in geheimer Verbindung stehen, ist ihr eigentlicher und wahrer Charakter bekannt. Demnach glauben die Herren Plantagenbesitzer und ihre Söhne „nur mit Ihresgleichen" umzugehen und zwar um so mehr, als sich nicht selten irgend ein heruntergekommenes Mitglied einer Pflanzersfamilie dazu hergibt, derlei Abenteurer „als seine Freunde", die er auf seinen Reisen nach Neuyork und Baltimore kennen gelernt, mit den Herren Baumwollenbaronen in der ganzen Runde herum bekannt zu machen. So kommt man denn Abends in der Taverne zusammen, geht aber selten auseinander, ehe der Morgen graut. Der Eine hat Hunderte oder gar Tausende verloren und der Andere eben so viel gewonnen; den Hauptrogen jedoch zieht natürlich immer der Bankhalter, obschon er sich wohl hütet, seine betrügerischen Künste allzu offen hervortreten zu lassen, denn die Herren Südländer sind gleich mit ihren Revolvern zur Hand. An blutigen Scenen und Raufereien fehlt es übrigens deßwegen doch nicht und nur zu oft werden unter den Spielenden Pistolenschüsse gewechselt,

welche nicht selten mit schweren Verwundungen oder gar mit dem Tode des Einen oder des Andern endigen. Was liegt aber daran? Die Theilhaber der nächtlichen Orgie reiten getrost nach Hause und wenn dann den andern Tag auf die Anzeige des Wirths hin, daß in seinem Hause eine Rauferei vorgefallen sei, deren Theilnehmer er lediglich nicht kenne, eine Jury zusammentritt, um den Vorfall des Näheren zu untersuchen, so lautet das Verdict gewöhnlich: „von unbekannter Hand erschossen.“ Natürlich! die Jury besteht ja aus lauter Südländern, welche an derlei Auftritte gewöhnt sind und ohnehin alles Aufsehen vermieden haben wollen! Zur Ehre der südlichen Pflanzer müssen wir übrigens hier bemerken, daß nur der kleinere Theil derselben an solchen Ausschweifungen Theil nimmt, während die größere Mehrzahl sich entfernt hält. Dieser kleinere Theil aber nimmt genau den Standpunkt ein, welchen auch die europäischen durch Spiel und Trunksucht heruntergekommenen Barone einnehmen, nur mit dem einzigen Unterschiede, daß derlei Herren in Amerika bei ihrem viel hitzigeren Charakter und bei der Ungebundenheit des Lebens, das sie von Jugend auf zu führen gewohnt sind, gewöhnlich außer Spielern, Trinkern und Verschwendern auch noch „Klopffechter, Raufbolde und Mörder“ werden. Ja man darf wohl sagen, daß der Süden Amerikas, „der ritterliche Süden“, wie man ihn gewöhnlich nennt, durch diese letztere Eigenschaften ein Renommé, und zwar ein recht schlimmes Renommé bekommen hat; denn man bekümmert sich dort um ein Menschenleben so wenig, als anderswo um das Leben eines Vogels in der Luft!

Solcherartig ist das gesellschaftliche Leben der Herren Plantagenbesitzer und ganz dem entsprechend gestaltet sich

auch ihr Verhältniß zu ihren Unterthanen d. h. zu den leibeigenen Schwarzen, welche sie auf ihren Gütern unterhalten. Nehmen wir einmal eine Plantage an, die groß und einträglich genug ist, um ihren Inhaber mit seiner Familie so zu ernähren, daß er das Leben eines Baronen, Grafen oder gar Fürsten spielen kann. Nehmen wir ferner an, daß die Erziehung, welche er genossen, ihn verhütet, sich in die gemeinen Verirrungen und Verschwendungen, welche wir soeben geschildert, zu stürzen. In diesem Fall wird gewiß das Verhältniß, in welchem er zu seinen Niggerunterthanen steht, ein äußerst „patriarchalisches" genannt werden müssen. Allerdings kommt er mit denselben nur gar wenig in „unmittelbare" Berührung, wie denn auch das Herrenhaus sowohl von dem Dörfchen, in welchem die Nigger wohnen, als auch von den übrigen Gebäulichkeiten, welche zum Plantagenbetrieb nothwendig sind, immer eine gute Viertelstunde entfernt steht. Der Besitzer des Edelhofs will vielmehr „als Herrscher" leben und hält sich deßwegen zur Besorgung aller wirthschaftlichen Angelegenheiten einen Oberaufseher oder „Overseer", welcher Oberknecht, Rentamtmann und Premierminister in einer Person ist. *) Dieser Overseer nun hat nicht blos die gesammte Arbeit auf dem großen Gute zu leiten, nicht blos die sämmtlichen Nigger zu beaufsichtigen, zu belohnen oder zu strafen, sondern er hat auch für die Einheimsung der Erndte, sowie für deren Verkauf zu sorgen. Ueberdieß führt er die Bücher und hat die gesammte Rechnerei unter sich, so daß man wohl sagen kann, er sei die rechte Hand des Inhabers

*) Wer übrigens das Verhältniß des Plantagenbesitzers zu seinen Sclaven noch näher kennen lernen will, den bitten wir, die beiden Aufsätze „Sclavenleben und Sclavenhandel in Amerika" nachzulesen.

des Herrensitzes. Ihm allein gibt der Letztere seine Befehle, nicht aber den Sclaven selbst, denn solches wäre allzuherabwürdigend für einen Gentleman, und somit ist der Oberaufseher zugleich als die Mittelsperson zwischen dem Herrn und seinen Unterthanen anzusehen. Allein trotz allem dem stellt es sich doch auf jeder Plantage sogleich heraus, ob der Besitzer derselben zu den Gentlemen gehört, welche wirklich „edelmännisch" denken, oder zu jenen herabgekommenen Baronen, die vom Edelmann nichts mehr besitzen, als den äußern Schein. Im ersteren Fall nemlich ist der Overseer stets gehalten, nicht allzu roh gegen die Schwarzen aufzutreten, und der Inhaber des Herrenhauses nimmt sich sogar von Zeit zu Zeit die Mühe, in eigener Person nach seinen Unterthanen zu sehen, um sich von ihrer Lage zu überzeugen. Grausamkeit gegen die Schwarzen gilt unter den Gentlemen des Südens immer als ein Beweis von schlechter Erziehung und darum wird ein Plantagenbesitzer, er sich als wahrhafter Edelherr fühlt, nie zugeben, daß die Peitsche oder die Folter, selbst in dem Fall, wenn ein Nigger sich verfehlt, allzustreng in Anwendung komme. Im Gegentheil geht sein Befehl dahin, daß die Sclaven einmal nicht allzusehr mit Arbeit überladen, zweitens mit Speise und Kleidern wohl versehen und drittens endlich in Krankheitsfällen richtig verpflegt werden. Ja er versäumt es sogar nie, die schwereren Kranken selbst zu besuchen, und sieht es gern, wenn der Eine oder der Andere seiner Unterthanen „eine Audienz" bei ihm begehrt, um sich „diese oder jene Gnade" zu erbitten. Mit einem Wort also, er fühlt sich als ein regierender Fürst, dem es obliegt, seine Unterthanen so gut als möglich zu behandeln. Ebendeßwegen ist er auch nie dazu zu bringen, irgend einen seiner

Sclaven zu verkaufen, es müßte denn dieser ein ganz entartetes Subject sein. Noch viel weniger aber wird er ohne besondern Grund Familienbande zerreißen und die eine Tochter dahin, oder den anderen Sohn dorthin veräußern, sondern im Gegentheil seine Unterthanen bleiben „generationenweise" auf der Plantage und betrachten sich eben so gut als deren Angehörige, wie die Bauern bei uns sich als Angehörige der Ortschaft ansehen, in welcher sie geboren sind. Ja, Einzelne derselben, nemlich diejenigen, welche als Diener in der Familie verwandt werden (und wir wissen ja aus dem früher Gesagten schon, daß jeder Sohn und jede Tochter ebensogut ihren eigenen Leibdiener halten, als der Herr und die Herrin des Hauses), also die sogenannten „Haussclaven", rechnen sich sogar zu den Familienmitgliedern und fühlen sich als solche so glücklich, daß sie, wenn man ihnen heute die Wahl ließe, frei zu sein, oder aber bei ihren Herrn in der Sclaverei zu bleiben, meist (wie wir bei dem Artikel „Sclavenleben" näher zeigen werden) das Letztere wählen würden!

So verhält es sich auf einer Pflanzung, deren Besitzer ein wirklicher Gentleman ist. Nehmen wir aber umgekehrt eine Plantage an, auf welcher ein Spielerwüstling und Raufbold, oder mit einem Wort ein heruntergekommener Edelherr dominirt, wie ganz anders gestaltet sich hier das Verhältniß! Nicht blos ist er ein Tyrann gegen seine Unterthanen — und kleine Tyrannen sind noch immer die allerärgsten gewesen; nicht blos hält er dieselben stets übermäßig zur Arbeit an und straft sogar die geringste Nachlässigkeit mit unbarmherziger Härte; nicht blos wird er durch seine Verschwendung und Liederlichkeit gezwungen, da und dort einen Sclaven zu verkaufen und somit Kin-

der von den Eltern oder umgekehrt zu trennen; nicht blos tritt er, denn ein Wüstling seiner Art kennt keine Scham, für seine eigene Person in ein schändliches Verhältniß zu seinen Sclavinnen und lebt in offenem oder heimlichem Concubinat mit ihnen; nicht blos verkauft er, wenn es ihm möglich ist, die Reize derselben an irgend einen seiner Freunde, oder verpfändet sie in Ermangelung von baarem Geld auf der Pharobank; nein nicht blos dieß, sondern er läßt sich sogar nicht selten dazu herbei, die von ihm mit einer Sclavin erzeugten Kinder, also seine eigene persönliche Nachkommenschaft, auf den Markt zu bringen, um so seiner erschöpften Kasse durch ein Verbrechen zu Hülfe zu kommen! Mancher unserer Leser hat ohne Zweifel schon von der liederlichen Wirthschaft, welche am Ende des vorigen Jahrhunderts auf diesem oder jenem Edelhofe Europas geführt wurde, gelesen, und gewiß machte dann das Lumpenleben eines solchen Duodez-Tyrannen einen äußerst widerlichen Eindruck auf ihn; allein auf einer Plantage Amerikas, deren Besitzer im Herabkommen begriffen ist, geht's doch noch viel roher und niederträchtiger zu. Ein solcher verdorbener Grundherr nemlich muß, weil er nicht mehr so viel Einkommen besitzt, um es im Aufwand seinen Nachbarn gleichthun zu können, während doch „die Ehre des Hauses" erhalten werden soll, zu den allergemeinsten Mitteln, durch die er seine Revenüen vermehren kann, greifen, und darum weiß man auch, wenn man auf einer Pflanzung halbnackte und fast ganz verhungerte Sclaven vor sich sieht; alsobald, zu welcher Gattung von Menschen der Inhaber dieser Sclaven gehört. Natürlich! Lieber die Unterthanen placken und peinigen, lieber ihnen Nahrung und Kleidung entziehen, als aufhören den Baronen zu spielen!

Allerdings geht auch auf einer solchen Plantage Alles durch die Vermittlung des Overseers, allein der Gutsherr stellt, wie sich von selbst versteht, nur einen solchen Aufseher ein, welcher „nach seinem Geschmacke" arbeitet, und tritt sogar nicht selten, wenn der Overseer im Antreiben zur Arbeit, oder in der Handhabung der Peitsche zu lax erscheint, „selbst handelnd" auf. Letzteres übrigens ist fast nie nothwendig, denn der Overseer weiß ja, daß er nur ein Werkzeug in der Hand seines Herrn ist und daß er im Augenblick mit Schimpf und Schande entlassen würde, wenn er sich den Befehlen seines Patrons widersetzen wollte. Also frisch drauf los und die Sclaven geschunden, so lange noch etwas an ihnen herunterzuschinden ist!

Auf diese Art lebt der Baumwollenbaron auf seinen Gütern. Er ist der reinste Feudalherr und übt in jeglicher Beziehung dieselben Gerechtsamkeiten und Vorrechte aus, welche der reichsunmittelbare Baron im vorigen Jahrhundert noch in Deutschland hatte. Allein nicht blos auf seiner Plantage ist er König und Herr, sondern auch in dem Staate, dem er angehört. Ja sogar die Herrschaft über die Union, d. h. über die gesammten Vereinigten Staaten betrachtete er bis auf die neueste Zeit herab als etwas ihm Angehöriges, oder vielmehr als eine Art „von Monopol", welches ihm schon von Geburtswegen zukomme. Sehen wir nun zuerst, woher es kommt, daß er im Stande ist, in dem Staate, in welchem seine Plantage liegt, das Dominium zu führen.

Wir wissen aus dem oben Gesagten, daß in einem Baumwollenstaate kaum der zehnte Theil der freien Weißen der Klasse der Plantagenbesitzer angehört und somit sollte man es für unmöglich halten, daß diese Letzteren über die

andern neun Zehntel den Sieg davon tragen könnten. Nordamerika ist ja bekanntlich eine Republik mit der allerbreitesten demokratischen Basis, und somit werden, weil nur allein „das Volk" herrschen soll, alle Behörden, alle Obrigkeiten, ja die höchsten Spitzen der Regierung vom Volke erwählt. So wird es im Osten wie im Westen und im Norden wie im Süden gehalten, denn überall gilt das gleiche Gesetz, und ebendeßwegen gibt's auch in den Baumwollenstaaten naturgemäß weder irgend ein Amt, noch irgend eine Auszeichnung, noch irgend eine Würde, auf welche Jemand von Geburts wegen oder wegen Familienverhältnissen oder aus irgend einem andern persönlichen Grunde Anspruch machen könnte. Im Gegentheil jeder Staatsbürger hat ganz die gleichen Rechte, wie der Andere, und Alles, was da geschieht, wird durch die Stimme der Mehrheit entschieden. Das aber versteht sich so zu sagen von selbst, daß die Nigger keine Stimme haben, denn wie könnte man denn „Sclaven" die gleichen Rechte einräumen, wie den „Herren"? Für sie also stimmen ihre Eigenthümer ab und zwar in der Weise, daß fünf erwachsene männliche Nigger für drei Weiße gelten. Wenn also z. B. Einer fünfzehn erwachsene männliche Sclaven besitzt, so darf er bei den Wahlen (außer seiner eigenen) neun Stimmen abgeben, und der Besitz von hundert solcher Nigger sichert ihm sechszig Stimmen u. s. w. Hiedurch natürlich gewinnen die Sclavenhalter im Süden einen großen Einfluß; allein „überwiegend" wird derselbe dadurch doch nicht, sondern im Gegentheil, die Zahl der freien weißen Städtebewohner, die das Recht zu stimmen haben, überwiegt die Zahl der Niggerstimmen „um fast das Dreifache." Demgemäß könnten die weißen Städter, ihrer Ueberzahl

wegen, wenn sie zusammenstünden, unbedingt alle Wahlen nach ihrem Belieben entscheiden und nur solche Candidaten in die Regierung berufen, welche ihnen genehm wären, oder mit Einem Worte, sie könnten in den Baumwollenstaaten ganz allein das Directorium führen und es dahin bringen, daß auch gar nichts „gegen ihren Willen" vorgenommen werden dürfte. Aber solches thun sie nicht, sondern sie „tanzen" vielmehr, wie ihnen die Plantagenbesitzer „aufspielen", und lassen sich das Dominium jener wenigen Aristokraten in Allem und Jedem gefallen. Der Grund, warum sie dieß thun, liegt übrigens nahe genug und darf nirgend anders als im Wesen des Südens selbst gesucht werden.

In den Staaten nemlich, in welchen die Baumwolle gedeiht, gibt es weder Ackerbau, noch Manufakturen, noch industrielle Geschäfte überhaupt. Der Boden taugt nicht für die Gewächse und Früchte, welche in einem gemäßigten Klima gedeihen, und überdieß brennt die Sonne zu heiß und entnervend, als daß sich die freien Weißen, welche daselbst leben, der Kultivirung des Feldes widmen könnten. Eben deßwegen findet man auch unter der ganzen weißen Bevölkerung des Südens (einige ganz wenige Ausnahmen abgerechnet) Niemanden, der „im Felde" arbeitete. Gesetzt den Fall aber auch, es hielte es der Eine oder der Andere aus, dieselben Dienste zu thun, welche die Nigger auf den Plantagen verrichten, so könnte er sich schon deßwegen nicht zu einer solchen Arbeit hergeben, weil alle Welt mit tiefer Verachtung auf ihn herabsehen würde. Ja seine ganze Existenz stünde in Frage, denn man würde ihn ohne Zweifel, weil Feldarbeit und Niggerarbeit in den Baumwollenstaaten so zu sagen gleichbedeutende Begriffe

sind, aus dem Verband der freien Weißen geradezu aus=stoßen. Somit ist der Stand der freien Bauern im Süden gar nicht vertreten und von all den acht Millionen Weißen, welche daselbst wohnen, hat außer den Plantagenbesitzern, denen der ganze Grund und Boden gehört, kein Einziger ein ländliches Eigenthum. Gerade so wenig aber als der Ackerbau, vermag die Industrie und das Manufakturwesen zu einigem Gedeihen zu kommen. Die Nigger sind dabei nicht zu verwenden, außer höchstens zu den gröbsten Ar=beiten, ein Anglosachse aber, ja sogar ein Irländer würde sich schämen, neben einem Schwarzen zu arbeiten. Aus diesem Grunde ist bis jetzt noch jeder Versuch, größere industrielle Etablissements im Süden zu gründen, fast immer mißglückt. Warum sollten sich auch geschickte Mechaniker oder ähnliche Gesellen verlocken lassen, in das ungesunde Klima der Baumwollen=Niederungen hinabzuziehen, da sie ja in den freien nördlichen Staaten bei gleich hohem oder doch nicht viel geringerem Verdienste weit angenehmer und gesünder leben? Kurz es ist eine Erfahrungssache, daß die Industrie nur da fortkommt, wo die Sclaverei nicht zu Hause ist!

Wenn es nun aber im Süden weder Ackerbau noch Manufakturen gibt, welche Geschäfte treiben denn dann jene acht Millionen Weiße, die in den Baumwollenstaaten woh=nen? Ei nun, sie sind entweder Handwerker, oder Kauf=leute, oder Gelehrte. Handwerker braucht man allüber=all in der Welt und die Schreiner, Schmiede, Zimmer=leute, Maurer, Glaser u. s. w. sind fast so unentbehrlich, als das tägliche Brod. Selbst der Plantagenbesitzer kann nicht ohne sie leben und ist daher, weil seine Nigger zu derlei Geschäften ihrer Talentlosigkeit wegen kaum zu ge=

brauchen sind, recht froh darüber, daß sich in den Städten, selbst in den kleinsten, ein Theil der Bevölkerung solcher Arbeit hingibt, natürlich aber ohne daß deßwegen derlei Handwerker von ihm „als Seinesgleichen" betrachtet würden. Im Gegentheil, Er, der Pflanzer, ist der „Arbeitgeber" und der Handwerker ist nur der „Taglöhner, der ums Geld arbeitet". Dieses Bewußtsein durchdringt übrigens nicht blos den Pflanzer, sondern auch den Handwerker selbst und der Letztere ist daher keineswegs beleidigt oder beschämt, wenn er sieht, daß ihn der Besitzer eines Herrenhofes als einen Menschen „niedererer Gattung" behandelt. Im Gegentheil, er weiß gar nicht anders, als daß er eine untergeordnete Person ist, und beweist dieß dadurch, daß er sich dem Pflanzer gegenüber in allen Dingen nicht blos „fügsam", sondern sogar „unterthänig" zeigt und so gewissermaßen den „Schweif der Aristokratie" bildet. Solche Denkungsweise wird ihm übrigens nicht etwa erst in seinem späteren Alter beigebracht, sondern er hat von seiner ersten Jugend an nie anders denken gelernt. Ist er ja doch „im Wissen und in der Bildung" unendlich weit zurück, da man im Süden nicht im Geringsten daran denkt, überall gute Schulen zu errichten, in welchen die Söhne des Handwerkerstandes Unterricht erhalten könnten. Nein gerade umgekehrt, es ist weit besser, oder vielmehr es entspricht dem Interesse der Plantagenbesitzer weit mehr, wenn die große Masse der nichtsclavenhaltenden Weißen in der Unwissenheit erhalten bleibt, denn nur dann darf man sicher sein, daß dieselbe das Gefühl ihrer Abhängigkeit von der hohen Aristokratie nicht verliert. Daher kommt es denn auch, daß z. B. im Staate Nordcarolina, dem Census vom Jahr 1860 gemäß, von

der ganzen freien weißen Bevölkerung nur ein einziges Fünftheil, im Staate Florida aber gar nur ein Sechstheil lesen und schreiben konnte. Allein schämten sich vielleicht die vornehmen Herren jener Staaten dieser Entdeckung? Närrische Frage, — als ob man sich dessen zu schämen hätte, wessen man froh ist! Oder schämten sich vielleicht die ungebildeten Weißen dieser ihrer Unwissenheit, durch welche sie sich so zu sagen den Sclaven gleichstellen? Eine noch närrischere Frage! Die freien Weißen sind viel zu stolz, als daß sie sich über so etwas schämen könnten. Wissen sie doch, daß sie „Weiße" sind und dieser ihrer Abstammung wegen hoch erhaben über dem Nigger stehen, auch wenn sie denselben im Wissen und in der Bildung nicht übertreffen! Die „Hautfarbe" ist ihr Rang, mit welchem sie sich blähen, und „sie" gilt ihnen daher mehr, als einem Europäer ein Ordenszeichen. Darum stehen sie auch mit Leib und Seele zum Plantagenbesitzer, als dem Hauptvertheidiger des Sclaveninstitutes, einfach weil sie fürchten, der Neger möchte sich, wenn er frei würde, auf dieselbe Stufe mit ihnen stellen und ihnen das einzige Vorrecht, das sie besitzen, das Recht bei den Wahlen abzustimmen, streitig machen.

Sie also, die Handwerksleute des Südens, sind ganz und gar in den Händen der Baumwollenbarone; allein fast ebenso abhängig sind auch die Kaufleute, einige größere Handlungshäuser in den bedeutenderen Seestädten etwa ausgenommen. Man darf sich nemlich unter diesen Kaufleuten nicht sowohl En-gros-Händler als vielmehr Kleinhändler vorstellen, also Leute, welche ihren Nebenmenschen das, was man zum Lebensunterhalt bedarf, liefern, und somit handeln die Einen mit sogenannten Specereiwaaren,

als da sind Zucker, Kaffee u. s. w.; die Zweiten mit Wein, Spirituosen und andern Getränken, die Dritten mit Kleidungsstücken und Weißzeug, die Vierten mit Möbeln und Polstererarbeit, die Fünften mit Goldwaaren, Uhren und dergleichen, die Sechsten mit Porcellain, Glas u. s. w. u. s. w. An wen nun aber werden alle diese Händler am meisten verkaufen, d. h. wer wird ihr bester Kunde sein? Natürlich kein Anderer, als der Plantagenbesitzer, denn dieser hat nicht blos für sich und seine Familie, sondern auch für das ganze Heer seiner Sclaven zu sorgen und ist überdem ein Mann, dem sein Reichthum erlaubt und seine Stellung gebietet, Aufwand zu machen. Darum wird auch der Kaufmann im Süden immer ein gewisses Abhängigkeitsgefühl seinem hohen Gönner gegenüber empfinden und jedenfalls nie so frech sein, demselben offene Opposition zu machen. Noch abhängiger übrigens ist der sogenannte „Mäckler", d. h. derjenige, welcher dem Plantagenbesitzer seine Baumwolle feil macht, denn seine ganze Existenz beruht ja darauf, daß der Pflanzer sich seiner als eines Unterhändlers bedient; am allerabhängigsten aber ist vollends der „Sclavenhändler" oder derjenige, welcher Niggerfleisch feil hat, einfach weil der Plantagenherr sein einziger Käufer ist. Kurz der ganze Kaufmannsstand wird sich schon seines Vortheils wegen gar wohl hüten, eine andere Meinung zu haben, als die Herren Eigenthümer der Edelhöfe.

Ganz ebenso verhält es sich auch mit dem Gelehrtenstande. Die ihm Angehörigen sind entweder Professoren, oder Pfarrer, oder Schulmeister, oder Musiklehrer, oder Hofmeister, oder Advokaten, oder Schauspieler; allein wer anders gibt ihnen Beschäftigung als der Plantagenbesitzer, oder, wenn auch dieß nicht der Fall ist, von wem

hängt wenigstens ihre Anstellung meistentheils ab? Sicherlich von Niemand anderem, als von dem großen Feudalbaron, dem der ganze Grund und Boden zu eigen gehört und der also das Hauptgeld beisteuert zur Erbauung der Kirchen, sowie auch zur Unterhaltung der Concert- und Musiksäle. Kurz man darf mit vollem Recht sagen, daß von den sämmtlichen sechszehnmal hunderttausend Familien, aus welchen die weiße Bevölkerung des Südens besteht, bei weitem die meisten das Interesse des Pflanzers als ihr eigenes betrachten.

Hiezu kommt noch ein weiterer Umstand, nemlich der, daß unter diesen sechszehnmal hunderttausend Familien wieder mindestens viermalhunderttausend sind, welche ebenfalls Sclaven halten. Es gibt nemlich keinen größeren Kaufmann, keinen Schiffsrheder und was dergleichen mehr ist, der nicht nothwendig zu den gröberen Geschäften Nigger zu verwenden gezwungen wäre, da ja alle grobe Arbeit für einen freien Mann verpönt ist. Ja sogar zu vielen „leichteren" Dienstleistungen muß man Nigger haben, wie z. B. zu Bedienten, zu Hausknechten, zu Portiers, zu Kellnern, zu Aufwärtern u. s. w. u. s. w. einfach weil man sich, da die Weißen sich schämen, solche Dienste zu thun, auf keine andere Weise helfen kann, als dadurch, daß man entweder selbst Sclaven kauft, oder aber daß man einen solchen Burschen von einem Sclavenhalter, der sich damit abgibt, sein Negereigenthum gegen so und so viel des Tags oder der Woche auszuleihen, miethet. Hieraus geht also zur Genüge hervor, daß das Sclaveninstitut nicht blos auf den Plantagen des Südens, sondern auch in den Städten (obwohl hier in geringerem Maaße) eingebürgert ist, und nun fragen wir: läßt es sich denken, daß ein

solcher sclavenhaltender Städter dem Herrn Baumwollenbaron „gegensätzlich“ in den Weg treten wird? Sicherlich nicht! Im Gegentheil geht sein ganzes Bestreben dahin, besonders wenn er ein reicher Kaufherr ist, von dem Edelhofs-Inhaber als ein Ebenbürtiger behandelt zu werden, und deßwegen benimmt er sich in allen und jeden Dingen so überaus höflich und zuvorkommend gegen ihn, daß man oft fast versucht wäre, diese Höflichkeit für reine Unterthänigkeit anzusehen.

So steht es mit der freien weißen Bevölkerung in den kleinen und großen Städten der Baumwollenstaaten. Sie ist „frei“ im Gegensatz zu den Niggern, aber „abhängig“ im Verhältniß zu dem Baumwollenbaron. Allerdings gibt es auch Ausnahmen und besonders eingewanderte Deutsche und Franzosen, sowie auch viele Yankees, welche sich in den größeren Seestädten niedergelassen haben, denken über die Sclavereifrage ganz anders, als es den Plantagenbesitzern lieb ist; aber dürfen sie es laut werden lassen? Du lieber Himmel, die große Masse, welche, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, fast noch „königlicher denkt als der König selbst“, würde wuthentbrannt über sie herfallen und sie wären nicht blos ihres Eigenthums, sondern auch ihres Lebens nicht mehr sicher. So schweigen sie denn lieber still, obwohl es ihnen tief in's Herz fressen mag, ihre Grundsätze ganz und gar verleugnen zu müssen. Unter solchen Umständen aber kann es Niemanden mehr auffallen, wenn der Plantagenbesitzer nur immer noch hochmüthiger auf seine exclusive Stellung wird und alle nicht-sclavenhaltende Weiße (sobald er sich unter Seinesgleichen befindet) mit dem verächtlichen Titel der „*Mean-Whites*“, d. h. „des weißen Packs“ beehrt ja wenn er sogar die

großen Kaufleute, trotzdem daß diese ebenfalls Sclaven halten und vielleicht reicher sind, als er selbst, dennoch „als tief unter sich stehend“ behandelt. Er kann ja doch wahrhaftig Menschen, die sich mit Rechnen, Briefschreiben und Comptoirsitzen abgeben und sich dadurch „zu Arbeitern“ herabwürdigen, unter keinen Umständen als „Ebenbürtige“ in seine Gesellschaft aufnehmen! Weiß er doch, daß er trotz allem dem bei den Wahlen zu den Staatsämtern nothwendig den Sieg davon tragen muß! Weiß er doch, daß die große Hauptmasse der weißen Bevölkerung, „der Pack der Handwerker nemlich“, wie Ein Mann zu ihm steht und daß es ihn nur eine herablassende Miene, oder ein freundliches Wort kostet, um alle diese Schuhmacher und Schreiner, oder was sie sonst sein mögen, für sich in Feuer und Flammen zu setzen! Wenn es nemlich schon überaus wohlthuend für den niederen Mann ist, vom Herrn Baron oder Grafen auch nur angeredet zu werden, wie viel größer muß dann das Wonnegefühl sein, wenn ein großer Plantagenbesitzer einmal Einem der Mean-Whites gar vollends die Hand drückt und ihn um seine Stimme bei den bevorstehenden Wahlen bittet?

Aus diesem Grund darf man mit Sicherheit darauf rechnen, daß es kein Amt und keine Bestallung in den südlichen Staaten der Union gibt, welches nicht den Plantagenbesitzern und ihren Angehörigen zufallen muß, sobald sie es nur wollen. Am „Wollen“ aber, darauf mag man rechnen, fehlt es durchaus nicht. Allerdings den größeren Grundbesitzern selbst ist es vielleicht weniger darum zu thun, eine Staatsanstellung zu bekommen, allein es gibt ja auch minderbegüterte, denen ein gutes Einkommen sehr willkommen ist und überdieß müssen die zweit- und dritt-

gebornen Söhne doch sicherlich ebenfalls versorgt werden. Es ist nemlich im ganzen Süden Regel, daß das Familiengut nie getheilt wird, sondern immer ungeschmälert an den Erstgebornen kommt, gerade wie in unserem Vaterlande bei den sogenannten Majoraten. Demgemäß theilen sich die übrigen Kinder immer nur in die mobile Hinterlassenschaft, d. h. in die Capitalien u. s. w., und diese sind, wie man sich wohl denken kann, oft nicht so groß, daß jeder Erbe sich damit eine eigene Plantage kaufen könnte. Er muß also darnach trachten, auf andere Weise Geld zu verdienen und was bleibt ihm da sonst übrig, als nur allein der Staatsdienst? Oder wie? Soll er vielleicht Kaufmann werden? Pfui über die Frage! Er, der ritterliche Sohn eines Edelhofbesitzers, und Krämer! Lieber noch Straßenräuber und Bandenanführer! In Deutschland wie überhaupt in Europa hat man für jüngere Söhne den Ausweg der militärischen Laufbahn; allein in den Vereinigten Staaten ist die reguläre Armee im Frieden so klein, daß das Offizierskorps nur ein ganz schmales Häuflein ausmacht. Also gibt's lediglich kein anderes Mittel, als das in den Civilstaatsdienst zu treten. Hier allein kann man eine Carrière machen und zwar um so leichter, als jeder Pflanzerssohn sich rühmen darf, auf einem „College“ seine Ausbildung erhalten und etwas gelernt zu haben. Der junge Mann macht also frisch vorwärts und beginnt damit, daß er sich durch den Einfluß seines Vaters und der Freunde seiner Familie in die Legislatur *) wählen

*) Jeder einzelne Staat in der Union besitzt ein Repräsentantenhaus und einen Senat, d. h. eine erste und zweite Kammer und diese beiden zusammen bilden die Legislatur oder den gesetzgebenden Körper.

läßt. Sitzt er aber einmal darin fest, dann ist ihm auch sowohl Ehre als Reichthum gewiß, indem alle höheren Stellen im Staate immer irgend einem der Herren Repräsentanten oder Senatoren zukommen. Nun aber fragen wir, ob wir nicht Recht hatten, als wir den Satz aufstellten, daß in den sämmtlichen Baumwollenstaaten das Regiment vollständig in den Händen der Plantagenbesitzer sei?

Allein nicht blos in ihrer eigenen Heimath dominiren dieselben, sondern auch in den übrigen Vereinigten Staaten spielen sie oder spielten sie vielmehr bis in die neueste Zeit die Herren. Wie dieß so gekommen ist, werden wir dem Leser in einem besonderen Artikel auseinandersetzen, *) da es zu weitläufig wäre, hier bei der Charakterschilderung des Baumwollenbaronen des Näheren darauf einzugehen. Die Thatsache aber, daß der Süden (d. h. die sclavenhaltenden Staaten) über den Norden (oder die freien Staaten) durch volle siebzig Jahre ein factisches Uebergewicht behauptete, daß ferner aus seiner Mitte fast diese ganze Zeit über der Präsident der Union hervorging und daß folglich das ganze Regiment dieser Union ganz allein in seinen Händen lag, d. h. mit andern Worten, daß alle Ministerstellen, alle Gesandtschafts-Posten, alle höheren Staatsämter u. s. w. u. s. w. fast nur allein mit Männern des Südens besetzt wurden, — diese Thatsache steht fest und konnte natürlich keine andere Folge haben, als daß sie den Plantagenbesitzer und seine Angehörigen mit noch größerem Stolz, als sie ohnehin schon besaßen, erfüllte.

*) Dieser Artikel heißt: „Der Streit zwischen dem Süden und Norden, oder die große Frage von dem Bestand der Union.“

Ja es kam so weit, daß der Pflanzer die freien Bewohner der nördlichen Staaten mit demselben Auge zu betrachten anfing, wie die „Mean-Whites“ in seiner eigenen Heimath, und sich nur selten dazu herbeiließ, mit einem von ihnen als einem Ebenbürtigen zu fraternisiren! „Sie (die Bewohner der nördlichen Staaten nemlich) konnten, wie er meinte, die Vorzüge des Geistes und der Erziehung nicht aufweisen, die er hatte; sie konnten sich nicht rühmen, auch nur einen Einzigen jener vielberühmten Politiker und Staatsmänner erzeugt zu haben, um welche selbst Europa das Kabinet von Washington beneidete, sondern die Calhoun's, die Clay's, die Monroe's, die Polk's, und wie sie alle heißen, gingen sämmtlich aus dem Süden hervor. Sie hatten nicht den Muth, wie er, bei jeder Gelegenheit an ihr ritterliches Schwert zu pochen und noch weniger wagten sie es, dasselbe aus der Scheide zu reißen; vor allem aber gab es bei ihnen keine alten Familien, welche durch Jahrhunderte ihr angeerbtes Besitzthum behaupteten und sich schon dadurch den Glanz des Erbadels sicherten.“ Also sprach der Plantagenbesitzer und merkwürdigerweise gaben ihm die Bewohner des Nordens nicht nur in allen diesen Dingen Recht, sondern sie fügten sich auch meistens ohne Widerstand seinem Uebergewichte. Woher kam aber dieß? Nun einfach daher, daß die südlichen Edelherren in der That und Wahrheit fast immer besser gebildet waren, als die Yankees im Norden; ferner daher, daß dieselben alle besseren Stellen in der Union im Besitz hatten und endlich daher, daß man sie fürchtete. Der Südländer war ja, wenn man ihm widersprach, alsobald mit dem Messer und der Pistole parat und rächte jedes nur halbwegs mißfällige Wort gleich auf der Stelle mit einem Stich oder einer

Kugel. Daher gab man ihm auch im ganzen Norden nur den Titel „des Feueressers“ und hütete sich gar wohl, mit ihm in Konflikt zu kommen. Noch größern Respekt übrigens flößten dem Nordländer die alten Familiensitze ein, deren sich die Plantagenbesitzer rühmen können, denn er dachte dabei stets an die Familiensitze „der Herren Lords in England“. Derlei Dinge gibt es nämlich in den nichtsclavenhaltenden Staaten keine und eben deßwegen auch keine alten Familien. Dort ist vielmehr jeder Mensch dem andern, wenigstens in seinen Rechten und Ansprüchen, gleichgestellt, und obwohl natürlich nicht geleugnet werden kann, daß auch hier der Gebildetere und Reichere immer ein gewisses Uebergewicht über seinen Nebenmenschen behauptet, so wird doch das Gleichgewicht schon dadurch wieder hergestellt, daß weder Reichthum noch Bildung in einer Familie „stabil“ bleiben. Im Gegentheil, Jedem, auch dem Geringsten, ist die Möglichkeit gegeben, daß er sich aus seiner untergeordneten Stellung herausarbeite und in die Reihen der Reichen und Gebildeten eintrete. Es kommt nur auf seinen Willen, auf seine Befähigung und auf sein gutes Glück an, ob er emporkommt oder nicht, und man wird daher stets finden, daß die menschliche Gesellschaft in den fleißigen und gewerbsamen Staaten des Nordens in einer immerwährenden Fluctuation und Bewegung begriffen ist, welche heute diesen, morgen jenen emporhebt, während sie einen dritten oder vierten, dessen Eltern vielleicht zu den reichsten und angesehensten des Landes gehörten, total verschwinden und untergehen läßt. Eine „Forterbung“ des Ansehens und der Macht findet also im Norden der Union nicht statt, sondern bald ist dieser oben, bald jener, und es kann Einer zu den höchsten Staats-

stellen gelangen, ob nun sein Vater ein Farmer oder Handwerksmann, ein Fabrikant oder Kaufmann, ein Beamter oder Rentier war. Von einem solchen Wechsel der Glücksgöttin weiß man natürlich im Süden nichts, denn dort bleibt, wie schon gesagt, das Familiengut immer durch Vermächtniß des Vaters in den Händen des Erstgebornen, so daß also nicht blos der Reichthum nicht zersplittert wird, sondern auch jeder Gutsbesitzer sich rühmen kann, „wie schon seine Ahnen und Urahnen hier auf dem Herrenhofe gehaust hätten." Damit soll freilich nicht behauptet werden, daß nicht auch hie und da eine Plantage, sei es durch das Aussterben der Familie, sei's durch die liederliche Wirthschaft ihres Besitzers, sei's auch dadurch, daß nur eine Erbin da ist, welche ihrem Gemahle das Gut als Mitgift mitbringt, in andere Hände übergeht; allein im Allgemeinen ist der Satz richtig, daß die großen Familiengüter des Südens sich meist durch lange Reihen von Jahren hindurch in einer und derselben Familie forterben. Ja sogar wenn neue Plantagen in neu creirten Sclavenstaaten angelegt werden, so wird derjenige, der sie anlegt, und wäre es selbst ein frischeingewanderter Europäer, immer dafür Sorge tragen, daß das Gut nach seinem Tode nicht zerrissen wird, sondern ungetheilt dem Erstgebornen zukommt. Sieht man nun, warum die Bewohner des Nordens von jeher immer so großen Respekt vor einem Plantagenbesitzer hatten? Sie verehrten in ihm den Abkömmling einer alten Familie!

Wir haben nun den südlichen Plantagenbesitzer so ziemlich in allen seinen Verhältnissen, sowie überhaupt in seinem ganzen Thun und Treiben geschildert. Ein Zug seines Charakters jedoch blieb bis jetzt von uns unberührt,

wir meinen die Art und Weise, wie er sich „den Feinden der Sclaverei" gegenüber verhält, oder vielmehr wie er es angreift, das Institut der Sclaverei vor seiner eigenen Vernunft und vor den Angriffen der Sclavereifeinde zu schützen. Nun könnte man vielleicht meinen, daß über diesen Punkt unter den verschiedenen Pflanzern je nach ihrem Bildungsgrade einige Meinungsverschiedenheit herrsche, allein merkwürdigerweise stimmen sie gerade hierin unbedingt mit einander überein. Sie stellen sich nemlich in der Vertheidigung des Sclaverei-Instituts sammt und sonders nicht blos auf den Standpunkt der Nothwendigkeit und Unentbehrlichkeit desselben, sondern vielmehr auf den der Humanität und Christlichkeit. „Wir," rufen sie den Gegnern der Sclaverei zu, „wir Südländer halten allerdings Sclaven, aber unsere Sclaven gehören der schwarzen Race an, welche Gott in seiner Weisheit anders geschaffen hat, als die weiße, und von jeher zur Dienstbarkeit bestimmte. Wir sind also hierin in unserem vollen Rechte. Ueberdem aber sorgen wir für unsere Sclaven und nähren und kleiden sie nicht blos von frühester Jugend an, sondern verpflegen sie auch, wenn sie alt und krank geworden sind, so daß wir wohl sagen dürfen: unsere Neger sind die glücklichsten und zufriedensten Leute in der Welt. Wie steht es dagegen mit euch, ihr Nordländer? Begeht ihr nicht die Niederträchtigkeit, daß ihr eure eigenen weißen Mitbrüder, nemlich die eingewanderten Deutschen und Irländer, welche doch dasselbe Racenblut in den Adern haben, wie ihr selbst, zu Sclaven herabwürdigt? Ja seid ihr nicht gar vollends so gottvergessen, daß ihr dieselben, wenn ihr sie ausgebraucht habt, ohne weiteres wegwerft und sie, wenn sie alt und krank geworden sind, nicht einmal unter-

stützt, sondern vielmehr ohne Mitleid dem Hungertode preisgebt?" So spricht der Südländer und zwar Jeder ohne die geringste Ausnahme, denn es ist gerade als ob hierin Alle nur Ein Herz und Eine Seele wären. Selbst die Yankees und Deutschen, welche doch als die größten Feinde der Sclaverei bekannt sind, benehmen sich in diesem Punkte, wenn sie je dazu kommen, durch Heirath oder Kauf Plantagenbesitzer zu werden, ganz ebenso wie diejenigen, deren Urgroßväter schon Sclaven hielten.*) Ja,

*) Es ist allerdings selten, daß Deutsche in den Besitz einer südlichen Plantage kommen, es müßte denn sein, daß ihre Großväter schon nach Amerika eingewandert wären, denn dann haben sie sich meist schon so amerikanisirt, daß sie sich auch am Sclavenhalten nicht mehr schämen. Uebrigens gibt es doch auch einzelne Beispiele, daß selbst frisch eingewanderte Deutsche sich in Baumwollenbarone zu verwandeln wußten. So lebt gegenwärtig ein gewisser Memminger, eines Wirths Sohn aus der Universitätsstadt Tübingen im Schwabenlande, als einer der reichsten Plantagenbesitzer im Staate Südcarolina; allein er kam schon in so jungen Jahren dorthin, daß man ihm seine deutsche Abstammung später gar nicht mehr anmerkte. Ganz dasselbe war bei dem Baumwollenbaron Garnett der Fall, welcher vor kurzer Zeit als General verstorben ist. Der Vater dieses hohen Herrn hieß eigentlich Michael Knödler und hatte seine Heimath in dem Städtchen Geißlingen, am Fuße der würtembergischen Alp. Da es ihm jedoch daselbst schlecht ging, wollte er nach Amerika auswandern, starb aber auf hoher See und ließ sein einzig Kind, einen Jungen von vier Jahren, als gänzlich verlassenen Waisen zurück. Die übrigen Auswanderer nahmen sich des armen Knaben an, nährten ihn und brachten ihn dahin, wohin sie selbst gingen, nemlich nach Baltimore. Dort sah ihn ein durchreisender Virginier und nahm ihn, da er Gefallen an ihm fand und selbst keine Kinder hatte, in seine Heimath mit, worein die Deutschen, die den Buben bisher versorgt hatten, herzlich gern willigten. Unterwegs richtete natürlich der Pflanzer verschiedene Fra-

den Renegaten gleich, welche immer fanatischer sind, als ihre Bekehrer, zeigen sie sich oft sogar noch heißblütiger, als die eingebornen Feuerfresser selbst, und wollen, statt ihre Sache mit Worten oder Vernunftgründen zu vertheidigen, lieber gleich mit Feuer und Schwert dreinschlagen. Uebrigens auch der Kaltblütigste unter den Baumwollenbaronen versteht keinen Spaß, wenn sich's um die Sclavenfrage handelt, und ist bereit, Leib und Leben für den Bestand des Niggerstatuts zu opfern. Wehe also nicht blos dem nordischen Freiheitsprediger, welcher nach dem Süden herabkömmt, um den Sclaven daselbst die Freiheit zu predigen oder gar dem Einen oder dem Andern derselben zum „Durchbrennen“ zu verhelfen; nein wehe auch dem Professor an irgend einer südlichen Lehranstalt, welcher die Inferiorität der afrikanischen Race leugnen würde; wehe dem Buchhändler, der eine auch nur halbwegs nach „Abolitionismus“ riechende Schrift verbreitete; wehe dem Prediger, der nicht die Sclaverei mit Gründen der heiligen Schrift rechtfertigte, und sich auf Abraham, Isak und Jacob beriefe; wehe sogar dem Theaterdirektor, der ein Stück aufführte, welches mit den Ansichten der Plantagenbesitzer über das Niggerinstitut in Disharmonie stünde!

gen an seinen jungen Schützling, allein dieser erwiederte auf alles in gut schwäbischem Dialekt: „I versteh gar nett“, einfach weil er den Virginier lediglich nicht verstand, der letztere jedoch schloß aus dem immer sich wiederholenden „gar nett“, daß der Knabe Garnett heiße und rief ihm von nun an bei diesem Namen. Später als er den Jungen bereits adoptirt hatte, kam allerdings die wahre Sachlage heraus, allein er ließ es deßwegen doch bei dem einmal gewohnten Namen bewenden und auch der Adoptivsohn fand es, als er unabhängig geworden war, nicht für nöthig, den ganz und gar nicht amerikanisch klingenden Namen Knödler wieder anzunehmen.

Oder wie? Kam es nicht vor nicht langer Zeit in der guten Stadt Savanna, im Staate Georgien vor, daß ein Schauspieler, der sich gegen diese Vorschrift verfehlte, ohne weiteres erschossen wurde? Der Schauspieler hieß Paul Dixon und wählte zu seinem Benefiz das Shakspeare'sche Schauspiel „der Mohr von Venedig". Die Behörden wollten ihm Anfangs keine Erlaubniß dazu geben, allein da er ein Mann von bedeutendem Rufe war, dem man schon einige Rücksicht zu zollen hatte, und da er überdieß nachwies, daß der Shakspeare'sche „Mohr" eigentlich kein „Nigger", sondern vielmehr ein „Maure" gewesen sei, so gestattete man ihm endlich die Aufführung des Stücks. Das Theater war mit Zuschauern überfüllt, denn man hatte dieses Schauspiel noch nie in Savanna gesehen; dennoch ging alles im Anfang ohne Ruhestörung vorüber. Allein wie es endlich zu der Scene kam, wo der Mohr die Desdemona ermordet, wurde Einer der anwesenden Pflanzersöhne so furchtbar aufgeregt, daß er seinen Revolver zog und mit dem Rufe „ein Schuft nur könne es mitansehen, wie ein Nigger eine Weiße ersteche", den Schauspieler mitten durch die Brust schoß. Freilich wurde der Mörder nachher vor die Geschwornen gestellt, aber von einer Verurtheilung war keine Rede; denn der junge Pflanzerssohn hatte ja, wie man annahm, nur aus gerechter Entrüstung die That begangen! Nun aber, o Leser, kannst du aus diesem einzigen Beispiel nicht schon hinlänglich darauf schließen, wie der Baumwollenbaron einen „wirklichen" Abolitionisten, d. h. Einen, der mit Wort und That auf die Niggeremancipation hinarbeitet, behandeln würde? *)

*) Wir ersuchen übrigens unsere Leser, zur Vervollständigung dieses Kapitels den Artikel „Richter Lynch" zu vergleichen.

Sicherlich würden die „Vernunftgründe", mit denen er dem Abolitionisten entgegenträte, so überaus „überzeugender" Natur sein, daß dem Letzteren alles Freiheitspredigen „für immer und ewig" verginge!

Man sieht also, daß das Sclaventhum mit dem südlichen Plantagenbesitzer durch und durch verwachsen ist! In ihm lebt er und in ihm stirbt er; es ist das Idol, das er verehrt, und er schließt es in sein Morgen- wie in sein Abendgebet ein; es ist aber auch seine Achillesferse, an der er einmal die todbringende Wunde erhalten wird.

4.

Ein Preisfaustkampf in Amerika.

Die Spanier haben ihre Stiergefechte, die Franzosen ihre Duelle und die Engländer ihre Boxpartieen. Letztere Sitte ist nun auch auf die Amerikaner übergegangen, hat aber im Verlaufe der Zeit so viele Nüancirungen und Veränderungen erlitten, daß sie in Charakter und Ausführung nicht mehr „als rein englisch" gelten kann. Der Grund hiefür dürfte nicht schwer aufzufinden sein. Einmal nemlich sind Natur und Klima in Amerika doch anders, als in Alt-England, und zum andern mußte die Vermischung der verschiedenen Menschenracen, welche sich in den Vereinigten Staaten niederließen, nothwendig einen bedeutenden Einfluß auf Sitten und Gebräuche ausüben. Der Hauptstamm der Amerikaner rührt allerdings von England her und ist im Neuengländer repräsentirt; dagegen aber sind auch die Abkömmlinge der Deutschen, der Franzosen, der Irländer, der Schotten, der Spanier u. s. w sehr stark vertreten und es ist theils durch das Zusammenleben dieser verschiedenen Nationalitäten, theils durch ihre gegenseitige Kreuzung eine neue Menschenrace erstanden, oder doch zu erstehen im Begriffe, welche man die specifisch „amerikanische" nennen dürfte. Wenn also auch das „Eng-

länderthum" in der Union vorherrschend ist, so hat es doch einen ganz andern Anstrich bekommen oder vielmehr es ist „amerikanisirt" worden! Den englischen „Ursprung" können die meisten Sitten und Bräuche Nordamerikas nicht verläugnen, aber in ihrem „jetzigen" Wesen, in ihrer „jetzigen" Gestaltung sind sie „amerikanisch."

Das Letztere, d. h. die Amerikanisirung aller von England stammenden Gewohnheiten ist also ein Factum, das sich nicht in Abrede stellen läßt; allein eine andere Frage ist, ob jene dadurch gewonnen haben oder nicht. Frägt man die Nordamerikaner selbst, so antworten sie einstimmig mit einem unbedingten Ja; ein unparteiischer Fremder jedoch dürfte möglicher Weise ganz anders urtheilen. Amerika ist ein junges Land und sein Boden noch zu mehr als fünf Sechstheilen uncultivirt. Ja sogar wo er cultivirt ist, ist er nie „ganz" cultivirt, sondern es liegen zwischen den Gärten, Aeckern und Wiesen, welche zum Ertrag hergerichtet sind, immer wieder größere oder kleinere Strecken Landes, die noch keinen Pflug und noch keinen Spaten gesehen haben. Hier sieht man z. B. ein Waizenfeld, dessen üppige Schönheit auffällt, aber gleich daneben liegt ein Sumpfacker, auf dem nichts als Binsen gedeihen. Gleich darauf kommt man auf ein mächtiges Welschkornland, oder auf eine in bester Ordnung befindliche Baumwiese, und man ist abermals über den Fleiß des Farmers entzückt; doch das Entzücken schwindet augenblicklich wieder, wenn man die lange, öde, mit Steinen besäte Fläche betrachtet, welche sich hinter der Baumwiese ausdehnt. Es würde vielleicht den Inhaber des Grundstücks nur wenige Mühe kosten, die Steine wegzuräumen, oder den

Boden durch Gräbenziehen zu entsumpfen; allein daran denkt er nicht im Geringsten, sondern er bepflügt blos das Land, welches sich am besten qualificirt. Der Grund und Boden ist ja wohlfeil und am Ende würde das Gräbenziehen oder Steinehinwegräumen mehr Geld kosten, als ein anstoßendes und leicht cultivirbares Stück Feld! Daher kommt es denn, daß es in Nordamerika nicht blos ganze Gebiete und Territorien giebt, in welche die Cultur bis jetzt noch gar nicht oder nur ganz spärlich eindrang, sondern daß auch in den sogenannten cultivirten Staaten ein großer Theil des Grund und Bodens sich noch im Zustande der Uncultur befindet. Die Wildniß steckt so zu sagen mitten in der Cultur drin und giebt dem Lande einen ganz „ureigenthümlichen" Charakter! Wie aber mit dem Lande, so verhält es sich auch mit den Menschen, die darin wohnen. Beide entsprechen einander, wie in der übrigen Welt, so auch in Amerika. Die Cultur ist allerdings da, aber eben so sehr auch die Wildniß, und es hängt daher an dem ganzen Amerikanerthum immer noch ein Stück Uncultur, leider jedoch oft ein so großes, daß man die Cultur selbst kaum herausmerkt. Es „wildelet" (um uns eines schwäbischen Provincialismus zu bedienen) allüberall in den Staaten der Union, und gleichwie das Fleisch des zahmen amerikanischen Geflügels z. B. der Gänse und Enten nie den civilisirten europäischen Geschmack, sondern vielmehr immer einen gewißen Wildgout d. h. den Geschmack wilder Gänse u. s. w. hat, so ist es auch bei den Amerikanern selbst, — sie schmecken etwas nach Wild! Wird man nun aber, wenn es sich so verhält, glauben können, daß die englischen Sitten und Gebräuche nach

ihrer Amerikanisirung „an Feinheit und Politur zugenommen haben?"

Wir kommen nun auf die Sitte des Faustkampfes oder des Boxens im Speziellen zu sprechen und erlauben uns, den Leser darauf aufmerksam zu machen, daß jene Sitte in England so zu sagen „national" ist. In verschiedenen Ländern, z. B. in Deutschland, gehen die Leute, wenn sie Händel unter sich haben, mit Prügeln auf einander los oder behelfen sie sich auch mit Ohrfeigen und Fußtritten, wenn sie nicht gar den kleinen Buben gleich, welche jede Beleidigung ihrer Mutter klagen, auf die Polizei eilen und sich dort ihr Recht verschaffen wollen. Wieder anderswo, wie z. B. in Italien, greift man zum Stilet und sticht seinen Gegner über den Haufen, während noch einmal anderswo, z. B. in Frankreich, die Herausforderung zum Duell mit dem Rappier oder der Pistole fast bei allen Classen der Männerwelt Mode ist. In England dagegen ist das Duell mit Schieß- oder Stoßwaffen aufs strengste verboten und das Gesetz sagt, daß jeder als Mörder gestraft werden soll, welcher einen andern im Zweikampfe niederstößt oder niederschießt. Noch verpönter ist der Gebrauch des Dolches, als der Waffe eines elenden Feiglings, und man wird gar nie hören, daß ein Britte einen andern meuchlings erstochen habe. Am allerverächtlichsten aber erscheint es dem Sohne Albions, wenn einer seinen Gegner bei der Polizei verklagt oder wenn er so gemein ist, denselben mit einem Stuhlfuße zu tractiren. Nein es giebt nur eine einzige würdige Manier, eine Ehrensache abzumachen, und diese ist das Boxen oder der Kampf mit den Fäusten. Nur allein hierin liegt, nach der Ansicht des Engländers „wahre Mannhaftigkeit"

und ebendeßwegen heißt man auch in seinem Vaterlande das Boxen nie anders als „die noble Kunst der Selbstvertheidigung“. Man glaube aber ja nicht, daß diese Art sich zu bekämpfen eine Aehnlichkeit habe mit einer deutschen Prügelei, obgleich man bei beiden Kampfweisen sich der Fäuste bedient. Das Boxen und das Sichprügeln stehen vielmehr in demselben Verhältniß zu einander, wie die Modulationen einer Coloratursängerin zu dem Schreien einer Schulbuben-Rotte. Beim Prügeln schlägt man eben blindlings zu, beim Boxen dagegen geht alles „nach bestimmten Normen“ und es sind Vorschriften da, wie man seine Fäuste zu gebrauchen hat. Man macht „seine Gänge,“ gerade wie mit dem Rappier auch, und nicht die Stärke und Körperkraft allein verhilft zum Siege, sondern ebensogut die Gewandtheit, die Schnelligkeit und das vortreffliche Auge. Man könnte daher das Boxen mit Recht „ein Duell auf Fäuste“ nennen und es gehört vielleicht mehr Uebung, mehr Stahlkraft und mehr Ausdauer dazu, als bei der Handhabung der Pistole oder des Degens erforderlich ist. Darum giebt es auch förmliche „Boxerschulen“ d. h. es befassen sich einzelne Meister in der Kunst des Faustkampfes damit, der Jugend Unterricht zu ertheilen, und man wird nicht leicht einen Engländer, selbst nicht unter den vornehmsten Classen finden, der nicht „Boxstudien“ gemacht hätte. Man muß es ja lernen, wenn man sich nicht den größten Unannehmlichkeiten aussetzen will, denn der nächste Beste, den man im Gedränge freiwillig oder unfreiwillig unsanft berührte oder der sich auf sonstige Weise persönlich beleidigt glaubt, macht keine lange Umstände, sondern fordert seinen Gegner, sei nun dieser ein Lord oder ein Arbeiter, zum Kampfe, zieht sofort seinen

Rock aus und stellt sich in Boxerpositur. Was will man nun unter solchen Umständen machen? Feige durchbrennen oder einen Constabler um Hülfe anrufen? Pfui der Schande! Da giebt's kein Mittel, als ebenfalls den Rock auszuziehen und seinen Standpunkt einzunehmen. So wird die Geschichte immer schnell ohne viel Präliminarien auf dem Platze selbst abgemacht und das Publikum, welches aus natürlicher Freude an dem Kampfe alsobald einen Kreis um die beiden Streiter bildet, duldet nicht, daß irgend eine Unterbrechung von Polizei wegen stattfinde. Glücklich aber derjenige, welcher die edle Kunst der Selbstvertheidigung so los hat, daß er seinen Angreifer gleich in dem ersten Gange niederschmettert, denn er erndtet dann nicht blos den Beifall der Umstehenden, sondern er darf auch sicher sein, daß sein Name den andern Tag von Ruhmesglorie umstrahlt in allen Zeitungen prangt!

Dieß ist die gewöhnliche Art der Boxerei in England und es vergeht sicherlich nur allein in der Stadt London kein Tag, an welchem nicht ein paar Duzend Boxerduelle auf öffentlicher Straße abgemacht würden. Hie und da jedoch findet auch eine Boxerei „anderer Art“ statt, nemlich „eine Preisboxerei oder ein Preisfaustkampf.“ Es leben vielleicht in der nächsten Nachbarschaft zwei Kämpen, die eine besondere Fertigkeit in der Handhabung ihrer Fäuste erhalten haben und von denen sich deßhalb jeder einbildet, er sei dem andern an Kraft und Gewandtheit überlegen. Die müssen sich doch mit einander messen, denn sonst käme es ja nicht zu Tage, welcher von beiden der Stärkere und Gewandtere sei! Unentschieden darf die Sache nicht bleiben; — dieß ließe schon der Ergeiz nicht zu! Somit fordern die Beiden einander und bestimmen die Zeit, wann's zwischen

ihnen losgehen soll, während zugleich jeder von ihnen eine bestimmte Summe (meist 5—10 Pfund Sterling) aussetzt, welche derjenige, der den andern endgültig besiegt, in die Tasche schieben darf. Von selbst versteht es sich übrigens, daß ein solches Ereigniß, wie ein Duell zwischen zwei berühmten Faustkämpfern immer ist, unmöglich ganz incognito vor sich gehen kann, sondern es hat vielmehr jeder Duellant seine Freunde, denen er sich mittheilt, und die Freunde haben wieder Freunde. Daher kommt es denn auch, daß sich zu einer derartigen Boxerei immer ein ziemlich großes Publikum einfindet und zwar ein aus allen Klassen der Gesellschaft gemischtes, denn es giebt keinen Engländer, der sich nicht für einen solchen Kampf aufs höchste interessirte. Ueberdieß hat man ja dabei Gelegenheit, seiner Hauptliebhaberei, nemlich der Wettsucht, zu fröhnen! Der Kampf selbst aber nimmt immer seinen regelmäßigen Verlauf, denn entweder wird festgesetzt, daß er nicht vorher zu endigen habe, als bis Einer der beiden Streiter „kampfunfähig" geworden ist, oder aber begnügt man sich mit einer bestimmten Anzahl „Gänge", nach deren Beendigung der als Sieger betrachtet wird, welcher seinem Gegner die meisten Stöße beigebracht hat. Im ersteren Fall artet das Spiel nicht selten in eine förmliche „Gliederzermalmung" aus und man darf daher dem Himmel Dank sagen, daß derlei Kämpfe nur „äußerst selten und ausnahmsweise" vorkommen; im letzteren Falle geht's zwar auch nicht ohne Beulen und Blutabzapfungen ab, aber es ist doch kein Kampf „auf Tod und Leben", sondern nur ein Wettstreit zwischen „Rivalen"! Sie haben nicht die Absicht, sich gegenseitig wie wilde Thiere zu zerreißen, sondern sie wollen blos zeigen, wem die Palme des Sieges gebührt!

Auch ist der Frieden nach beendigtem Streite alsbald wieder vollständig hergestellt und die Beiden, welche noch vor wenigen Minuten mit ihren Fäusten auf einander loshämmerten, wie ein Schmied auf seinen Ambos, schütteln sich nun gegenseitig die Hände und gehen zusammen, begleitet von allen ihren Freunden, in die nächste Taverne, um den Friedensschluß durch einige tüchtige Schlücke zu bewähren.

So wird's mit dem Boxen in England gehalten, wie ganz anders aber in Amerika! Hier in den Unionsstaaten denkt man nicht daran, „eine Ehrensache" durch einen regelmäßigen Faustkampf ins Reine zu bringen, sondern man bedient sich hiezu ganz anderer Waffen. Im ritterlichen Süden greift man in solchen Fällen zum Bowiemesser, zum Revolver oder zur Rifle, und auch im Norden wissen es die Gebildeten nicht anders, als daß man eine Beleidigung, wenn sie gar zu tief sitzt, durch ein Duell auf Pistolen oder Büchsen abmachen muß. Nicht selten jedoch ziehen es die dortigen Gentlemen vor, sich statt der gefährlichen Schießwaffen der Karbatsche zu bedienen, oder wenn der Beleidiger ein Mann von Vermögen ist, denselben bei den Gerichten um Schaden-Ersatz zu belangen, denn der Dollar ist ja für den Yankee das vortrefflichste Pflaster zur Heilung empfangener Ehrenwunden! Vom Boxen also, d. h. von der mannhaften Weise der Engländer, jede Beleidigung gleich auf der Stelle durch einige regelrechte Boxerpüffe abzumachen, wollen die Gentlemen Amerikas lediglich nichts wissen und demgemäß finden sie es auch für durchaus überflüssig, in ihrer Jugend die Boxerkunst zu erlernen. Ebensowenig aber verlegen sich die ungebildeteren Classen auf jenes Studium, sondern der „Rowdy" unter den Amerikanern weiß vielmehr, wenn er mit einem

andern in persönlichen Conflict kommt, nichts Besseres zu thun, als demselben entweder die Augen auszubrechen, oder die Nase abzubeißen, oder die Zunge auszureißen, oder die Ohren abzuschneiden, oder auf irgend eine andere ähnliche barbarische Weise vorzugehen. Hieraus ersieht man nun aufs klarste, daß in Beziehung auf die „edle Kunst der Selbstvertheidigung" ein vollkommener Gegensatz zwischen dem Amerikanerthum und dem Engländerthum vorherrscht. Deßwegen ist aber doch die Sitte des Boxens in Nordamerika nicht abgekommen, sondern sie florirt vielmehr aufs höchste, aber immer nur als Preisfaustkampf, und es vergeht fast keine Woche oder wenigstens kein Monat, in welchem nicht die Zeitungen von einem solchen Kampfe berichten. Auch in England kommen, wie wir so eben gesehen, derartige Boxereien vor, allein sie sind dort „seltene Ausnahmen;" in Amerika sind sie „Regel!" Würde es sich hier Einer beifallen lassen, „um seiner beleidigten Ehre willen" einen Zweiten zu einer Boxerparthie herauszufordern, so würde man eine solche Thorheit gar nicht begreifen können; das aber begreift man, daß man seinen Leib „für eine Summe Gelds" riskiren kann! Somit handelt es sich bei den amerikanischen Faustkämpfen immer nur allein um die Einziehung der sogenannten „Stakes" oder der Wetteinsätze, welche die beiden Kämpfer gegen einander machen, und die Boxenden sind daher auch ohne Ausnahme „Boxer von Profession," oder Männer, die sich das Boxen „zum Geschäft" gemacht haben, die es „handwerksmäßig" treiben und ihren Lebensunterhalt davon ziehen. Eine Boxerei in Amerika ist also nie ein Kampf zwischen zwei „Rivalen", welche blos ihre Kraft an einander probiren wollen, sondern es ist stets ein Kampf

„zwischen zwei Spielern", welche die Absicht haben, einander gegenseitig ihr Geld abzunehmen. Ja nicht blos dieß, sondern die Kämpfenden wollen auch noch „nebenher" Geld dabei verdienen, denn das wäre doch wahrhaftig ein schlechtes „Metier", das nicht auch seine Nebeneinkünfte abwürfe, und überdem — gratis oder umsonst werden sie doch das Schauspiel einer Boxerei nicht aufführen!

Woher fließt nun aber das besagte Nebeneinkommen der Boxer? Nun einfach „von ihren hohen Gönnern", d. h. von den sogenannten „Sportsmen" Amerikas oder den verschwenderischen Söhnen reicher und vornehmer Eltern, welche sich der edlen Kunst des Nichtsthuns widmen und die Sitten der jungen englischen Lords nachzuahmen suchen. Sie sind es, welche sich als die großen Beschützer des Preisfaustkämpfers aufthun und zusammen so viel Geld einlegen, daß derselbe sich zu seinem Handwerk heranbilden und nachher seinem Stand gemäß leben kann! Davon nehmlich ist natürlich keine Rede, daß ein „Gladiator" irgend ein ehrliches Handwerk triebe oder auf sonstige „gewöhnliche" Weise, d. h. durch Arbeit seinen Lebensunterhalt zu verdienen suchte. Eine solche Schmach läßt er nicht auf sich kommen, sondern im Gegentheil er betrachtet sich als einen Gentleman, ja als eine angesehene Person und lebt nie anders als auf großem Fuße. Seine Heimath ist stets das erste Hotel der Stadt, welche die Ehre hat, ihn zu beherbergen, und er geht nie aus, ohne daß er von einer Schaar bewundernder Jünglinge, welche es sich zum Vergnügen machen, ihre Börse mit ihm zu theilen, umgeben wäre. Kurz er gilt als eine Art „Champion" oder Heldenkämpfer, den man, da thierischer Muth und körperliche Kraft eine gewisse Sorte von Menschen stets mit hohem Respekt erfüllen, ebensogut venerirt,

als in Spanien einen hervorragenden Stiergefechts-Kämpen. Allein es kostete ihn auch viele Mühe und Anstrengung, so wie besonders viele Püffe und Schläge, bis er es so weit brachte, um als Preisfaustkämpfer auftreten zu können. Gewöhnlich wird er nehmlich im niederen Stande geboren und erhält von seinen Eltern lediglich keine Erziehung; dagegen aber zeigt er schon in frühester Jugend ein paar vortreffliche Fäuste, welche ihn in den Stand setzen, alle seine Schulkameraden mit Leichtigkeit niederzuschlagen. Hiedurch erhält er bald einen gewissen Ruf und es steht nicht lange an, bis ein alter Veterane der Boxkunst sich seiner annimmt und ihm den ersten Unterricht im Gebrauche der Fäuste ertheilt. Schlägt er ein, so macht der Veterane einigen reichen „Kunstliebhabern" seiner Bekanntschaft davon Mittheilung, daß er ein „angehendes Boxergenie" entdeckt habe, und diese beeilen sich sofort ihre milde Hand zu öffnen, um das Genie nicht verkümmern zu lassen. So geht dann die Erziehung immer weiter und weiter, und der Junge hat den ganzen Tag nichts zu thun, als muskelkräftige Uebungen zu machen. Endlich jedoch kommt die Zeit, wo man ihn auf den eigentlichen Fechtboden stellt, und nun muß er sich in halbnacktem Zustande, aber mit furchtbar dicken, aus Pferdehaar geflochtenen Fausthandschuhen angethan, seinem Lehrer gegenüberstellen, damit er lerne, wie man „trifft" und „gegentrifft", wie man „einschlägt" und „stopft," oder wie die Kunstausdrücke sonst heißen mögen. Anfangs schont ihn vielleicht der alte Vererane, aber wenn der Bursche erst einmal in die Kunst eingeweiht ist und deine Kräfte sich mehr und mehr gestärkt haben, so hört alle und jede Rücksicht auf und es vergeht kein Tag, an dem nicht sein Körper tüchtig durchgehämmert und ihm

die eine oder die andere Beule geschlagen würde. Nach einigen Jahren ist der Zögling soweit, daß man ihn eine kleine „Probe" mit einem andern jungen Faustkämpfer machen lassen kann, und nun ladet der bisherige Lehrer die hohen Gönner, deren Freigebigkeit seinen Lehrling bisher unterstützte, in seine „Krippe", d. h. in seine Wohnung ein, damit sie sich mit eigenen Augen überzeugen, wie ihr Geld keineswegs zum Fenster hinausgeworfen war. Der erste Zweikampf geht also los, und endigt nie vorher, als bis sich die beiden jungen Kämpen blaue Nasen und Augen geschlagen haben; von dieser Zeit an aber hört die Lehrlingsschaft des Boxergenies auf, und der junge Mann wird nun förmlich in die „Bruderschaft" oder „Innung" aufgenommen. Demgemäß trägt er von nun an sein Haar kurz abgeschnitten, so daß die Ohren weit hervorstehen, und spricht keine andere Sprache mehr, als die der Boxer von Profession. So heißt er z. B. den Kopf eine „Nuß" und die Nase einen „Schnüffler" oder „Nießer" (manchmal auch „Schnarcher"), die Augen aber werden regelmäßig zu „Guckern" und die Hände zu „Daddels" oder „Pfoten." Der Bauch ist der „Brodkorb", das Gesicht heißt „Mug" oder „Breinapf", die Beine sind „Unterständer" und das Blut verwandelt sich in „Rothwein" oder „Claret", den man „abzapft". Kurz er drückt sich auf eine Weise aus, welche nur die Eingeweihten verstehen, gerade wie dieß auch bei den Jägern, bei den Gaunern u. s. w. der Fall ist; er selbst für seine Person aber bekommt natürlich ebenfalls einen eigenen Namen, einen „Spitznamen" nehmlich, mit dem ihn seine Cameraden anreden und unter welchem man ihn unter den Kunstgenossen allgemein kennt.

Ist nun der Boxer auf diese Art ins Leben eingeführt,

so kann es ihm, wie sich von selbst versteht, um nichts anderes zu thun sein, als daß er den Ruhm seines Namens sobald als möglich fest begründe. In Folge dessen legt er sich auf Kundschaft, wie es um die Kraft und Gewandheit dieses oder jenes Collegen stehe, und fordert denselben, sobald er merkt, daß er mit ihm fertig werden kann, zum Zweikampfe heraus. Auch unterläßt er es nicht, dieser seiner Ausforderung durch seine Freunde, sowie durch eine verblümte, nur den Kunstkennern verständliche Annonce in der Boxerzeitung (denn natürlich hat die amerikanische Boxer-Innung ihr eigenes Organ) so viel Publicität als möglich zu geben, und nun natürlich spricht alle Welt, wenn es ihm gelingt den Sieg zu erringen, verschiedene Wochen lang nur allein von ihm. Sein Name hat also jetzt eine Geltung und er wird durch die Bewunderung, die man ihm zollt, ein Mann von Gewicht; mit jedem neuen Siege aber wächst die Schaar seiner Anhänger, so daß er in kurzer Zeit zu einer Art von „politischer Größe" heranwächst. Es versteht sich nämlich von selbst, daß er, wie jeder andere Amerikaner auch, irgend einer der großen Partheien, in welche die Union getheilt ist, angehört, d. h. daß er es entweder mit den Nativisten oder den Demokraten oder den Republikanern u. s. w. u. s. w. hält, und man reißt sich förmlich darum, ihn auf diese oder jene Seite zu gewinnen. Hat er aber einmal Parthei ergriffen, so läßt er sich nie mehr dazu herbei, ein Mitglied seiner „eigenen" Genossenschaft herauszufordern, sondern sein Bestreben geht vielmehr dahin, einen berühmten Kämpen „unter seinen politischen Gegnern" unter seine Fäuste zu bekommen, und darin liegt der Grund, warum bei allen amerikanischen Preisfaustkämpfen der politische Partheigeist stets eine so große Rolle

spielt. Betrachten es ja doch z. B. die Know-Nothings als einen Sieg „des Nativismus“, wenn ein zu ihrer Parthie gehöriger Faustkämpfer einen Irländer, der natürlich immer zu den Demokraten hält, zu Falle bringt! Jubelt doch ganz Nordamerika wie über eine gewonnene Feldschlacht, wenn ein „im Lande Geborener“ einen Engländer im Wettkampf zusammendrischt, einfach weil der Engländer von allen Nordamerikanern als der Nationalfeind der Vereinigten Staaten betrachtet wird!

Sehen wir nun, wie es bei den Preisfaustkämpfen „im Speciellen“ zugeht. Schon die Einleitung dazu ist interessant genug, denn eine Preisboxerei geht nie aus leidenschaftlicher Aufwallung hervor, sondern wird vielmehr regelmäßig lange zuvor abgekartet und überlegt. Nehmen wir an, es leben in einer und derselben Stadt zwei Faustkämpfer, die verschiedenen, sei's politischen sei's nationalen Partheien angehören, z. B. der Abkömmling eines Irländers und der Abkömmling eines Neuengländers, so versteht es sich ganz von selbst, daß diese Beiden irgend einmal ihre Kräfte mit einander messen müssen. Ja sogar dann, wenn sie selbst gar keine Lust dazu verspüren würden, müßten sie dieß, denn ihre Gönner und Freunde drängen sie dazu und die Sache wird so lange in den politischen Clubs besprochen, bis sie endlich spruchreif ist. Ist sie es aber, so legen die Anhänger eines jeden der beiden Pugilisten oder Boxer sofort eine gewisse Summe (dieselbe variirt gewöhnlich von zwei- bis fünftausend Dollars) zusammen, welche sie alsbald ihrem Champion zur Verfügung stellen, und dieser weiß nun, was er zu thun hat. Er macht sich also mit einem Dutzend oder mehr seiner unmittelbaren Trabanten eines schönen Abends auf, dringt in die Kneipe

ein, in welche der Champion der entgegengesetzten Parthie zu gehen gewohnt ist, und regalirt den Letzteren ohne Weiteres mit ein paar Schlägen. Dieser zieht sofort seinen Revolver, um den Gegner niederzuschießen, allein die beiderseitigen Trabanten werfen sich dazwischen und verhindern jeden weiteren Zusammenstoß. „Bei so berühmten Männern, als die beiden Gladiatoren sind, darf ein Raufhandel nicht auf die gewöhnliche Weise abgemacht werden, sondern es muß vielmehr ein öffentlicher Zweikampf, d. i. ein Preisaustkampf daraus entstehen!" Hiemit sind alle Anwesenden einverstanden, auch die beiden Champione, und der erste derselben, der Beleidiger, zieht demnach zwei oder drei Tausenddollarnoten (d. i. die Summe, welche seine Gönner zuvor zusammengeschossen haben) aus der Tasche, indem er zugleich seinen Gegner auffordert, dieselbe Summe gegen ihn zu riskiren. Kaum ist dieß geschehen, so wird von den Trabanten der beiden Kämpfer ein Unparteiischer ernannt, welcher die beiderseitigen Wettgelder bis zum Tage der Entscheidung aufzubewahren hat, und drauf einigt man sich über die Zeit, wann die Preisboxerei stattfinden soll, den Ort aber, wo das Duell vor sich zu gehen hat, läßt man mit Absicht vorderhand ganz aus dem Spiele. Schließlich wenn dieß alles zur beiderseitigen Zufriedenheit abgemacht ist, trennt man sich auf die höflichste Weise und beide Parthien gehen sofort daran, die nöthigen Vorbereitungen zu der großen Affaire zu treffen.

Man darf nemlich nicht glauben, daß auf die Aufforderung auch sogleich der Kampf folgen werde, sondern zwischen beiden Zeiträumen müssen zum mindesten vier oder sechs Wochen liegen. Das hochwichtige Ereigniß muß doch vorher in den Zeitungen gehörig besprochen werden,

damit das ganze Publikum Antheil daran nehme! Man muß doch zuvor die beiden Champions in Holzschnitt abconterfeien oder ihre photographischen Portraits vervielfältigen, damtt sich Jedermann eine bildliche Vorstellung von ihnen machen kann! Man muß doch ihr ganzes bisheriges Leben schildern und insbesondere eine Geschichte ihrer früheren Heldenthaten wiedergeben, damit man daraus schließen könne, wie der bevorstehende Kampf ausfallen werde! Man muß doch der vornehmen Jugend, der Stellvertreterin des hohen Adels in Amerika und der Nachbeterin aller „Lordssitten" Englands, Zeit und Gelegenheit geben, auf den einen oder andern der beiden Boxer hohe Wetten einzugehen! Ueberdieß gehört nicht ein Zeitraum von mindestens einem Monat dazu, um die beiden Letzteren gehörig „zu dressiren und zu trainiren?" „Wie? Was?" fragt nun ein Uneingeweihter. „Trainiren und dressiren?" Nichts anderes, erwidern wir, denn es ist ja bekannt, daß ein jeder Mensch sich an dem einen Tage weit stärker und kräftiger fühlt, als an dem andern, und eben deßhalb kommt es gar viel darauf an, den Champion in die rechte Gemüths- und Körperverfassung zu setzen. Demgemäß wird er sofort einem eigenen Lehrmeister, dem sogenannten „Trainer", übergeben, der ihn nun Tag und Nacht in die Kur nimmt und ihn keinen Augenblick mehr bis zum Kampftage aus den Augen läßt. Mit aufgehender Sonne muß der Zögling aufstehen und mit untergehender Sonne sein Lager suchen. In aller Frühe schon wird er gebadet und mit einer Pferdehaarbürste abgerieben, um Haut und Sehnen geschmeidig zu machen; dann muß er eine Stunde lang Berg ab und Berg auf rennen, damit seine Muskeln gestärkt werden, und nun erst, wenn alle diese

Arbeit vollbracht ist, geht's zum Frühstück. Dieses aber besteht keineswegs, wie bei andern Menschenkindern, aus Butterbrod, Thee und Kaffee, denn derartige Speisen und Getränke passen nur für Weiber und Schwächlinge, sondern vielmehr aus einer tüchtigen Portion halbrohen Ochsen- oder Hammelfleisches, sowie aus einigen Gläsern kräftigen Bieres. Ebenso wird es auch mit dem Mittagbrod gehalten; Abends jedoch erhält der Zögling nur etwas Gerste oder Grütze im Wasser abgekocht, damit er sich den gesunden Schlaf nicht verderbe. Spirituosen jeder Art, besonders Brändi oder Cognac, sind aufs Strengste verboten und ebensowenig darf geraucht werden. Solche Genüsse wirken alle nur schwächend auf den Körper ein und greifen die Nerven weit mehr an, als man gewöhnlich glaubt, während doch ein Preisfaustkämpfer alle seine Kräfte bei einander haben muß! Eben dieser Kräftigung wegen ist nun aber auch die Zwischenzeit vom Frühstück bis zum Mittagessen rein athletischen Uebungen gewidmet und es wird dem Champion oft 5—6 Stunden hinter einander keine Minute Ruhe gegönnt, einfach deßwegen, damit er sich daran gewöhne, einen langen Kampf auszuhalten. Kurz es geschieht alles, was nur irgend geschehen kann, um die Kraft des Boxers auf den bevorstehenden Kampftag so sehr als möglich zu stählen.

Endlich jedoch ist man mit allen Vorbereitungen zu Ende gekommen. Die Muskeln des Pugilisten haben die gewünschte Elastizität erhalten und derselbe wird vom Trainer für reif erklärt, „zu schälen", d. h. den Oberkörper nackt auszuziehen, wie es beim Preis-Boxen Sitte und Brauch ist. Ueberdies ist jetzt auch die Sache durch die Zeitungen gehörig ausposaunt, so daß die ganze junge Männerwelt

(die Frauenzimmer auch nicht zu vergessen) mit einer wahrhaften Fieberspannung dem großen Entscheidungstage entgegensieht. Somit handelt es sich blos noch darum, den Ort und die Stunde zu bestimmen, allwo der Kampf, „ohne daß eine Störung zu befürchen wäre," vor sich gehen kann. Man muß nämlich wissen, daß die Preisgefechte „gesetzlich" in Amerika aufs strengste verpönt sind, alldieweil die Vernünftigeren unter den Gesetzgebern in denselben nichts als thierische Rohheit zu erblicken vermögen, und daß deßwegen die Behörden „von Amtswegen" die Verpflichtung haben, nicht blos dergleichen Affairen zu verhindern, sondern auch die dabei Betheiligten gefänglich einzuziehen und an die Gerichte zur Bestrafung abzuliefern. Insofern also ist immer einige Vorsicht nöthig; umgekehrt aber darf man sich nicht verhehlen, daß die große Volksmasse, d. h. weitaus die Mehrzahl der Gesammteinwohnerschaft Nordamerikas, den Preisfaustkämpfen im höchsten Grade hold ist und daß man deßwegen von der Polizei, welche in Amerika nicht blos zur Volksmasse, sondern sogar meistentheils zur Volkshefe gehört, nicht allzuviel zu befürchten hat. Im Gegentheil, die „Sicherheitsbehörde" begeistert sich regelmäßig ebenfalls für den bevorstehenden Kampf und ist so weit entfernt „freiwillig" einzuschreiten, daß sie lieber „Den" verhaftete, der sie zu diesem Einschreiten „nöthigen" wollte. Ja man erzählt sich sogar, wie einsmalen die Herren Policemen, weil von einem Faustkampfe zum Voraus und zwar offiziell unterrichtet, in gehöriger Anzahl ausrückten, dem Anschein nach um die Boxer als Ruhestörer gefangen zu nehmen, statt dessen aber dem Kampfe unthätig, oder vielmehr ganz und gar nicht unthäthig zusahen, sondern vielmehr ihre Lust und Theilnahme daran dadurch bewiesen,

„daß sie während des Kampfes die Ordnung unter der Zuschauermenge aufrecht erhielten!“ Die Polizei also wäre nicht sehr zu fürchten, wohl aber der Sheriff. Diese oberste Executionsbehörde einer Stadt oder Grafschaft ist nemlich oft, wenn man den Spektakel gar zu arg macht, unerbittlich, und da dieselbe das Recht hat, die ganze bewaffnete Mannschaft mit sammt der Miliz aufzubieten, so muß man sich doch ein wenig in Acht nehmen. Allein wie leicht ist es nicht, einen Sheriff zu täuschen? Man hat ja nur unter der Hand das Gerücht, die Boxerei werde da und da stattfinden, auszustreuen, und dann in eine ganz entgegengesetzte Gegend hinzufahren! Man braucht ja nur die Welt glauben zu machen, die Affaire werde z. B. am Dienstag vor sich gehen, während der wahre Zeitpunkt bereits auf den Montag festgesetzt ist! Ueberdieß gibt es nicht verschiedene Staaten in der Union und können nicht z. B. Newyorker, die ein Preisduell auszufechten haben, den Schauplatz ihrer Thätigkeit nach dem nahen Neu-Jersey oder noch besser nach dem etwas entfernteren Maryland, bis wohin der Arm des Neuyorker Sheriffs nicht reicht, hinüberversetzen? Kurz der Auswege und Schlupfwinkel gibt es genug, besonders wenn man so viel Geld daran wenden will, ein eigenes Dampfboot oder einen eigenen Extra-Eisenbahnzug zu der bewußten Excursion zu miethen. Darf man doch sicher sein, daß die Herren Dampfboots-Capitäne und Eisenbahnzugmeister die Richtung, wohin es geht, schon ihres eigenen Interesses wegen nie ausplaudern werden! Ueberdieß sind die Hauptmatadore der Boxerei nicht immer so klug, das Geheimniß des Stelldicheins der großen Masse der Theilnehmer erst dann mitzu-

zutheilen, wenn man bereits abgefahren und also ein Verträtschen nicht mehr möglich ist?

So ist nun also endlich der große Tag erschienen, der Tag, an welchem die vielbesprochene Schlacht ausgefochten werden soll! Ein mächtiges Dampfboot, wenn nicht gar zwei, oder ein Extrazug von zwanzig bis dreißig Wagen hat die Faustkämpfer mit allen ihren Gönnern, Freunden und Anhängern an Ort und Stelle gebracht und diese Stelle ist entweder ein abgelegenes Inselchen auf einem Flusse, oder eine große Wiese auf einem erhöhten Punkte, von wo aus man jeden Störenfried schon von weitem erblicken kann. Wenigstens tausend Personen sind auf dem Platze, die Elite der männlichen Jugend von nah und fern, die Söhne der reichsten und vornehmsten Familien, vielleicht sogar Viele, die bereits in Amt und Würde stehen; umgekehrt aber auch nicht wenige, welche dem Geschlechte der Loafer und Rowdies *) angehören und jedenfalls eine Menge von angehenden oder bereits bewährten Faustkämpfern sowie von sonstigen Mitgliedern der Boxerinnung, die Zeitungscorrespondenten auch nicht zu vergessen. Die Helden des Tages treten hervor, begleitet von ihren näheren Freunden, und die Sekundanten machen sich daran, den „Preisring" abzustecken. Dieser Preisring, d. h. der Kreis, in welchem der Faustkampf stattzufinden hat, mißt im Durchmesser seine fünfundzwanzig bis dreißig Schritte und wird regelmäßig aus einer mit Pfählen und Stricken gebildeten Pallisade umgeben. Um die Pallisade herum stellt

---

*) Der Leser vergleiche gefälligst das Capitel 30. in den lebenden Bildern aus Amerika von demselben Verfasser.

Der Setzer.

sich die ganze Zuschauermasse auf, denn ins Innere des Ringes selbst hat außer den beiden Preiskämpfern nur der Unparteiische, welcher die „Runden“ oder „Gänge“ bestimmt und überhaupt darüber wacht, daß die Boxgesetze eingehalten werden, nebst den Sekundanten, Aerzten und Wärtern sowie den engeren Freunden Zutritt. Jeder der Duellanten hat seinen eigenen Sekundanten und Arzt, der Wärter aber sind es je zwei, nemlich der sogenannte „Schwammer“, welcher den Schwamm zum Blut- und Wundenauswaschen in der Hand hat, und sein Assistent, der „Flaschenhalter“, welcher das Wassergefäß nachträgt und sich auf sonstige Weise nützlich zu machen weiß. Die sogenannten „engeren“ Freunde, meist junge Männer von Rang und Gewicht, bilden das „Boxercomité“ und haben als Constabler, Richter und Polizei zugleich zu fungiren. Jetzt ist der Kreis fertig. Aufmerksam blickt alles auf die beiden Champione, deren einer sich rechts, der andere links im Kreise aufgestellt hat. Beide sind athletische Männer, Männer mit Muskeln wie von Eisen. Beide stehen in der Blüthe ihrer Kraft und man sieht ihnen an, daß Jeder im Bewußtsein seiner Uebung, Stärke und Gewandtheit auf den Sieg rechnet. Der Eine jedoch, wir wollen annehmen, es sei ein Irländer — mißt vielleicht zwei bis drei Zoll mehr und wiegt dreißig Pfund schwerer, als sein Gegner, welchen wir als einen Neuengländer bezeichnen wollen; Letzterer dagegen erscheint um so sehnigter und gewandter und wir können es daher nur natürlich finden, daß seine vorehmen Gönner hohe Stücke auf ihn halten. Aber auch die Freunde des Irländers können wir nicht tadeln, wenn sie Hunderte, ja Tausende von Dollars auf seinen Sieg wetteten, denn seine Faust scheint so eisenhart

zu sein, daß wo sie hinfällt, sicherlich kein Gras mehr wächst.

Doch siehe, die beiden Preiskämpfer werfen ihre „Schaalen", d. h. ihre Oberkleider ab, so daß die Brust, die Arme und der Kopf gänzlich nackt sind. Nur der Unterleib darf bedeckt bleiben, d. h. er steckt in leichten Beinkleider, welche um die Lenden durch einen Gürtel festgehalten werden und so eng anliegen, daß sie den Körper in seinen Bewegungen nicht zu hemmen vermögen. Ha, wie sie nun hervortreten, die Sehnen und Muskeln der beiden Athleten! Wie keulenartig erscheinen die Fäuste und wie knollig die Adern am Oberarm! Wie breit und massig ist die Brust und wie vorgebirgartig starren die massigen Schultern! Aber still, sie treten vor, die beiden Helden des Tages, sie grüßen einander höflich und schütteln sich gegenseitig die Hände, als wären sie die besten Freunde von der Welt. Das ist ein Jubel unter den Zuschauern! Wer Hände und Arme hat, klatscht Beifall, und wer eine Zunge hat, ruft „Hurrah", denn man sieht ja aus solchem Benehmen, daß die beiden Preisboxer „Gentlemen von der ächten Sorte sind!" Doch die Begrüßungsscene ist vorbei und die zwei Helden treten auf ihren Posten zurück, während der Unparteiische und die Sekundanten nebst den Aerzten und Wärtern sich ebenfalls auf die ihnen bestimmten Plätze stellen. Die Vorbereitungen sind also alle getroffen und der Kampf kann beginnen.

„Der Kampf kann beginnen!" Welch' furchtbare Aufregung liegt nicht in diesen wenigen vier Worten! Es ist vielleicht ein wunderschöner Morgen. Der Himmel strahlt in ungewöhnlicher Reinheit, die ganze Landschaft liegt in voller Pracht vor den Augen der Zuschauer und links wie

rechts erheben sich niedliche Landhäuser oder freundliche Dörfer, während mitten durch ein mächtiger Strom fließt, ein breiter Silberstreifen in einem Meere von Grün. Man kann nicht leicht eine herrlichere Gegend sehen und auch der verstockteste Sünder, sollte man meinen, müßte hier stille stehen, um den Schöpfer für seine Allgüte zu preisen. Aber was kümmert die Menschen, die allda versammelt sind, die Pracht der Landschaft? Was scheren sie sich um die Schönheit der Natur? „Der Kampf kann beginnen," diese vier Worte allein sind es, mit welchen sie sich beschäftigen, für etwas Anderes haben sie in diesem Augenblick lediglich keinen Sinn! Ja wenn der Himmel sich plötzlich in dicke Finsterniß hüllte und eine Sturmfluth die ganze Welt hinwegzuraffen drohte, was läge ihnen an Regen und Sturm, was an Blitz und Donner? „Der Kampf soll beginnen", das ist das Einzige, was ihr ganzes Ich beseelt!

Jetzt sieht der Unparteiische auf seine Uhr und nun weiß man, daß die „Zeit" da ist. Die Zuschauer strecken sich hoch empor und sie zittern förmlich vor Aufregung, aber kein Laut entfährt ihrem Munde. Ihre ganze Seele liegt vielmehr in ihrem Blicke, denn jeden Augenblick kann das Zeichen zum Anfang gegeben werden. Nicht minder aufgeregt sind vielleicht die beiden Faustkämpfer, doch sie wissen sich vollständig zu beherrschen und keine Muskel ihres Gesichts regt sich. Mit dem rechten Fuß stehen sie wie festgemauert in der Erde, während sie den linken anderthalb Fuß weit vorgesetzt haben. Den Kopf halten sie hoch aufgerichtet, der rechte Arm liegt quer über der Brust und der linke hängt hart am Leibe hinunter, wie um jeden Augenblick zum Stoße parat zu sein, mit ihren Augen aber messen sie sich gegenseitig vom Kopf bis zur

Zehe, als wollten sie den Gegner durch und durch sehen. Wird Irland siegen oder Neuengland?

Horch, der Unparteiische gibt das Zeichen. „Go on!“ — „Los!“ Langsam treten die Kämpfer auf einander zu, vorsichtig, lauernd, die Fäuste geballt. Die Augen erspähen jede Bewegung des Feindes, noch ehe sie ausgeführt wird. Sie erspähen sie nicht an seinen Fäusten oder Armen, sondern vielmehr an seinen Blicken, denn sonderbar, aber naturgemäß, immer fällt vorher der Blick auf „den“ Punkt des Körpers, der durch den Faustschlag getroffen werden soll! Jetzt sind sie sich auf den Leib gerückt, so nahe, daß sie sich mit dem vorgebogenen rechten Arme fast berühren, und nun folgt Stoß auf Stoß. Jeder Stoß, sollte man meinen, müsse den Gegner zu Boden schmettern, so sicher ist er gezielt; aber es „sitzt“ für den ersten Anfang keiner, denn der Duellant deckt sich durch seinen rechten Arm. Dieser ist sein Schild, mit dem er alle gegen den Bauch, die Brust, das Kinn, die Nase und die Augen gerichteten Angriffe parirt, und wenn ihm derselbe in Folge dessen auch noch so arg zerschlagen oder zerhämmert wird, so liegt ihm nur wenig daran. Seine „Daddels und Mauleys“ sind ja wie Stahl und Eisen und der härteste Schlag, der auf sie fällt, läßt kaum eine andere Spur zurück, als höchstens einen blauen Fleck. Uebrigens auch die andern Körpertheile vermögen etwas auszuhalten und wenn nur der „Fraßbeutel“ oder der Magen, sowie insbesondere die „Gucker“ oder die Augen nicht nothleiden, so hat's im Ganzen genommen nicht allzuviel zu sagen. Doch siehe da, der erste Gang ist vorüber, denn Bruder John hat dem koloßähnlichen Paddy einen Stoß auf die Brust beigebracht, welcher „festsaß“. Viel zu sagen hat er allerdings nicht,

dieser Stoß, denn die Brust Paddy's ist so breit und gewölbt, daß sie den Anlauf eines Bullen aushalten könnte. Ueberdieß war ja der Stoß halb parirt, urd brachte den Irländer kaum zum Wanken, aber die Freunde Johnny's jubeln doch laut auf, denn es gilt als böses Omen, den ersten Stoß erhalten zu haben.

Eine Rast von zwei Minuten und der Unparteiische giebt abermals das Zeichen. „Go on!" — „Los!" — Auch dieser Gang endet zum Vortheil des Engländers, und so der dritte, vierte und fünfte. Der arme Paddy knirscht mit den Zähnen vor Wuth, aber was hilft es ihn? Die größere Gewandtheit ist offenbar auf Seiten des Englishman! Freilich ein „Resultat" haben die Stöße des Letzteren noch nicht gehabt, denn es floß bis jetzt weder Blut, noch wurde der Irländer zu Boden gestürzt; aber — die Zuschauer fangen an, sich für den Meister John zu interessiren und Freund Paddy sinkt in der öffentlichen Meinung. Eine Menge Wetten werden angeboten: „fünf gegen vier zu Gunsten John's," aber nur Wenige lassen sich darauf ein, denn man fängt an, für den Irländer ernstlich besorgt zu werden.

Der sechste Gang beginnt. Der Irländer hält sich dießmal nur vertheidigend; er deckt sich blos und wehrt nur ab; der Engländer aber, von seinem bisherigen Erfolge kühn gemacht, dringt vorwärts, und seine Stöße fallen hageldicht. „Dießmal muß Blut fließen," liest man in seinen Augen, und die Aufregung der Zuschauer steigt so sehr, daß man ihm offenen Beifall zujauchzt. Nun aber werden die Wangen Paddy's von Todesbläße überzogen. Nicht vor Angst, denn er kennt dieses Wort nicht, aber vor innerer Erregung, vor Schaam, vor Wuth! Seine

Augen sprühen Feuer, und man sieht ihm an, daß er zum Aeußersten entschlossen ist. Noch immer aber hält er sich blos vertheidigend, und während dieser ganzen Runde hat er noch zu keinem einzigen Schlage ausgeholt. Doch jetzt, — ha, nimm dich in acht, Meister John! Er hat den Moment erspäht, wo du dich in der Hitze des Vordrängens nicht gehörig schütztest, und schwer und gewaltig fällt seine Faust auf deine Wange. Zu spät streckst du deinen Arm vor, den Stoß zu pariren. Er „sitzt" und deine ganze linke Wange ist aufgerissen. Sie klafft auseinander, wie ein vom Blitze gespaltener Baumstamm, und das Blut fließt in Strömen. Dieser Gang war nicht zu deinem Vortheil, Meister John, und du hattest zu früh gejubelt, als du vor einem Augenblick noch vom Sieg träumtest!

Mit einemmale ist die öffentliche Meinung wie umgewandelt, und alle Wettlustigen treten auf die Seite Paddy's. Man bietet fünf zu drei für ihn, aber nur Wenige haben den Muth, die Wette anzunehmen, und diejenigen, welche vor kaum einer Viertelstunde fünf zu vier für John ausboten, dürfen nunmehr für den Spott nicht sorgen. Dennoch ist der Engländer noch nicht verloren, sondern er wird vielmehr alsbald wieder auf die Beine gebracht, nachdem ihm der Schwammhalter das Blut gehörig abgewaschen und der Doctor die Wunde mit ein paar Stichen zusammengenäht hat. Ja er sieht sogar recht muthig darein, so daß seine Anhänger und Freunde ebenfalls wieder ein Herz fassen.

Nach kurzer Frist ruft der Unparteiische abermalen sein „Go on" und es folgt wieder Stoß auf Stoß, Schlag auf Schlag. Die nächsten zehn Runden übrigens bieten immer noch nichts Entscheidendes, sondern es schwankt

vielmehr die Glückswage zwischen John und Paddy unschlüssig hin und her. Die meisten Stöße des Engländers „sitzen", aber sie sind nicht schwer und stark genug, den Irländer zu fällen. Sie ritzen ihm die Haut auf, aber sie dringen nicht auf den eigentlichen Lebensnerv ein! Auch John hat keine weitere „schwere" Wunde erhalten, obgleich ein Stoß auf die Brust ihm das Fleisch vollkommen aufriß und ihn sofort auf die Knie brachte. Dennoch ist das Aussehen der beiden Kämpen nunmehr ein ganz anderes, als zu Anfang des Kampfes. Ihre Haut damals so geschmeidig, ja fast glänzend, ist nun zerschlagen, zerhämmert, zerrissen. Das bloße Fleisch liegt zu Tage, wo ein Stoß gesessen hat, und ihr Gesicht, ihre Brust, ihre Arme sind vollständig blutunterlaufen. Sie sehen aus wie zwei Metzgersknechte, welche soeben ein paar Ochsen abgeschlachtet haben, aber ihre Kraft ist noch nicht gelähmt, ihre Glieder sind noch nicht gebrochen, ihr Auge schaut noch kühn und trotzig. Noch weiß also kein Mensch zu sagen, ob England siegt oder Irland.

Der siebenzehnte Gang beginnt. — „Go on! Go on!" „Los! Los!" — Dießmal kommt die Reihe an dich, Paddy! Wo hattest du deine Augen, du armer Sohn Grün-Erins? Ha der Schlag ist schon gefallen und deine Nase hast du „gehabt", Freund Paddy. Bruder John hat sie dir so breit geschlagen, daß sie alsbald aufschwoll, wie ein gefüllter Pfannenkuchen, und daß es sogar in Frage steht, ob man nur überhaupt noch den Platz finden wird, wo sie einstens gestanden. Sie ist zum förmlichen „Conk" geworden, und zugleich saß der Stoß so fest, daß du der Länge nach zu Boden stürztest und selbst vermeintest, nie mehr aufstehen zu können. Das war ein böser Schlag,

und dürfte entscheidend wirken auf's ganze Gefecht; allein es geschieht dir recht, Paddy, ganz recht. Warum mußtest du auch dießmal so schrecklich unvorsichtig sein?

Die Freunde des Irländers sehen sich verduzt an und schütteln den Kopf; die Anhänger John's aber schreien „Hurrah" und wissen sich vor Lust kaum zu fassen. Von neuem kommt Zuversicht über sie und abermalen bieten sie Wetten über Wetten, welche, nachdem sie von den Gegnern angenommen, sofort in's Wettbüchlein eingetragen werden. Noch ist nämlich der Kampf nicht zu Ende, denn — wegen des Verlustes einer Nase wird sich doch Paddy nicht für besiegt erklären? Weil ein Gesichtsvorsprung zu Brei verwandelt wurde, deßwegen wird doch nicht ein Schauspiel, wegen dessen tausend Männer zusammen gekommen sind und hunderttausende von Thalern riskirt haben, ausgespielt sein? Gott bewahre! Noch ist der Ausgang zweifelhaft, und nur wenn einer der beiden Kämpen „vollkommen unfähig" geworden ist, weiter zu kämpfen, nur dann hat die Affaire ihr Ende erreicht!

Man wascht also den armen Paddy und drückt das geronnene Blut aus; man flickt die Fetzen der Haut zusammen und netzt ihn so lange mit kühlenden Flüssigkeiten, bis der furchtbare Schmerz nachläßt. Nunmehr erhebt sich derselbe, und nach kurzer Frist steht er wieder so fest auf den Beinen, als ob er nie die Mutter Erde geküßt hätte. Man reicht ihm die Rhumflasche und er thut einen langen Zug. Dann schüttelt er sich und legt sich von Neuem aus, seinen Feind erwartend. Auch dieser hat sich inzwischen gestärkt und seine stolze Miene verkündet, daß er nunmehr mit dem Gegner kurzen Proceß zu machen gedenkt. Doch — noch ist nicht aller Tage Abend!

„Go on! Go on!“ „Los! Los!“ — Fast zwei Stunden lang hat nun der Kampf gedauert und bald dahin, bald dorthin schwankte die Wage des Glückes. Aber noch ist nichts entschieden, trotz zolllangen Rissen und furchtbar klaffenden Wunden. Die Gesichter der beiden Kämpen sind durch Staub und Schweiß, durch Blut und Schmutz, durch Hiebe und Stöße fast unkenntlich geworden, aber „entschieden“ ist deßwegen doch noch nichts. Da endlich im vierzigsten Gange zerschmettert ein furchtbarer Hieb dem Engländer den linken Arm, daß er, an drei Stellen gebrochen, fortan ein unnützes Glied herabhängt. Ein gräßlicher Schrei folgt diesem Ereigniß. Er geht nicht von dem Engländer aus, denn dieser liegt in tiefer Ohnmacht begraben, sondern vielmehr von seinen Freunden und Anhängern. Ihnen ist es, als ob der Stoß sie selbst getroffen hätte, doch nicht aus Mitleid oder Mitgefühl, sondern deßwegen, weil nunmehr der arme John auf den rechten Arm allein angewiesen ist und unmöglich mehr „angriffsweise“ verfahren kann. Die Wetten, welche man auf ihn gemacht, sind nun so gut wie verloren, denn der zerschlagene Mann hat von jetzt an genug zu thun, sich nur zu vertheidigen! Doch — wer weiß? Der Andere ist ja auch hinlänglich zerschlagen und könnte möglicherweise dem Gegner eine Blöße bieten, an die man jetzt gar nicht denkt. Er ist ja sichtlich ermattet, und überhaupt — wer kann die Chancen des Zufalls zum Voraus ermessen? Man verschwendet also jede mögliche Sorgfalt auf den unglücklichen John, und übergießt ihn so lange mit stärkenden Essenzen, bis er wieder zum Leben erwacht. Endlich steht er wieder auf den Beinen, aber ach, er fühlt sich so schwach, daß er gerne die Sache aufgeben und sich für

besiegt erklären möchte. Er flüstert deßhalb seinem Sekundanten ein paar Worte zu, und bittet ihn, dem Gegner die Eröffnung zu machen, daß er „genug habe"; doch dieser fährt zurück wie von Entsetzen ergriffen! „Genug haben? Aufhören, während doch noch eine Möglichkeit des Sieges, wenn auch eine ganz geringe, vorhanden ist?" Die Rhumflasche her, damit der arme John auf andere Gedanken kommt! Es stehen ja tausende und abertausende von Dollars auf dem Spiele, wie könnte also von einem Aufgeben des Gefechts die Rede seyn, ehe der eine der beiden Kämpen vollständig unfähig geworden ist, ferner ein Glied zu rühren? Die Menschlichkeit mag solches vielleicht gebieten und die Gesetze der Civilisation mögen es vorschreiben, aber was hat ein amerikanischer Preisfaustkampf mit Menschlichkeit und Civilisation zu schaffen? „Go on! Go on!" „Los! Los!"

Der Kampf beginnt von Neuem, allein die Zuschauer wissen nun, woran sie sind. „Fünf zu eins auf Paddy," rufen sechs oder sieben, aber niemand will's wagen. „Hundert Dollars gegen zehn, John verliert!" Doch auch jetzt noch getraut sich keiner. „Zweihundert gegen fünf," schreit endlich Einer, und diese Wette wird angenommen. Aber man lacht und spottet von allen Seiten über die hinausgeworfenen fünf Dollars, denn John ist ja offenbar ein verlorner Mann. Wie wollte er auch mit einem Arm gegen zwei ankommen? Trotzdem werden noch vierzig Gänge gemacht, vierzig Gänge, in welchen der Engländer nach und nach vollständig zu Brei zerschlagen wird. Im fünfundvierzigsten Gange trifft ein Schlag sein linkes Aug, daß es augenblicklich wie eine Wurst aufschwillt und von nun an geschlossen bleibt; im fünfzigsten wirft ihn ein Stoß

auf den Magen zu Boden, und es ist kaum möglich, ihn durch Waschungen, Kühlungen, Reibungen und Schnapseinflößungen wieder auf die Beine zu bringen; im sechszigsten Gange trifft ein weiterer Stoß das andere Auge, so daß auch dieses, wenn nicht für immer, doch für die nächste Zeit verloren ist. Von nun an ist es kein Gefecht mehr, sondern nur noch ein Tollhauskampf. Der arme John steht zwar noch und schlägt um sich, aber es ist gerade, als wäre er ein wüthendes Thier geworden, welches sich vor seinem Verenden noch blindlings um sein Leben wehrt. Nach der achtzigsten Runde endlich ist das Kampfspiel zu Ende und John, der Engländer, liegt auf dem Boden, nicht ein Mensch mehr, sondern eine formlose Masse, welche man früher Mensch genannt hat. Das Brustbein ist ihm eingeschlagen und das Nasenbein entzwei, die Augen gleichen zwei großen Wulsten und die Wangen sind aufgeschlitzt, als hätte ein Metzger mit seinem Messer darin gewühlt. Der ganze Kopf sieht aus, wie zusammengekneteter Teig, und Leib und Arme sind zu förmlicher Unkenntlichkeit verschwollen. Nur an den kurzen Athemzügen, welche die Brust krampfhaft heben, merkt man, daß noch einiges Leben in diesem zusammengedroschenen Klumpen Fleisch ist. Jetzt freilich ist an ein „Fortmachen“ nicht mehr zu denken! Man packt also den armen John sorgfältig in ein bereit gehaltenes Bett ein, legt ihn auf eine ebenfalls bereit gehaltene Bahre und trägt ihn in's Wirthshaus des nächsten Dorfes, allwo ihn sein Arzt mit aller nur erdenklichen Rücksicht behandelt und versorgt; der Sieger aber wird, nachdem man ihm den gewonnenen Preis in die Tasche gesteckt, unter Hurrahgeschrei auf das Dampfboot oder auf die Eisenbahn geschleppt, um mit ihm

im Triumphe in die Vaterstadt einzuziehen. Er hat zwar auch arg Noth gelitten, denn außerdem daß ihm die Nase eingeschlagen wurde, ist sein ganzes Gesicht verschwollen und mit Wunden bedeckt; allein er darf doch von Glück sagen, dieweil er wenigstens noch „gehen und sehen" kann. Kein Knochen ist entzwei, kein Arm wurde zermalmt, kein Auge ging caput und man kann ihn doch wenigstens noch einen Menschen nennen! „Hurrah" also für Paddy, ein dreimaliges donnerndes Hurrah, denn ihm allein verdankt man es, daß nunmehr Hunderttausende von Dollars aus den Händen der Gegner in die Taschen derer, welche auf ihn gewettet, herüberwandern! Also nochmals ein dreifaches donnerndes „Hurrah für Paddy!"

Solches ist das Ende des Preisgefechtes und ganz auf dieselbe Weise endigen fast alle derartigen Kämpfe. Stets wird so lange fortgemacht, bis der eine der beiden Champione wenn nicht ganz, doch wenigstens halb todt vom Platze weggetragen werden muß, denn nur dann kann man von einer wirklichen Entscheidung sprechen. Unangenehm ist's freilich, wenn der Besiegte so thöricht ist, an seinen Wunden zu sterben oder wenn er gar auf dem Kampfplatze selbst sein Leben aushaucht, dieweil ja in solchem Falle der Coroner eine Jury, die über den Grund des Todes abzuurtheilen hat und vor welcher alle Betheiligten Red und Antwort geben müssen, zusammenzuberufen hat; allein viel zu sagen hat die Sache nicht, denn der Spruch der Todtenrichter lautet gewöhnlich: „Todt durch Mißgeschick!", und dem Mörder d. h. demjenigen, der den andern todtgeboxt hat, wird kein Haar gekrümmt. „Dem Verstorbenen begegnete ein Unfall," das ist Alles! Kommt übrigens der Besiegte auch mit dem Leben davon,

so braucht er doch oft Wochen oder Monate, bis seine zerschlagenen Glieder wieder kurirt sind, und selten, sogar sehr selten erlangt er seine „ganze“ Gesundheit wieder. Meistentheils kann er sich nur „als geflickt“ betrachten und nicht wenige der Preisboxer bleiben für ihr Leben lang, wenn sie auch nicht zu förmlichen Krüppeln geschlagen wurden, doch wenigstens „verunstaltet“. Ja sogar die Sieger im Kampfe sind nicht viel besser daran, ob sie gleich viel Ruhm und Geld erndten, denn das Geld geht bei dem Aufwande, den sie machen, gar bald den Weg alles Fleisches und vom Ruhme kann man nicht leben. Ueberdieß kommt das Alter nur zu schnell heran und dann hat's natürlich mit dem Preisboxen von selbst ein Ende. Was aber nun? Ei man muß eben sehen, wie man sich fortbringt und somit wird der eine Boxer vielleicht „Trainer“ oder Boxerlehrmeister, während der andere „Kampfhähne aufzieht“ oder auch ein „Rattentheater“ d. h. eine Bude hält, in welcher die Hunde der vornehmen Jugend Amerika's auf Ratten losgelassen werden. Die Meisten erwerben sich ein kleines „Public-House“, d. h. auf deutsch eine Kneipe, in welcher Rowdies, Loafer und andere Gönner des Pugilismus zusammenkommen, um recht viel Brändi oder Gin zu trinken, von Boxereien und Preisfaustkämpfen zu schwadroniren, und nebenbei einen mitgebrachten Grünen d. h. irgend einen armen unschuldigen Tölpel vom Lande im Hazardspiele „zu rupfen“.

Auf diese Weise bringt sich der älter gewordene Boxer durch's Leben und man darf also nicht sagen, daß der Stand desselben ein besonders anlockender wäre. Dessen ungeachtet scheint ihr Geschlecht nicht aussterben zu wollen, denn man kann jede Woche von einem neuen Preisfaust-

kampfe lesen, in welchem dieser oder jener zu Brei zermalmt wurde. Ja in neuester Zeit hat sich sogar in der guten Stadt Neuyork eine Pugilist-aid-society d. h. eine Boxerunterstützungs-Gesellschaft gebildet, nur allein zu dem Zwecke, um die edle Innung der Preisfaustkämpfer in ihrem Flore zu erhalten, und — wie lange wird es noch anstehen, bis man diesem oder jenem im Faustkampfe Gefallenen ebenso gut ein Denkmal setzt, als dem General Washington und anderen tapferen Männern? Schon jetzt werden ja die „Sieger in einem Preisgefechte" von den Zeitungen auf eine Weise herausgestrichen, daß man glauben könnte, es handle sich von wirklich großen Helden, warum sollte man also ihren Namen nicht auch vollends durch ein Monument zu verewigen das Recht haben? Gehen wir übrigens die Geschichte der verschiedenen Preisgefechte des Näheren durch, so waren die berühmtesten derselben offenbar die zwischen Tom Hyer und Yankee Sullivan, sowie zwischen Tom Sayers und John Heenan durchgefochtenen. Sullivan und Hyer residirten in Neuyork, der erste in der Chatamstreet, der zweite in der Whitestreet, und galten Beide als „unübertrefflich in der Kunst des Boxens". Wer jedoch der Stärkere sei, konnte man nicht sagen, weil sie sich noch nicht gegenseitig gemessen hatten; allein da sie glücklicherweise zwei verschiedenen politischen Parteien angehörten, so durfte ein Wettkampf natürlich nicht ausbleiben und Hyer nahm sich deßhalb, um die Sache recht bald zur Entscheidung zu bringen, die Freiheit, den Sullivan im öffentlichen Wirthshause durchzuprügeln. Drauf kam es zur Herausforderung und zugleich zu einem Wetteinsatze von je fünftausend Dollars, über den Kampftag selbst aber wurde nur festgesetzt, daß er sechs oder sieben

Wochen später erst genau zu bestimmen sei. Selbstverständlich flog die Nachricht von diesem hochwichtigen Ereigniß wie ein Lauffeuer durch alle Staaten der Union und besonders in der guten Stadt Neuyork gerieth die vornehme Jugend in eine kaum zu beschreibende Aufregung. Es wurden gegenseitig Wetten eingegangen, welche sich zusammen auf mehr als eine Million Dollars beliefen, und die ganze erwachsene männliche Bevölkerung theilte sich in zwei Parteien, von denen die eine zur Fahne Tom Hyers, Esquire, schwur, während die andere den Yankee Sullivan zu ihrem Abgott erklärte. Volle zwei Monate lang brachten die Zeitungen jeden Tag Leitartikel über den bevorstehenden Heldenkampf und wo man hinkam, in dem feinsten Salon wie in der gemeinsten Schnapskneipe, sprach man von nichts, als von den beiden Duellanten. Selbst der Gouverneur des Staates nahm Notiz von der Sache und stellte einige Regimenter Miliz auf, welche die Polizei in ihrem Bestreben, das Duell zu verhindern, unterstützen sollten. Dessen ungeachtet aber fand der Zweikampf in der zehnten Woche nach der Ausforderung ganz öffentlich statt, freilich nicht im Staate Neuyork, sondern vielmehr in Maryland, in der Nähe der großen Stadt Baltimore, wohin sich die Noblesse der Neuyorker Männerwelt in zwei großen Extrazügen begeben hatte. Drei volle Stunden lang kämpften dort Tom Hyer und Yankee Sullivan miteinander und das Endresultat war, daß der Letztere zu einem unförmlichen Klumpen zusammengedroschen wurde, während der „große Tom" verhältnißmäßig unbeschädigt davon kam. Kaum war übrigens die Schlacht vorüber, so wurde der Telegraph nach allen Seiten hin in Bewegung gesetzt, denn man wartete in der ganzen Union mit einer fast fieber-

haften Spannung auf das Resultat des großen Ereignisses. Ueberdem brachten alle größere Zeitungs-Organe Extrablätter, in welchen der Kampf in allen seinen Einzelnheiten mit Homerischer Ausführlichkeit von A bis Z geschildert wurde, und zum Beweise, wie außerordentlich die Theilnahme des Publikums war, führen wir blos die Thatsache an, daß z. B. der Neuyorker Herald an diesem Tage fast doppelt so viel Exemplare absetzte, als sonst bei einer Präsidentenwahl! Natürlich zogen nach Beendigung des Gefechts die Theilnehmer an demselben mit ihrem Helden Tom Hyer in die Stadt Baltimore, um daselbst ein Festmahl zu halten, und dieser ihr Einzug glich einem förmlichen Triumphzuge. Alle Schiffe hatten Flaggen aufgezogen, alle Häuser prangten im Festkleide und der Stadtrath sandte dem Sieger eine Deputation entgegen! Noch größer waren die Feierlichkeiten, als den Tag darauf der große Held in Philadelphia einrückte, und man wäre versucht gewesen zu glauben, es handle sich um den Empfang eines Generalissimus, welcher die feindliche Armee in Stücke zerhauen habe. Am tollsten jedoch trieb's die Stadt Neuyork, in welche Tom Hyer am dritten Tage nach seinem gloriosen Siege zurückkam. Denn nicht blos wurde er mit Böllerschüssen empfangen, nicht blos war die ganze Bevölkerung, repräsentirt von einer halben Million Männer und Weiber, auf den Beinen, nicht blos gab man ihm ein großes Festessen, dessen Theilnehmer zwanzig Dollars für das Couvert bezahlten, sondern es fand auch des Abends eine allgemeine Beleuchtung statt, bei welcher denjenigen, welche so niederträchtig waren, eine Ausnahme machen zu wollen, sämmtliche Fenster eingeworfen wurden. Kurz der „Klopffechter" Tom sah sich höher gefeiert, als je im alten Rom

ein Triumphator oder zu unseren Zeiten ein Heldenkönig oder Kaiser gefeiert worden ist, und erhielt, um dem Ganzen die Krone aufzusetzen, zum Schlusse von den Stadtbehörden einen einträglichen Posten, welchen er bis an sein Lebensende bekleidete. Yankee Sullivan aber, der arme zerschlagene Tropf, kam nie mehr, was man sagt, zu Ehren und ging, nachdem er nothdürftig wieder zusammengeflickt war, aus Verdruß über seine Niederlage nach Californien, wo er als Spieler und Rowdy die Gesellschaft zu dominiren versuchte. Allein es gelang ihm nur schlecht und das Endresultat war, daß er sich, nachdem er einen kleinen Abstecher zum König Kamehameha III. auf die Sandwichs-Inseln gemacht und dort als dessen Kamerad eine Zeit lang eine Rolle gespielt hatte, mit eigenen Händen in San Francisco aufhängte.

Solches alles übrigens begab sich nicht etwa im vorigen Jahrhundert, sondern vielmehr vor noch nicht ganz zehn Jahren und es leben jetzt noch eine Menge von Personen, welche die ganze Affaire nicht blos erlebt, sondern sogar mitgemacht haben. Noch neuer aber, oder vielmehr das allerneueste ist der große Preisfaustkampf, welcher zwischen Tom Sayers, dem Sohn eines englischen Maurergesellen, und John Heenan, dem sogenannten Benicia-Boy, einem früheren Zollbeamten der Stadt Newyork, der aber sein Amt längst niedergelegt hat, um sich nur allein dem edlen Geschäfte des Preisboxens zu widmen, ausgefochten worden ist. Es begab sich nemlich in der Nacht vom 16. auf den 17. April des Jahrs ein tausend achthundert und sechszig nach unserer Zeitrechnung, daß auf dem großen Eisenbahnhofe über der Themsebrücke in London zwischen zwei und drei Uhr Morgens

ein gar tolles Treiben, Schreien und Fahren bemerklich wurde. Von allen Seiten her jagten Droschken, Gigs, Flies und Caps in wüthender Hast herbei und aus ihnen stiegen theils jüngere, theils ältere Männer zum größten Theil in feiner eleganter Kleidung mit weißen Castorhüten und dito weißen Glacéhandschuhen. Mitunter sah man auch ein rechtes Bulldoggsgesicht, das offenbar nicht in die übrige „höhere“ Gesellschaft paßte; aber alleins — man nahm keinen Anstoß daran, sondern drängte sich vielmehr um die Wette, den Bahnhof zu erreichen. Jeder der Ankömmlinge nahm sich ein Billet, für welches er drei Guineen, d. i. nach unserem Gelde sechsunddreißig Gulden, bezahlte, und setzte sich dann in einen der dreiunddreißig Waggons, vor welchen eine längst geheizte Locomotive ungeduldig schnaubte und zischte. Wohin es gieng, wußte außer dem Locomotivführer und den wenigen Eingeweihten niemand, sondern man hatte den Geladenen nur einfach die Weisung gegeben, mit dem Schlage drei Uhr sich auf dem Bahnhofe einzufinden und daher kam auch das furchtbare Rennen und Jagen. Sie mußten aber sämmtlich eine volle halbe Stunde lang warten, bis endlich um dreieinhalb Uhr die Pfeife des Dampfrosses ertönte und gleich darauf der fast unabsehbar lange Zug in die Nacht hinein donnerte. Man hatte nemlich noch eine zweite Maschine heizen müssen, weil der Andrang allzugroß war, als daß auch nur zwei Drittheile der mit Billeten Versehenen im ersten Zuge Platz gefunden hätten, und somit folgte fünf Minuten später noch ein zweiter Zug, welcher ebenfalls nicht weniger als dreißig Wagen zählte. Fort ging's nun, donnernd und rasselnd, in südlicher Richtung, beinahe drei volle Stunden lang! Endlich wurde in dem Flecken Farn=

borough auf der Surry- und Hampshire-Grenzstation angehalten, und alle Wägen entluden sich ihres Inhalts. Alsbald bildeten sich zwei Züge und man marschirte fünfzehnhundert Mann hoch einem großen Parke zu, welchen der edle Graf Scarborough der Gesellschaft zur Disposition gestellt hatte. Nachdem man dort angelangt war, gruppirte sich Alles um einen Kreis, welchen man in aller Eile mit Pfählen und Stricken absteckte. In den Kreis selbst traten nur Wenige, kaum zehn oder zwölf Männer, aber diese waren fast mehr festtäglich gekleidet und man sah ihnen an, daß sie ein besonders wichtiges Geschäft vorhaben müßten. Vornehmlich fielen zwei derselben auf, der eine ein großer athletischer Mann mit furchtbarem Muskelbau und einem so kühnen Auge, daß nicht leicht Jemand seinen Blick lange aushalten konnte, der andere kleiner und schlanker, aber doch stark und sehnigt und wie es schien von merkwürdiger Gewandtheit. Sie standen nicht bei einander, diese beiden Männer, sondern jeder nahm seinen besonderen Platz ein, der eine rechts, der andere links, und man hatte daher vollkommene Muße, sie recht genau und gründlich zu betrachten. Wer waren nun aber diese Beiden? Der eine, der kleinere nemlich, hieß Tom Sayers und durfte sich rühmen, der mit dem Preisgürtel gekrönte erste Preisboxer Englands zu sein; der andere d. i. der athletisch gebaute, war allgemein unter dem Namen „Benicia-Boy“ bekannt (obgleich er eigentlich John Heenan hieß) und hatte sich als berühmtester Preisfaustkämpfer der Vereinigten Staaten expreß von Amerika herübergemacht, um sich mit dem obengenannten Engländer zu messen. „Allein“ war er übrigens nicht gekommen, sondern es hatten ihn vielmehr dreihundert Neuyorker und

Bostoner „Freunde", welche zu diesem Behufe ein eigenes Dampfboot mietheten, begleitet und diese seine hohen Gönner standen nun alle im Kreise herum, mitten unter den zwölfhundert Engländern, welche die Suite des Tom Sayers ausmachten. Man sieht hieraus, daß der bevorstehende Kampf so zu sagen „als ein nationaler" betrachtet wurde, d. h. daß es sich darum handelte, ob „England" obsiege oder „Nordamerika", und ebendeßwegen waren auch alle englische Zeitungen viele Wochen lang voll von Artikeln über das kommende große Ereigniß. Ja sogar im Parlamente kam die Sache zur Sprache und man forderte die Regierung von verschiedenen Seiten auf, dem Cannibalismus mit aller Strenge entgegenzutreten; allein die hohen Herren, welche die Gönnerschaft der beiden Preisboxer bildeten, wußten die Polizei an der Nase herumzuführen und diese ließ sich, wie es scheint, recht gerne zum Besten haben. Warum sollte man denn auch dazwischen treten, wo es sich doch um ein Duell, nicht zwischen zwei einzelnen Männern, sondern zwischen zwei großen Nationen handelte?

Mit dem Schlag sieben Uhr Morgens begann der Kampf und schon der dritte Gang endigte mit einem Treffer auf den Nasensattel des Engländers, in Folge dessen derselbe schwer zu Boden fiel. Eben so schlimm fiel die vierte, fünfte, sechste und siebente Runde für ihn aus und er mußte jedesmal gewaschen, gestrichen, gedrückt und mit stärkenden Wassern benetzt werden, ehe er wieder auf die Beine kam. Im achten Gang dagegen gelang es ihm, seine Faust in das rechte Auge des Amerikaners hineinzubohren und nun stiegen seine Actien mit einemmale wieder um das Doppelte. Die nächsten sechszehn Gänge blieben

unentschieden, d. h. ein Jeder von ihnen zapfte dem anderen Blut ab und brachte ihm klaffende Wunden bei; in der fünfundzwanzigsten Runde aber wurde Tom Sayers durch einen so furchtbaren Schlag zu Boden geworfen, daß es fast unmöglich schien, ihn wieder aufzubringen. Augen, Nase, Mund und Backen bildeten so zu sagen nur noch eine einzige unkenntliche, blutende Masse, die man unmöglich mehr für den Kopf eines Menschen erklären konnte, und sowohl der Arzt als seine beiden Wärter docterten eine gute Viertel-Stunde an ihm herum, ehe er nur wieder zur Besinnung kam. Uebrigens auch der Benicia-Boy hatte sein Theil weg, denn die eine Backe war ihm weit aufgerissen, während die andere einen ungeheuren blau und roth glühenden Klumpen bildete, und überdieß hatte sein rechtes Auge eine merkwürdige Aehnlichkeit mit einer großen rothen Blutwurst. So lag er auf dem Boden, schäumend und fast bewußtlos, wie ein Trunkener! Doch seine Freunde wischten und netzten ihn so lange, bis er endlich, nachdem er einen mächtigen Schluck aus der Rhumflasche gethan, wieder auf den Füßen stand. Gleich darauf erhob sich auch der Engländer und das Gefecht begann von Neuem; allein die Kraft Tom Sayers war offenbar gebrochen und er wurde in den nächsten acht Gängen jedesmal von den wüthenden Faustschlägen seines Gegners niedergeschmettert. Im vierunddreißigsten Gange fing er an Blut zu speien, sein Athem wurde röchelnd und er vermochte seine „Armkeulen" kaum mehr zu bewegen. Kurz mit ihm war es aus, und seine Freunde sahen ein, daß er es nicht lange mehr treiben könne, ob er gleich für den Augenblick noch nicht ganz todt war. Was aber nun anfangen? Sollte man es wirklich dulden, daß der ausgesetzte Sie-

gespreis von tausend Dollars oder zweihundert Pfund Sterling dem Benicia-Boy zu Theil werde? Sollte man es dulden, daß Nordamerika sich rühmen dürfe, Altengland besiegt zu haben? Solche Schmach wäre doch zu groß gewesen und somit drang nun auf einmal „die längst bereit gehaltene Polizei" in den Kreis ein, während gerade die beiden Kämpfer ihren fünfunddreißigsten Gang machten. Heenan wurde wüthend und bearbeitete die Policemen mit seinen Fäusten und Füßen zugleich. Endlich aber gelang es doch, den halb wahnsinnig Gewordenen zur Besinnung zu bringen und ihm begreiflich zu machen, daß man ihm weder an's Leben wolle, noch auch nur ihn gefangen zu nehmen beabsichtige. So ließ er sich denn herbei, Frieden zu geben, verlangte aber augenblicklich, daß ein zweiter Tag bestimmt werden müsse, an welchem der für jetzt noch unentschiedene Kampf zu Ende gebracht werden solle. Hiezu jedoch schien keine Aussicht vorhanden zu sein, denn der arme Tom Sayers war so schrecklich zerbläut und so furchtbar zerrissen, daß man ihn wie ein Wickelkind in Kissen und Betten einhüllen mußte, um ihn nur vom Platze bringen und in seine Wohnung transportiren zu können.

So endigte der große Kampf zwischen Tom Sayers und John Heenan, oder vielmehr zwischen der amerikanischen Union und Großbritannien. Unendliche Summen wurden dabei gewonnen und verloren, wie denn z. B. nur allein ein amerikanischer Schiffscapitän, welcher gewettet hatte, der Benicia-Boy werde dem Tom Sayers den ersten Stoß auf die Nase beibringen, nach dem Schlusse des Gefechtes nicht weniger als zwanzigtausend Pfund Sterling in die Tasche schob. Andere Wetten blieben unentschieden, weil der Kampf selbst unentschieden geblieben war,

und aus eben demselben Grunde wurde auch der für den Sieger ausgesetzt gewesene Boxerpreis von zweihundert Pfund Sterling nicht ausgetheilt. Dagegen aber erhielten die beiden Preisfaustkämpfer so viel „freiwillige" Präsente, daß sich jeder von ihnen ein großes Landgut hätte davon kaufen können, und überdieß wurden sie noch auf eine Weise venerirt, als wären sie die ersten Helden der Welt. So lobte z. B. Lord Palmerston den Tom Sayers in öffentlicher Parlaments-Sitzung, weil er sich so wacker für die Ehre Altenglands geschlagen habe, und die Herren Mitglieder des Unterhauses klatschten nicht blos Beifall, sondern sammelten auch dreihundert Pfund Sterling, die sie dem schwer darniederliegenden Tom als Linderungspflaster auf seine Wunden legten. Eben so dachte und handelte auch der Lord-Mayor von London, denn er hielt „dem Kämpen Englands" eine solenne Dankrede und beschenkte ihn im Namen der City mit einem Sack voll Goldstücke. Dasselbe thaten die Herren von der Londoner Stockbörse und ebenso freigebig erwiesen sich die großen Kaufleute von Mincing-Lane, welche dem Tom je zweihundert Guineen übermachten; die Lords und Barone des Reichs aber, ihrer fünfzig an der Zahl, schickten ihm Anweisungen auf die Bank von je fünfzig bis hundert Pfund Sterling, so daß nur allein die vom hohen Adel beigesteuerte „Ruhmesbelohnung" sich nach unserm Gelde auf mehr als dreißigtausend Gulden belief. Am allerärgsten jedoch trieb's die Stadt Liverpool, denn als der gute Tom nach einigen Wochen von seinen Wunden so ziemlich wieder genesen war, wurde er förmlich vom Lord-Mayor im Namen der City zum Besuche eingeladen und sofort nicht nur am Bahnhofe wie ein Sieger von vielen Tausenden empfangen,

sondern auch in offenem Triumphwagen von Menschenhänden in das erste Hotel geführt, wo man ihn auf Kosten der Stadt bewirthete. Kurz es war ein Enthusiasmus sonder Gleichen und es wäre bald so weit gekommen, daß man ihn, obwohl er nur ein Klopffechter war, als einen Halbgott angebetet hätte! Wenn nun aber solches in dem sonst so nüchternen England geschah, so kann man sich wohl denken, wie wahnsinnig erst die Amerikaner ihrem Benicia-Boy zugejubelt haben mögen, und in der That begnügte man sich in Amerika nicht damit, ihn mit Hunderten und Tausenden von Dollars zu beschenken, sondern man holte ihn durch eine eigene Deputation feierlichst vom englischen Grund und Boden ab. Ja, man würde ihn sicherlich auf den Präsidenten-Stuhl der Union erhoben haben, wenn dieser Posten gerade erledigt gewesen wäre!

5.

Verbrechen, Einwanderung und Nativismus.

Die ganze Welt weiß, wie ungeheuer groß die Anzahl der Verbrechen ist, welche alljährlich in den Vereinigten Staaten Amerika's begangen werden, und jeder Europäer staunt mit Recht darüber, daß in einem Lande, das kaum dreißig Millionen Einwohner zählt, mehr Collisionen mit den Gesetzen vorkommen, als in England, Frankreich und Deutschland mit ihren hundert Millionen zusammengenommen. Allerdings auf dem Lande, d. h. unter der bäurischen Bevölkerung Nordamerika's dürften sich vielleicht kaum viel mehr schlechte Subjekte vorfinden, als unter der Bauernschaft irgend eines europäischen Staates; um so immenser aber erscheint das Mißverhältniß, wenn man die größeren Städte der amerikanischen Union mit den großen Städten des europäischen Continentes vergleicht. Nehmen wir z. B. die statistischen Notizen über Baltimore mit seinen hundertsechzigtausend, oder über Neuorleans mit seinen hundertachtzigtausend, oder endlich über Sanfrancisco mit seinen neunzigtausend Einwohnern zur Hand, so zeigt sich die Verbrecherzahl von Baltimore so groß oder größer, wie die von Berlin, und die von Neuorleans streift gar an die von Paris hin,

während das große Neapel gegenüber von Sanfrancisco förmlich tugendhaft erscheint. Fast ganz dasselbe Verhältniß liefern die Städte Saint Louis, Cincinnati, Chicago, Buffalo, Charleston, Mobile, Nashville, Louisville, u. s. w. u. s. w. und nur vielleicht Boston und Philadelphia machen eine Ausnahme. Am allerschlimmsten jedoch steht's mit der Stadt Neuyork, denn obwohl dieselbe (ohne die Vorstädte) nur etwa achtmalhunderttausend Einwohner zählt, so beträgt doch nach dem neuesten Bericht des Polizeisuperintendenten die Zahl derer, welche nach einer Durchschnittsberechnung der letzten zehn Jahre wegen notorischer Vergehen oder Verbrechen „allmonatlich" verhaftet werden, die ungeheure Anzahl von vier Tausenden, und es kommt somit alljährlich auf je sechzehn oder siebzehn Personen immer ein Verhafteter. Man wird nun vielleicht sagen, unter den Verhafteten seien zwei Drittheile unschuldig und das Verhältniß zwischen rechtlichen Menschen und schlechten Subjekten stelle sich daher nicht wie eins zu siebzehn, sondern vielmehr wie eins zu fünfzig; allein gesetzt auch es verhielte sich wirklich so, so müßte ein solches Verhältniß doch immer noch als ein ungeheuer abnormes bezeichnet werden. Man bedenke nur, unter fünfzig Menschen regelmäßig ein Schuft! Leider Gottes können wir übrigens jene willkührliche Annahme „der unschuldigen zwei Drittheile" durchaus nicht constatiren, sondern die Erfahrung lehrt vielmehr, daß kaum der vierte Theil der Verhafteten „mit Unrecht" verhaftet wurde, und darum sind auch die Strafanstalten der Stadt Neuyork stets über und über gefüllt, sowie, um dieß nebenbei zu bemerken, vier Fünftheile der Bevölkerung von Auburn und Sing-Sing — so heißen bekanntlich die

zwei großen Zuchthäuser des Staates Newyork — ihre Heimath ebenfalls nirgends anders, als in Newyork haben. Ueberdem — wie viel Tausende von Verbrechen fallen nicht alljährlich in jener großen Metropole vor, deren Urheber man gar nicht entdeckt und also auch nicht zur Haft bringen kann! Man nehme nur einmal eine der größeren Zeitungen Newyorks in die Hand und durchfliege die Rubrik der Stadtneuigkeiten, muß man da nicht, besonders wenn man noch etwas „grün", das heißt noch nicht lange im Lande ist (die Einheimischen, sowie die seit Jahren Ansäßigen haben sich längst an die Sache gewöhnt) entsetzt die Hände über dem Kopf zusammenschlagen? Fünf bis sechs Mordthaten, acht bis zehn Einbrüche, fünfzehn bis zwanzig Raubanfälle, vierzig bis fünfzig Diebereien und dazuhin noch ein halbes Hundert anderer Vergehen gegen die Sittlichkeit, gegen den Staat, gegen die Gemeinde oder gegen den Einzelnen, findet man da beinahe regelmäßig für jeden Tag, den Gott gibt, verzeichnet, und wenn vielleicht an einem Mittwoch, Donnerstag oder Freitag diese furchtbare Höhe nicht erreicht wird, so bringen es dagegen die Samstage, Sonntage und Montage ganz sicherlich auf hundertfünfzig, wenn nicht gar auf zweihundert Morde, Todtschläge, Brandstiftungen, Einbrüche und Diebereien.

Woher kommt nun aber diese furchtbare Anzahl von Verbrechen? Die Erörterung dieser Frage, wenn sie eine genaue und gründliche sein soll, würde nothwendiger Weise ganze Bände füllen; allein uns ist es vor Allem darum zu thun, zu erfahren, wie der Amerikaner über die Sache denkt, und somit sollten wir eigentlich nicht sagen, „woher kommt diese furchtbare Anzahl von Verbrechen," sondern

vielmehr: „wo leitet sie der Amerikaner her?" Hierauf aber ist die Antwort leicht, denn der Eingeborene, insbesondere der Yankee, schiebt die Schuld in ihrer großen Hauptsache auf die Einwanderung und nur allein auf die Einwanderung.

Dem Leser dünkt dieß vielleicht sonderbar, allein man lese die Berichte der Polizei, die Proklamationen der Behörden und Gouverneure, die Verhandlungen der Legislaturen oder gesetzgebenden Körper, die Leitartikel der verschiedenen großen Zeitungen u. s. w. u. s. w., so wird man immer finden, daß die bewußte Frage nie anders, als auf die eben angegebene Weise ihre Erledigung findet. Nie und nimmer sind es die „eingeborenen" Amerikaner, von welchen die große Mehrzahl der Verbrecher gestellt wird, sondern es sind vielmehr immer die Fremden, die Deutschen, die Engländer, die Schotten und besonders die Irländer, mit einem Wort also: „die Eingewanderten!" So heißt es z. B. in der Proklamation eines keineswegs engherzig gesinnten Mayors der Stadt Neuyork wörtlich folgendermaßen: „Unsre Straßen sind voll von wandernden Schaaren dieser Fremden, die sich, unsres Klimas ungewohnt, ohne Geld, ohne Beschäftigung, ohne Freunde in unserer Stadt herumtreiben, die weder ein gewisses Brod, noch eine gute Kleidung, noch einen wärmenden Heerd besitzen, und welche überdem, da die meisten unsere Sprache nicht kennen und von dem Mitgefühl der Eingeborenen sicherlich ganz und gar nicht willkommen geheißen werden, keiner andern Zukunft entgegensehen, als harter Arbeit, traurigen Entbehrungen und einem frühzeitigen Grabe." Kürzer und prägnanter fassen sich zwei andere Proklamationen an, von welchen die erstere kurzweg

sagt: „Tausende gehen das Land auf und ab, indem sie jeden Theil unserer einst so glücklichen Gegend mit schmutziger Armuth und noch schmutzigerer Verworfenheit erfüllen;" während der andere etwas bombastischer ausruft: „Wenn wir Horden und Hekatomben von Geschöpfen in menschlicher Gestalt, aber jedes sittlichen Strebens unfähig; wenn wir den Auswurf und Abschaum der menschlichen Gesellschaft, den Bettler, den Landstreicher, den überführten Verbrecher in Myriaden auf unseren Gestaden landen sehen, — Menschen, an deren Händen noch das vergossene Blut klebt und in deren Gesicht der Diebstahl und der Raub abgeprägt sind; wenn wir sehen, daß solche Elende die gleichen Rechte und Freiheiten, wie die edlen Eingeborenen, in Anspruch nehmen, dann ist es Zeit zu erwachen und der weiteren Ueberschwemmung mit notorischen Verbrechern einen Damm entgegenzustellen." Den allertreuesten Ausdruck der wahren Herzensmeinung der eingeborenen Amerikaner jedoch findet man in den Zeitungsartikeln und wir könnten aus denselben ganze Berge von Beweisen dafür sammeln, daß das Verbrecherthum nur allein den Eingewanderten in die Schuhe geschoben wird. Wir begnügen uns aber mit einem einzigen jener Artikel, welche wir der Daily-Times entlehnen. Dort heißt es nämlich wörtlich übersetzt folgendermaßen: „Was würde Neuyork ohne das fremde Element mit seiner Ignoranz, seinem Pauperismus und seinen Verbrechen sein? Unsere Gerichtshöfe, unsere Gefängnisse und Zwangsarbeitshäuser würden verhältnißmäßig leer stehen; ja die Hälfte der jetzigen Polizeimacht könnte vollkommen genügen, die Ordnung aufrecht zu erhalten, und während Neuyork für jetzt notorisch die am schlechtetesten regierte, so wie am schwersten besteuerte Stadt der

Welt ist, würde es alsdann das werden, wozu enthusiastische Amerikaner ihre Metropole gern machen möchten, nämlich zum Vorbilde für alle Hauptstädte der unterdrückten Staaten Europas. Aber zu unserem großen Unglück ist die Empire-City seit einem halben Jahrhundert der Zufluchtsort für alle bedrängte Schufte der Welt gewesen und es scheint gerade, als ob die sämmtlichen Verbrecher Europas sich verabredet hätten, unsere große Stadt zum allgemeinen Stelldichein zu erkiesen. Ja, nicht genug damit, sondern es kam sogar so weit, daß echappirte Räuber, Diebe und Mörder aller Art, oder auch heruntergekommene Abenteurer und Lumpen, also jedenfalls Leute, welche nicht den geringsten Anspruch auf unsere Sympathie hatten, sich als flüchtige Patrioten aufthaten und verlangten, von uns als solche venerirt zu werden. Darum, wenn wir unsere dreimonatliche Ernte von zwölftausend Verbrechern einheimsen, so ist dieß in der That nur die Frucht dessen, was wir selbst gesät haben!" Solches ist die Sprache der eingeborenen Nordamerikaner gegenüber der Einwanderung und wenn auch vielleicht der Eine oder der Andere sich etwas weniger offen oder was man sagt, „verblümter" ausdrückt, so denkt er doch in seinem innersten Herzen auch nicht um ein Jota anders, d. h. um es mit einem Worte zu sagen: „Gegenüber dem fremden Elemente ist jeder Amerikaner ein Nativist."

Hiemit stehen ollerdings verschiedene andere Sätze, welche der Amerikaner im Munde zu führen pflegt, im grellsten Widerspruche. Wenn derselbe nämlich von seinem Vaterlande spricht, so pflegt er dasselbe stets als das gesegnetste Land des Erdkreises zu preisen, und darum nennt er es nie anders, denn die Heimstätte allgemeinen Wohl-

standes und unwandelbarer Freiheit. Ja, voll Stolz und Emphase erklärt er es als den geheiligten Zufluchtsort aller Verbannten und Verfolgten, und pocht darauf, daß nur in Amerika die Toleranz und der freie Geist eine wahre Heimath gefunden hätten. Allein man vergleiche diese schönen Worte mit der Praxis, so wird man finden, daß jene Theorie nie und nimmer auf die Eingewanderten eine Anwendung findet, sondern daß man „die Fremden“ vielmehr nur mit dem größten Widerwillen zuläßt. Wir Europäer sind der Ansicht, daß ein großer oder vielmehr der größte Theil der amerikanischen Kultur der Einwanderung ihr Dasein zu verdanken hat; wir meinen, die ganze Entwicklung der westlichen Staaten, so wie besonders die dortige Blüthe des Ackerbaues, sei ausschließlich das Werk der Immigration; wir behaupten, daß keine Stadt der Union in Beziehung auf Industrie und Gewerbsthätigkeit auch nur den fünften Theil ihrer jetzigen Ausdehnung entfaltet haben könnte, wenn nicht die große Masse von Europäern über das Weltmeer herübergekommen wäre; ja wir gehen sogar so weit, zu glauben, daß nur allein durch die eingewanderte Intelligenz die Anglo-Amerikaner vor völliger Verwilderung bewahrt worden sind, indem ohne die von Europa Herübergekommenen Amerika von den meisten Künsten und Wissenschaften gar keine Idee haben würde So denken wir und so denkt man in ganz Europa; der Amerikaner aber antwortet auf alle diese Behauptungen mit dem Satze: „Die Einwanderung ist das Unglück der Union, denn ihr verdankt sie die ganze Schlechtigkeit, welche in derselben herrscht!“

Man glaube übrigens ja nicht, daß dieser Geist der Feindschaft gegen die Einwanderung sich etwa erst von

gestern oder heute datirt, oder, daß er vielleicht nur allein der Ausbruch eines plötzlich erregten Gefühles sei. Solches ist sicherlich nicht der Fall, sondern der Haß sitzt vielmehr tief im Innern und macht sich deßhalb auch seit den letzten zwanzig oder dreißig Jahren bei jeder Gelegenheit Luft. Zum Beweis dessen werden wir nichts weiter nöthig haben, als den Leser an die furchtbaren Blut- und Mordscenen zu verweisen, welche sich fast jedes Jahr in den größeren Städten der Union wiederholen und bei denen es sich beinahe regelmäßig um nichts Anderes handelt, als um die Verfolgung der armen Eingewanderten. Wir erinnern in dieser Beziehung nur an die barbarischen Thaten der Bevölkerungen von Neuorleans, von Louisville, von Baltimore, von Cincinnati, von Neuyork und Philadelphia und bitten, nicht zu vergessen, daß damals, besonders in Louisville und Baltimore, nicht bloß Hunderte von Häusern verbrannt oder zerstört, sondern daß auch zahllose Menschenleben geopfert und Deutsche wie Irländer, als wären sie Hunde, gehetzt wurden. Allerdings wird man uns entgegenhalten: „derartige Bestialitäten stehen nur vereinzelt da und überdieß ist es nur der gemeine Pöbel, der sie begeht.“ Aber, so fragen wir umgekehrt, haben denn die Behörden der Städte, in welchen jene Blutthaten vorfielen, dem Beginnen des Pöbels zu steuern versucht? Ist man vielleicht mit gewaffneter Hand gegen denselben eingeschritten und hat man die Uebelthäter in's Gefängniß geworfen, um sie für ihre Verbrechen büßen zu lassen? Nichts von allem dem! Allerdings „stellte man sich so,“ als ob man eine Untersuchung veranstalten wollte, aber das Resultat war gleich Null, und statt daß man ein paar Dutzend jener Mörder und Brandstifter gehängt hätte,

ließ man sie sämmtlich laufen, ohne auch nur Einem von ihnen ein Haar zu krümmen. Ja noch mehr, man nahm sich derselben sogar frei und offen an, und es stand deßhalb in allen amerikanischen Zeitungen in ziemlich unverblümter Sprache zu lesen, wie die Eingewanderten die ihnen gewordene Lektion gar wohl verdient hätten! Sieht man nun hieraus nicht zur Genüge, daß jeder Amerikaner, auch der geistig höher Stehende, den Haß gegen die Einwanderung theilt?

Allein nicht bloß in den Blutscenen von Louisville und Baltimore liegt der Beweis dieses Hasses; er liegt auch nicht bloß in den tagtäglich vorkommenden Reibereien zwischen den Eingeborenen und Eingewanderten, bei welchen die Ersteren fast immer der angreifende Theil sind; sondern er liegt noch bei weitem mehr in der Verachtung, mit welcher die sämmtlichen Amerikaner, die Gebildeten wie die Ungebildeten, auf das fremde Element herabsehen. Oder woher käme es z. B., daß in fast sämmtlichen Repräsentantenhäusern der einzelnen Staaten der Union alle paar Jahre die Frage, ob man einem von Europa Herübergekommenen nur je überhaupt das Recht zuertheilen dürfe, als wirklicher amerikanischer Bürger zu existiren, immer wieder auf die Tagesordnung gebracht wird? Woher käme es, daß in den Staaten Maine, Massachusetts u. s. w. u. s. w. ein Gesetz erlassen wurde, kraft welches ein Eingewanderter nur erst nach zwanzigjährigem, — wir wiederholen es, erst nach zwanzigjährigem Aufenthalt im Lande berechtigt sein soll, bei den Wahlen mitzustimmen und den Eingebornen gleich zu stehen? Woher käme es, daß man keinen Europäer in Amerika landen läßt, wenn er nicht vorher einen Dollar als sogenannte Commutations-

Steuer und einen andern Dollar als Hospital-Money hinterlegt hat? Woher käme es, daß es fast überall in der ganzen Union als eine merkwürdige und höchst seltene Ausnahme zu betrachten ist, wenn irgend einmal ein Fremdgeborener ein kleines städtsches Aemtchen erhält, oder gar zu einem nichtssagenden Staatsposten befördert wird? Woher käme es denn, daß sich eine weitverzweigte, in alle Schichten der Gesellschaft eingreifende, vollständig und förmlich bewaffnete Verbindung, wir meinen die der „Know-nothings" oder „Nichtswisser" bilden konnte, welche jeden Neuaufgenommenen schwören läßt, die Nativegrundsätze gegen die Schmarotzerpflanze der Einwanderung sogar mit Gewalt durchzusetzen?

Hierin liegt doch wahrhaftig des Beweises genug, mit welchem Auge der Amerikaner den Eingewanderten betrachtet. Noch deutlicher aber fast ist die Sprache derer, welche sich „als Freunde der Immigration" aufthun und sich der Fremdgeborenen aus vollem Herzen annehmen zu wollen erklären. Auch ihnen nemlich fällt es nie ein, einen Eingewanderten „als einen Gleichgestellten" zu behandeln, oder gar zuzugestehen, daß dessen innerer Werth möglicher Weise ein größerer sei, als der eines Eingeborenen. Ein solches Zugeständniß gehört bei dem Hochmuth des Amerikaners (man vergleiche den Aufsatz: „Der Yankee oder der Stockamerikaner") zur reinsten Unmöglichkeit, und somit besteht die ganze Schutzrede des Immigrantenfreundes zu Gunsten der Einwanderung nur allein darin, daß er deren Nutzen nachweist und in Dollars und Cents berechnet. Es ist ja bekannt, wie viel ein Negersklave kostet, und ebenso bekannt ist, daß die Arbeit eines freien Weißen einen größern Werth hat, als die eines

Schwarzen oder Mulatten. Nimmt man nun an, daß der Durchschnittspreis eines Sklaven fünfhundert Dollars beträgt und nimmt man ferner an, daß jährlich etwa zweimalhunderttausend Irländer, Deutsche, Schotten, Engländer, Franzosen, Dänen, Italiener u. s. w. u. s. w. einwandern, so stellt es sich heraus, daß der Kapitalwerth der jährlichen Einwanderung nicht geringer anzuschlagen ist, als auf hundert Millionen Dollars. Demnach repräsentirt die Gesammtmasse der Einwanderung, welche (es kamen in den letzten fünfzig Jahren ungefähr vier Millionen Irländer, drei Millionen fünfmalhunderttausend Deutsche und eine Million fünfmalhunderttausend Abkömmlinge anderer Nationalitäten in's Land) auf etwa neun Millionen anzuschlagen ist, die ungeheure Summe von viertausend fünfhundert Millionen Dollars, d. i. von eilftausend zweihundertundfünfzig Millionen Gulden! So rechnet der Yankee, und nun fragt er sich, ob es nicht ein Wahnsinn wäre, der Einfuhr eines solchen nutzbringenden Handelsartikels, als die Menschenbeischaffung aus Europa ist, hindernd in den Weg zu treten. Ueberdem mußte man nicht auch daran denken, daß im großen Ganzen genommen nur allein die wenigsten Einwanderer „total mittellos" ankommen, sondern daß vielmehr der größte Theil derselben eine ziemliche Portion baar Geld mitbringt? Ja, hat man nicht vollkommen Recht, wenn man diese mitgebrachten Gelder auf etwa hundert Dollars per Kopf anschlägt und also der Gesammteinwanderung einen Baargeldwerth von neunhundert Millionen Dollars gibt?

Das ist die Sprache des Freundes der Einwanderung, und einen andern Grund, warum er die letztere begünstigt wissen will, führt er nie an. Was lernen wir

nun aber hieraus? Nichts anders, als das, daß der Amerikaner den aus Europa Herübergekommenen für eine Art von Lastthier betrachtet, welches so und so viel Werth hat und so und so viel Nutzen abwirft! Der Einwanderer „als Mensch" kümmert ihn nichts, sondern nur der Einwanderer „als Arbeiter"! Aber sollte es unter solchen Umständen einen Europäer noch fernerhin gelüsten, in das hochgelobte Land der Freiheit und Gleichheit auszuwandern? Derjenige, welcher es gut mit ihm meint, schätzt ihn ab, wie der Bauer seine Ochsen abschätzt, und hält ihn für gut genug, das Land zu bebauen oder in den Werkstätten zu arbeiten; derjenige aber, welcher die Einwanderung schon von vorneherein haßt, betrachtet und behandelt ihn als einen Auswürfling der den Boden Amerikas besudle! Ist das nicht genug? Fragen wir nun übrigens nach dem Grunde, warum der jetzige Amerikaner so denkt, so dürfte man vielleicht nicht fehl gehen, wenn man, statt „bloß" vom amerikanischen Vorurtheil und Eigendünkel zu sprechen, denselben zugleich im Einwanderer selbst, d. h. in seiner Persönlichkeit und in seinem ganzen Thun und Treiben sucht. Unrichtig ist freilich — und nicht bloß unrichtig, sondern geradezu wahnwitzig, wenn man den tollen Satz aufstellt, die „Meisten" der von Europa Herübergekommenen seien schofle und schlechte Subjekte; aber richtig ist, daß nicht Wenige Europa bloß verlassen, weil man sie dort nicht mehr behalten will, und daß gar viele Regierungs- und Gemeindebehörden der alten Welt Nordamerika als nichts anderes ansehen, denn als eine Art von „Deportations-Insel," auf welche man alle Armen, alle Faullenzer, alle Asoten, ja sogar alle Zucht-

hauswürdigen hinüberzuwerfen das Recht habe. Wenn dieß sich aber so verhält, kann man es dann dem Amerikaner übel nehmen, wenn er das Kind mit dem Bad ausschüttend „den größten Theil" der Einwanderer für eine Sippschaft von Deportirten ansieht, und von dem kleinen Reste der Uebrigen, deren Ehrlichkeit er nicht antastet, meint, sie seien nur allein durch die dichterischen Anpreisungen jener lügenhaften Agenten, welche sich mit der Anwerbung von Passagieren befassen, fälschlicher Weise zur Auswanderung verlockt worden? Ein Grund, warum sich der Amerikaner die Eingewanderten mit keinem allzugünstigen Auge betrachtet, ist also vorhanden. Zudem muß es den Eingeborenen nicht widerwärtig berühren, wenn er sieht, daß die Immigranten fast in allen ihren Gewohnheiten nicht nur nicht mit ihm übereinstimmen, sondern ihm sogar nicht selten geradezu feindlich entgegentreten? Bringt ja doch der Europäer wie natürlich immer „europäische" Ansichten und Begriffe mit herüber, welche das Gefühl des Amerikaners nur zu oft verletzen! Ist es ja doch so ungemein schwer, die Grundsätze „der monarchischen Erziehung", welche man in der alten Welt genossen, mit einem Male abzulegen und die nationalen Eigenthümlichkeiten des neuen Vaterlandes zu adoptiren! Was kann also Anderes daraus entstehen, als nur allein gegenseitiger Haß und Abneigung?

Erschöpfend haben wir nun freilich das Thema dieses Aufsatzes nicht behandelt; und insbesondere sind wir dem Leser eine direkte Antwort auf die Frage, woher es komme, daß in den großen Städten Amerikas eine solch furchtbare Masse von Verbrechen vorkommen, schuldig geblieben. Allein genügen nicht schon die Andeutungen, die wir gaben, und

läßt es sich aus dem oben Gesagten nicht mit Leichtigkeit herausfinden, warum es sich so verhält? Oder kann man es sich nicht denken, daß (abgesehen von den paar tausend wirklich schlechten Subjekten, welche Europa jährlich nach Amerika hinüberschickt) die Eingewanderten viel leichter in Noth und Versuchung kommen, als die mit allen Verhältnissen vertrauten Eingeborenen, und daß es daher kein Wunder ist, wenn sie die Mehrzahl der alltäglich Verhafteten bilden? Ein Trost ist es jedoch für uns Deutsche, daß von den zwölf Tausenden, welche vierteljährlich in Neuyork in's Gefängniß gebracht werden, bei weitem die Wenigsten — im Durchschnitte kaum Tausend — der deutschen Nationalität angehören, obwohl mehr als hunderttausend unserer Landsleute in Neuyork wohnen; sondern, daß vielmehr ie Irländer, deren die Empire-City etwa Hundertfünfzigtausend zählt, das Hauptcontingent, nämlich volle acht Tausend von zwölf Tausenden, liefern, während auf die stockamerikanische Bevölkerung die Zahl von Zweitausend bis Zweitausendfünfhundert und der Rest auf die übrigen Nationalitäten kommt.*)

*) Wir ersuchen den Leser, hiemit den Aufsatz: „Der Deutsche in Amerika" zu vergleichen.

6.

Der Nigger in der Leibeigenschaft oder Sklavenleben in Amerika.

Es gibt nichts Irrigeres, als die Ansichten, welche noch vor ganz kurzer Zeit und zum Theil selbst noch in unsern Tagen über das Leben und die Behandlung der Neger in den Sklavenstaaten Amerikas verbreitet sind. Gewöhnlich nemlich stellt man sich vor, jene Neger werden wie die Hunde, oder vielmehr etwas schlimmer als die Hunde, behandelt, und man erzählt sich die haarsträubendsten Geschichten von dem Thun und Treiben auf den amerikanischen Plantagen. Ja man denkt sich sogar unter einem Negersklaven ein Geschöpf, bei dessen Jammeranblick auch dem Rohesten das Herz im Leibe erbeben müsse, und bekreuzt sich dabei von oben bis unten, wenn man nur das Wort „Plantage" hört, darauf schwörend, daß, wo die Sklaverei beginne, die Civilisation und das Menschenthum ein Ende habe. Woher es nun kommt, daß in Europa und besonders in Deutschland solche, wenn nicht geradezu fabelhafte, doch wenigstens ungemein übertriebene Gerüchte über das amerikanische Sklavenleben verbreitet sind, wollen wir hier des Näheren nicht untersuchen (obwohl es in die Augen fällt, daß jene Münchhausiaden

von den Amerikanern selbst, d. h. von den Abolitionisten unter denselben, erfunden und verbreitet wurden, um den Sklavenhaltern des Südens in der öffentlichen Meinung zu schaden), sondern wir erlauben uns vielmehr, den Leser auf einer der südlichen Plantagen Amerikas selbst einzuführen, damit er sich persönlich überzeuge, wie es daselbst zugeht.

Die „Herrenwohnung", das ist die Wohnung des Baumwollenbaron, haben wir in einem früheren Aufsatz bereits kennen gelernt. Somit verfügen wir uns sogleich in das „Negerdörfchen", welches größtentheils oder vielmehr regelmäßig zehn bis zwanzig Minuten vom Herrenhause entfernt liegt und aus vierzig bis hundert (je nachdem der Plantagenbesitzer mehr oder weniger Sklaven hält) Wohnungen besteht. Die letzteren sind einstockige, ganz gleichförmig gebaute Häuschen, die einander in einer geraden Linie gegenüber liegen und sich von weitem fast wie eine kleine Fabrikanlage ausnehmen. Jedes Häuschen hat fünfzehn bis achtzehn Fuß im Quadrat und ist meistens aus behauenen Baumstämmen gefertigt, welche man noch überdieß innen mit Brettern verschlug. Somit gewährt das kleine Anwesen, dessen innerer Boden meistentheils aus einer Brettergrundlage oder aus festgestampftem Lehm besteht, immerhin einen guten Schutz gegen Wind und Wetter, und ist überdieß, da das Niggerdörfchen stets auf einem trockenen Boden errichtet wird, durchaus gesund. Vor jeder Wohnung befindet sich ein bedeckter Vorplatz, eine Art Porticus, der von dem Neger fast noch mehr benützt wird, als das Innere seines winzigen Palastes; denn man muß nur bedenken, daß das Clima des südlichen Nordamerika den Aufenthalt in einem geschlossenen Raum keineswegs

besonders annehmlich macht. Demnach ist der Porticus sowohl im Frühjahr als im Sommer und Herbst, ja sogar im Winter, — die Regenzeit (denn Schnee giebt es keinen) natürlich ausgenommen — der gewöhnliche Aufenthaltsort für die Niggerfamilie, wenn sie zu Hause ist. Hier wird gekocht und hier wird gespeist; im Wohnhause aber wird nur geschlafen!

Das Ameublement einer Negerhütte wetteifert an Einfachheit mit dem Ameublement eines Indianerzeltes. Einige roh gearbeitete Stühle, ein aus Fichtenholzbrettern zusammengenagelter, kaum nothdürftig gehobelter Tisch, ein breites aus Binsenmatten, welche über zerschlitzte Maisblätter gebreitet sind, bestehendes Bett, das sich kaum einen Schuh hoch über den Boden erhebt, — das ist Alles! Was braucht aber auch ein Neger mehr? Das Essen schmeckt ihm auf seinem tannenen Tische gerade so gut, als seinem Herrn auf einer Marmorplatte, und im heißen Sommer kann man sich keine kühlere Matratze wünschen, als Maisblätter und Binsenmatten. Gewöhnlich ist ein Negerhäuschen nur von einer einzigen Familie bewohnt, und nur dann, wenn das Sklaven-Ehepaar keine oder wenige Kinder besitzt, werden ihm noch einige unverheirathete Neger oder Negerinnen zugetheilt; denn man rechnet sechs oder sieben Personen auf eine Negerwohnung. In letzterem Falle aber, d. h. wenn ledige Sklaven mit verheiratheten zusammenleben, werden die Ersteren Nachts in den Raum unter dem Dache, in die sogenannte Mansarde, verwiesen, damit das Ehepaar allein sei, und nicht selten wird sogar so sehr auf den Anstand gehalten, daß man das Ehebett hinter einer Art Bretterverschlag verbirgt oder wenigstens hinter einem Vorhang von Baumwollenzeug! In einer Ecke der Wohnstube befindet sich das Kamin oder der

Ofen; denn obwohl es nur äußerst selten zum Einheizen kommt, so versäumt man es doch nicht, auch für die kältere Jahreszeit Vorsorge zu treffen, und über dem Kamin ist ein Brett angebracht, auf welchem einzelne hölzerne Teller und Schüsseln stehen. Gleich daneben hängen die ebenfalls hölzernen Löffel, sowie die übrigen nöthigen Geschirre, und an der Wand herum sind ditto hölzerne Nägel eingeschlagen, welche die Kleidungsstücke, die wollenen Decken u. s. w. zu tragen haben. So sieht's gewöhnlich in einer Negerhütte aus. Alles ist sehr einfach, ja sogar höchst primitiver Natur, aber das Ganze nimmt sich doch wohnlich aus, und es kommt nur auf den Neger selbst an, ob er sich mehr oder minder comfortable einrichten will, da man ihm in dieser Beziehung lediglich kein Hinderniß in den Weg legt.

Der Einfachheit der „Wohnung“ entspricht die Einfachheit der „Kleidung“. Der Plantagen-Besitzer hat nemlich die Verpflichtung, in jeglicher Hinsicht für seine Leibeigenen zu sorgen, und er thut es auch, zwar vielleicht oder vielmehr ohne Zweifel nicht aus Humanität, wohl aber „aus Nützlichkeitsgründen“. Wie könnte dieß auch anders sein, da ja ein gesunder, kräftiger Sklave nicht selten mit zwölf- bis fünfzehnhundert Dollars bezahlt wird, während schon junge Kinder einen Werth von wenigstens ein paar hundert Dollars haben? Die Neger sind daher meist, wenn auch einfach, doch „genügend“ gekleidet, und man sorgt dafür, daß weder Hitze noch Regen und Kälte einen nachtheiligen Einfluß auf ihre Gesundheit ausüben können. Im Sommer tragen sowohl Weiber als Männer leichte Calico-Ueberwürfe (sogenannte „Osnaburghs“, die ihren Namen von einem gleichlautenden Städtchen haben und im ganzen Süden in großer Masse fabricirt werden,

besonders in Georgien und Südcarolina), und selbst im Frühjahr und Herbst bedarf es keiner besseren Verwahrung. Im Winter jedoch sollten die Zeuge aus Wolle gefertigt sein, wenn man nicht will, daß der Körper durch den oft ungemein schnellen Uebergang von Kälte zur Hitze und umgekehrt nothleide. Leider aber haben die wollenen Stoffe in Amerika einen sehr hohen Preis, und somit wird an den Winterkleidern der Sklaven nur zu oft merkwürdig gespart, besonders wenn der „Herr", d. h. der Plantagenbesitzer, ein Spieler, ein Trunkenbold, ein Wüstling oder ein Verschwender ist. Ja sogar auf den „bessern" Pflanzungen sind die Neger nicht selten gezwungen, statt der wollenen, baumwollene Stoffe zu tragen, und es gereicht daher den Herren Baumwollenbaronen zum nicht geringen Vorwurfe, daß sie es meistentheils versäumen, auf ihren Plantagen eine kleine Heerde von Schafen zu halten, deren Pelz den armen Niggern zu gute käme. Man könnte ja die Niggerweiber so gar leicht dazu anhalten, die Wolle zu verspinnen, um daraus Kleider und Decken zu verfertigen; aber freilich — das Schafehalten ist weniger einträglich, als das Bauen von Baumwolle und Indigo! So besteht denn die ganze Kleidung eines männlichen Negers fast das ganze Jahr hindurch aus nichts als einer baumwollenen Hose, während die der Negerinnen aus einem dito Rocke gefertigt ist, und von Jacken oder Strümpfen ist nur selten oder nie die Rede. Noch viel weniger denkt man je an irgend eine Kopfbekleidung (denn das starke wolligte Haar gewährt ja hinlänglichen Schutz selbst gegen den Sonnenstich), und am allerwenigsten an ein Hemd oder doch etwas dem Aehnlichen. „Wie, nicht einmal ein Hemd?" ruft erstaunt der Europäer; denn wir können uns einen

Menschen ohne einen solchen Leibesüberzug gar nicht denken; allein deßwegen verhält es sich doch genau, wie wir sagen, und zwar einfach, weil der Nigger, er sei weiblichen oder männlichen Geschlechts, ein solches Kleidungsstück für den allergrößten Luxus von der Welt hält. Ja nicht einmal die kleinen Kinder besitzen etwas, was einem Hemd gleich sieht, sondern man wickelt sie vielmehr in einen alten zerrissenen Lappen, oder läßt sie noch viel lieber im Zustand Adam und Eva's, in welchem sie bleiben, bis sie anfangen, zur Arbeit tüchtig zu werden. Was bedürfte auch ein Niggerkind irgend einer Bedeckung!

Von der Kleidung des Negers kommen wir auf seine „Nahrung", und man wird uns keiner Lüge zeihen, wenn wir die letztere noch für viel einfacher erklären, als die erstere. Allerdings in denjenigen Sklavenstaaten, welche an die sogenannten „Freien Staaten" grenzen, nämlich in Delaware, Maryland, Nord-Virginien, Nord-Kentuky und Nord-Missouri, sowie auch in dem gebirgigen Theile von Texas, ist das „Essen" des Negers kein schlechtes, denn das Clima erlaubt dort die Anpflanzung von Kartoffeln, von Weizen, von Gemüsen und von den meisten andern Früchten der gemäßigten Zone. In den eigentlichen Baumwollenstaaten dagegen gedeiht der Weizen nicht mehr und sogar die „eigentlichen" Kartoffeln verkümmern, von andern ähnlichen Bodenerzeugnissen gar nicht zu reden. Demgemäß hält man sich allüberall im Süden bei der Speisung des Magens an den Mais, sowie an die sogenannten „süßen Kartoffeln" (welch' letztere aber einen ganz andern Geschmack haben, als unsere Erdbirnen), und fügt höchstens noch etwas dürre Bohnen nebst etwas Pöckelfleisch hinzu. Im Herrenhaus freilich fehlt nichts, was zu einer guten Tafel

gehört; denn es gibt allda des Geflügels und anderer Viehparten eine Masse, und um's Geld kann man auch das feinste Mehl aus dem Norden beziehen. Allein wird man etwa einem Plantage-Besitzer zumuthen, seine Neger „mit Weißbrod aufzufüttern", oder soll er vielleicht gar Schlachtvieh einführen, „um die Sklaven mit Rostboeuf zu mästen"? Das hieße doch den Luxus etwas zu weit treiben, und somit giebt man dem Nigger in der Regel nur allein Mais und abermals Mais zu seiner Nahrung. Gekocht übrigens erhält er ihn nicht, sondern alle Samstag Abend faßt ein Jeder ohne Ausnahme, er sei männlich oder weiblich, alt oder jung, nach unserem Maße ein gutes halbes Simri Maiskolben, und von diesen hat er die Woche über zu leben. Natürlich übrigens sind Handmühlen da, um das Indian-Corn zu mahlen, so daß sich eine Familie entweder einen Brei kochen oder auch Maisbrod backen kann. Aber Maisbrod und Maisbrei, und nichts als Maisbrod und Maisbrei das ganze Jahr hindurch! Für den ärmsten Europäer wäre es vielleicht unmöglich, hievon zu existiren oder vielmehr sich an eine solche Kost zu gewöhnen; allein lebt nicht auch der Chinese und sogar der Araber Wochen und Monate lang von nichts Anderem, als von Reis, und will vielleicht ein Nigger vor einem Chinesen oder Araber etwas voraus haben? Das wäre zu viel verlangt! Uebrigens kommen doch auch Abwechslungen vor, denn es werden, wie bereits angedeutet, hie und da statt des Maises Rationen von Bohnen ausgetheilt, wenn man diese letztere ohne allzu große Kosten von den nördlicheren Staaten oder auch aus Mexiko beziehen kann, und überdies giebt's, wie schon gesagt, süße Kartoffeln, welche man verabreicht, so lange man deren besitzt. Ja sogar Fleisch, d. h. gesalzenes

Fleisch, bei besonders festlichen Gelegenheiten auch frische Waare, verabreicht man von Zeit zu Zeit, um den Neger bei Kräften zu erhalten, und ohnehin ist es Sitte, von der Masse von Aepfeln und Pfirsichen, welche im Garten des Herrenhauses wachsen, täglich, d. h. so lange das Obst andauert, einen Zuber voll unter die Schwarzen zu vertheilen. Ist das nicht des Guten schon übergenug? Doch nein, denn die Hauptsache haben wir noch gar nicht angeführt. Um nemlich dem Neger das Leben so annehmlich als möglich zu machen, bekommt jede Sklavenfamilie einen kleinen Fleck Landes „zum eigenen Betrieb", und hat das Recht, auf denselben zu pflanzen oder zu bauen, was ihr nur immer beliebt. Dieser Fleck Landes liegt beinahe immer hart hinter der Niggerwohnung oder vielleicht auch ein paar hundert Schritte entfernt am Saume des Waldes, der zur Plantage gehört (weil dort im Schatten der Bäume keine Baumwolle gedeiht), und ist, obwohl nur gering, im Umfange doch immerhin groß genug, um die nöthigen Gemüse u. s. w. zu erzeugen. Hier also, auf seinem Privateigenthum, zieht der Nigger Melonen, Kürbisse, Gurken, Salat, Kohl oder Zwiebel, je nach seiner besonderen Liebhaberei, und es fehlt ihm demnach keineswegs an einer „Würze" zu seinem Maisbrode. Rechnet man dann noch hinzu, daß er von dem auf die Woche gefaßten Mais, weil er ihn nicht total aufzehren kann, immer eine kleine Portion übrig behält, für welche er von dem nächsten Grocer oder Krämer Kaffee und Zucker eintauschen kann, und daß er ferner durch „Nebenarbeit" (hierauf werden wir weiter unten des Näheren zu sprechen kommen) sich immer so viel verdient, um sich hie und da einen Becher voll Syrup mit Wasser oder gar ein Schlück-

chen Rhum zu vergönnen, — rechnet man dieß Alles zusammen, so wird man zugeben müssen, daß es den Schwarzen auf den Plantagen des Südens von Amerika in Beziehung auf die Nahrung keineswegs so schauderös schlecht geht, als man in der „alten Welt außen" gewöhnlich meint. Freilich die „Kocherei" läßt sehr viel zu wünschen übrig, denn für gewöhnlich füllt man Abends nach abgeschlossener Arbeit den eisernen Topf, der fast das einzige Kochgeschirr bildet, mit Wasser an, stellt ihn an's Feuer und rührt dann eine gehörige Portion Maismehl hinein. In zehn Minuten ist die Speise „gahr", und nun hat man für 24 Stunden ausgekocht, denn den andern Morgen begnügt man sich damit, den übrig gelassenen Brei wieder aufzuwärmen. Gerade so wird es auch am Mittag gehalten, wie sich denn überhaupt die Frauen die Sache so bequem als möglich machen. Zu was auch die vielen Kochkünsteleien? Satt essen ist ja die Hauptsache! Merkwürdigerweise sieht man es übrigens jedem Neger augenblicklich an, ob er „genug" ißt oder nicht, sowie besonders auch, ob er außer dem Maise noch andere Nahrungsstoffe, besonders Fleisch und frisches Obst faßt; denn bei schlechtem Essen wird seine Haut trocken und erscheint wie mit weißen Schuppen bedeckt. Auch verliert sein Auge allen Glanz und sein Haar erscheint so saftlos und borstig, daß, wenn man mit einem Stückchen darauf schlägt, Staub herausfliegt. Gut genährte Exemplare dagegen schwellen förmlich auf wie Dampfnudeln, und ihr Fleisch fühlt sich so elastisch an, als wäre es mit Kautschuk überzogen, während ihre Haut vor Schwärze glänzt und ihr Haar von Fett träuft.

Uebrigens nicht blos von der Nahrung hängt das

Aussehen des Negers ab, sondern auch, wie sich von selbst versteht, „von der Arbeit", denn natürlich, je angestrengter die letztere ist, um so magerer wird der Sklave. Demgemäß kommt sehr viel darauf an, welche Art von Arbeit der Neger verrichten muß, und man wird sich wohl denken können, daß der Anbau einer „Tabakspflanzung" durchaus nicht so viel Mühe und Zeit kostet, als der Umtrieb einer „Baumwollen-Plantage", sowie umgekehrt eine „Reispflanzung" weit nachtheiliger auf die Gesundheit einwirken muß, als die „Bebauung des Indigo". Ueberdieß giebt's naturgemäß auf jeder Pflanzung in den neun Monaten des Frühjahrs, Sommers und Herbstes weit mehr zu thun, als in den Wintermonaten, in welchen, weil die Ernte zu Hause ist und die neue Aussaat erst im Frühjahr beginnt, mehr „Bosselarbeiten", als wirklich angestrengte Geschäfte vorgenommen werden. Im Allgemeinen jedoch darf man mit Recht sagen, daß nirgends „übertrieben" viel Arbeit gefordert wird (die Zuckerplantagen, deren es aber in der nordamerikanischen Union nicht allzu viele giebt, vielleicht allein ausgenommen; denn in diesen muß zeitenweise so lange gearbeitet werden, daß man den Negern fast keine Zeit zum Schlafen lassen kann), und daß es also die Schwarzen recht gut aushalten können, wenn sie nicht zufällig einen jener früher schon geschilderten „Lumpenbarone", der sie absichtlich plagt, zum Herrn besitzen, oder vielmehr, wenn der Baumwollenbaron nicht einen „Oberaufseher" angestellt hat, der übertriebene Anforderungen an sie stellt.

In Beziehung auf die Arbeit nemlich hängt der Sklave gänzlich vom Oberaufseher oder „Overseer", d. i. dem Finanzminister, Rentamtmann, Oberknecht und Stockmeister des Plantagenbesitzers ab, und er betrachtet denselben daher mit

weit größerer Furcht, als wie den Herrn selbst. Die Wohnung des Overseers liegt regelmäßig zwischen dem Niggerdörfchen und dem Herrenhause, auf einem etwas erhöhten Platze, von welchem aus man sowohl die Sclavenhütten, als auch die Plantage selbst mit Bequemlichkeit übersehen kann, und unterscheidet sich in Beziehung auf Bauart und Baumaterial nur wenig von einem Sclavenhäuschen, den Umstand allein ausgenommen, daß sie drei- oder viermal größer ist. Hinter derselben dehnt sich ein ziemlicher Garten aus, mit einem Gewölbe oder Keller, in welchem die für die Nigger bestimmten süßen Kartoffeln aufbewahrt werden, und auf der Seite liegt ein großer Hof mit einem Bretterverschlage, der den Maisvorrath birgt. Betreten wir das Innere des Hauses selbst, so finden wir, daß es aus mehreren Appartements besteht, allein das Ameublement derselben erscheint nicht viel luxuriöser, als das der Niggerwohnungen, und nur das Schlafzimmer des Overseers fällt uns auf, denn die Wände desselben sind fast vollständig mit Büchsen, Pistolen und Peitschen überdeckt. Er braucht sie aber auch, diese Peitschen, Pistolen und Büchsen, dieweil ja ihm allein, ihm, dem einzelnen Manne, die Sorge obliegt, die sämmtlichen Neger der Plantage, und wären es ihrer fünfhundert oder gar tausend, zu überwachen, zu strafen und im Gehorsam zu erhalten. Morgens in aller Früh, eine gute Stunde, ehe die Sonne am Horizonte heraufkommt (hiebei bemerken wir aber, daß in den südlichen Staaten der Union, die sich ja bekanntlich dem Aequator auf einige Grade nähern, der Unterschied zwischen der Tag- und Nachtlänge zu keiner Jahreszeit ein allzugroßer ist, weßwegen es auch im Sommer fast nie vor fünf Uhr und im Winter nie später als sieben Uhr Tag

wird), erhebt er sich von seinem Lager und läutet die über dem Porticus seiner Wohnung hängende Glocke — man heißt sie nur die Negerglocke — zum Zeichen, daß sich die Sclaven zur Arbeit zu rüsten haben. Hie und da fehlt auf einer Plantage eine solche Glocke, besonders wenn dieselbe klein ist, aber dann hat der Overseer ein Horn, in welches er stößt, und die Wirkung ist immer die nemliche. Eine halbe Stunde gönnt er den Negern Zeit zum Ankleiden und Frühstücken, aber dann giebt er das zweite Zeichen, und nun haben sich sämmtliche Sclaven im Hofe seines Hauses zu versammeln. Ausnahmen gestattet er keine, es müßte denn der Eine oder der Andere wegen Gebrechlichkeit oder Krankheit Dispensation von ihm bekommen haben. Nicht einmal die Knaben und Mädchen, wenn sie nicht unter acht oder sieben Jahre zählen (die jüngeren natürlich können nicht zur Arbeit angehalten werden, sondern spielen während der Abwesenheit der Eltern vor ihrer Wohnung, nicht anders als wären sie Affen), läßt er zu Hause bleiben, und säugende Mütter werden natürlich ebensowenig verschont. Dieselben können ja ihre jungen „Schreihälse" den Zigeunern gleich in einem über den Rücken hinabhängenden Sacke mit auf das Feld nehmen und dort einstweilen in den Schatten eines Baumes legen, während sie selbst thun, was ihres Amtes ist. Sind nun alle arbeitsfähigen Sclaven im Hofe der Overseerswohnung versammelt, so werden einige wenige in den Garten des Herrenhauses commandirt, um dem Obergärtner zu helfen, die andern aber folgen alle dem Oberaufseher in's Feld, wo er sie sofort in Compagnien oder Rotten abtheilt und ihnen zugleich ihre Geschäfte auf den heutigen Tag anweist. Jede Rotte erhält einen Mitscla-

ven, auf den man sich verlassen kann, zum „Vormann“, um die Arbeit zu beaufsichtigen. Er, der Overseer aber, dem einer der Sclaven sein Reitpferd nachführen muß, setzt sich nun hoch zu Rosse, um die ganze Plantage zu bereiten und zu sehen, wo es fehle, oder was noththut. Natürlich übrigens läßt er die verschiedenen Arbeiter-Compagnien keinen Augenblick aus den Augen, sondern es scheint vielmehr, als wäre er ein Sohn des weiland „Ueberall und Nirgends“ (dessen sich viele unserer Leser vielleicht noch aus den Jugendjahren erinnern), und seinem Blicke entgeht Nichts, auch nicht das Geringste. „Ordnung muß seyn und gehorcht muß werden;“ darum hängt auch am Sattelknopfe seines Rosses eine lange Peitsche, die sogenannte Sclavenpeitsche, und in den Halftern hat er zwei geladene Pistolen stecken, um seinen Befehlen, wenn die Peitsche nicht mehr ausreichen sollte, durch Kugeln Nachdruck zu geben.

Die Arbeitszeit dauert gewöhnlich von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang, im Sommer also durchschnittlich vierzehn und im Winter zehn Stunden. Eine längere Arbeit wird nur in Ausnahmsfällen, also z. B. über die Erntezeit verlangt, denn dann handelt es sich oft um den Werth von vielen Tausenden, und man wird doch das Recht haben, die Sclaven eine Stunde oder zwei länger anzustrengen, wenn man hiedurch einen Schaden (wie z. B. vor einem Gewitter) vermeiden kann? Uebrigens darf man nicht glauben, daß der Plantagenbesitzer solche „Ueberarbeit“ umsonst will. Im Gegentheil, jedem Nigger wird vom Overseer ein gewisses „Pensum“ aufgegeben, gerade wie einem Schulknaben oder Gymnasisten von seinem Lehrer, und wer über sein Pensum hinausarbeitet, d. h.

wer mehr thut, als ihm vorgeschrieben ist, der bekommt dieses „Mehr" nach einem zum Voraus stipulirten Preise bezahlt. Natürlich ist das Pensum nicht für jeden Neger das gleiche, sondern einem starken, erwachsenen Burschen wird vielleicht doppelt so viel Arbeit aufgebürdet, als einem jüngeren und schwächeren, und ebensowenig hat ein Weib je so viel zu leisten, als ein Mann. Der Overseer kennt vielmehr alle seine Leute auf's Genaueste; er weiß, ob einer gewandt oder ungeschickt, fleißig oder träg, körperlich tüchtig oder untüchtig ist, und mißt also, wenn er ein ehrlicher und gerechter Mann ist, jegliche Aufgabe nach richtigem Verhältnisse ab. Freilich, wenn sich dieß nicht so verhält, sondern wenn er auf diesen oder jenen seiner Untergebenen einen Haß geworfen hat, dann macht er sich auch nichts daraus, dem Gegenstand seiner Abneigung mehr zuzumuthen, als derselbe leisten kann; allein im großen Allgemeinen muß zugegeben werden, daß wenigstens „auf den bessern Plantagen" nur selten ein Neger ein größeres Stück Arbeit zugetheilt bekommt, als er, wenn er nicht allzu träge ist, ohne große Mühe fertig zu bringen im Stande ist. Was nun aber die sogenannte „Ueberarbeit" betrifft, so ist es nichts Seltenes, daß ein fleißiger Schwarzer sich in einem einzigen Sommer seine dreißig bis vierzig Dollars verdient, welche er, da ihm sein „Herr" hierin (um die Sclaven zu größerem Fleiß aufzumuntern) vollkommen freie Hand läßt, je nach seinem Belieben zu seinem Nutzen oder zu seinem Vergnügen anwenden darf. Dieser Ueberverdienst wird ihm um so leichter, als er über den ganzen Sonntag zu verfügen hat, und ihm vollkommen freie Hand gelassen ist, denselben entweder im Nichtsthun zu verschleudern, oder seinem Gemüsegärtchen zu widmen (was

aber auch seine Frau besorgen kann), oder aber, wenn die Arbeit auf der Plantage dringend ist, im Dienste seines Herrn zuzubringen, und dafür einen ganzen Dollar (dieß ist die gewöhnliche Bezahlung) in die Tasche zu stecken, für die man viel Zucker und Kaffee oder auch andere Utensilien kaufen kann. Während der Arbeitszeit wird streng darauf gesehen, daß keiner der Neger eine Pause macht oder sonst lässig ist, dagegen gibt es über Mittag regelmäßig ein größeres Interstitium, während dessen sich die Sclaven unter dem Schatten eines Baumes niederlegen, um ihr vom Hause mitgenommenes Mittagbrod zu verzehren. Ja, wenn die Hitze gar zu groß ist, so gestattet ihnen der Oberaufseher beinahe immer auch noch in der Zwischenzeit einige wenige Minuten „zum Ausschnaufen," denn eine gar zu angestrengte Arbeit könnte leicht Krankheiten herbeiführen. Mit dem Untergehen der Sonne übrigens, also Sommers um sieben, Winters um fünf Uhr, hört ohnehin die ganze Arbeit auf, und die sämmtlichen Sclaven begeben sich sofort „rottenweise", wie sie abgegangen, in den Hof der Oberaufseherswohnung. Dort findet dann ein allgemeiner „Verles" statt, gerade wie bei den Soldaten in einer Kaserne, und es werden sofort diejenigen, welche sich den Tag über irgend saumselig erwiesen oder sich eines sonstigen Vergehens schuldig gemacht haben, entweder sogleich abgestraft oder zu späterer Bestrafung notirt. Schließlich gibt der Overseer das Zeichen der Entlassung, und die sämmtlichen Nigger eilen nun in ihre Behausungen, um die Abendkost einzunehmen, mit einander zu plaudern, und sich einige Stunden später, wie gehorsame Kinder, zur Ruhe zu begeben. Um neun Uhr Abends muß Alles zu Bette sein, und kein Licht darf mehr brennen,

denn Ordnung ist die Hauptsache auf einer Nigger-Plantage. Daß aber diese Ordnung auf's Strengste gehandhabt wird, dafür sorgt der Overseer, und darum sieht man ihn nicht selten, wenn die Sclavenwohnungen mit ihren Insassen längst in tiefer Ruhe begraben sind, zwischen den stillen Häuschen durchschleichen, um zu horchen, ob alle richtig schlafen, oder ob noch der Eine mit dem Andern flüstert und sich hiedurch straffällig macht.

Dieser letztere Punkt bringt uns auf die „Behandlung" der Sclaven, und gerade hierüber müssen wir uns, obwohl in dem Artikel „der Baumwollenbaron des Südens" schon das Nöthigste angedeutet ist, doch etwas weitläufiger verbreiten, und zwar einfach deßwegen, weil in dieser Beziehung die allerwidersinnigsten Gerüchte gang und gebe sind. Liest man doch nicht selten Beschreibungen über die Traktirung der Nigger, welche wahrhaft „haarsträubender" Natur sind, und giebt es doch große Erzählungen oder Romane, in welchen Niggermißhandlungen geschildert werden, gegen welche die härtesten Torturen des Mittelalters als wahre Spielereien dastehen würden! So steht z. B. in einem dieser weit verbreiteten und von den weichherzigen Naturen unsrer zarten Europäerinnen vielfach als ein Evangelium betrachteten Bücher wörtlich folgende Philippica zu lesen: „Eiserne Halsringe mit Zacken, welche tief in's Fleisch hinein schneiden, winden sich um den Nacken der arbeitenden Neger und man hängt ihnen schwere Ketten und Gewichte an die Füße, welche sie auf dem Felde nachschleppen müssen. Eherne Glocken und eiserne Geweihe werden ihnen an den Kopf geschmiedet und man sperrt sie wochenlang Tag und Nacht in Hundeställe, in welchen sie weder liegen, noch stehen, noch sitzen können. Oft legt

man ihnen Knebel vor den Mund und maltraitirt sie auf diese Weise so lange, bis sie den wüthenden Hunden gleich Schaum speien, und nicht selten werden ihnen die Vorderzähne ausgebrochen, nur allein zum Vergnügen oder um sie kenntlich zu machen. Ein andermal peitscht man sie, bis sie nur noch eine einzige blutige Masse bilden, und gießt sodann Salzwasser über die offenen Wunden oder reibt spanischen Pfeffer in dieselben, so daß die armen Gequälten vor Schmerz fast wahnsinnig werden. Ja man zerfleischt ihnen den Rücken mit Messern, schlizt ihnen die Haut streifenweise auf, und läßt hernach wüthende Katzen auf sie los; oder man hetzt sie mit Bluthunden, schießt ihnen Schrotladungen in den Leib, hängt sie an den Beinen auf und kitzelt sie, bis sie besinnungslos werden, aber nur um sie dann sogleich wieder zu wecken und neuen, noch grausameren Torturen zu unterwerfen; oder endlich schneidet man ihnen die Ohren ab, sticht ihnen die Augen aus, bricht ihnen ein Glied nach dem andern entzwei und wirft sie zuletzt auf einen Scheiterhaufen, wo man sie so lange festhält, bis sie zu Tode geröstet sind.“ Solches und anderes, noch viel Aergeres, steht gedruckt in manchen Zeitungen, Brochüren oder Büchern zu lesen; allein wir werden unsern Lesern wohl kaum zu sagen brauchen, daß derlei Berichte, wenn nicht „absichtliche Lügen“, doch wenigstens nichts Anderes als tolle Gebilde der Fantasie sind. In Abrede läßt sich allerdings nicht ziehen, daß da oder dort ein grausamer Plantagen-Besitzer, welcher sich eben dieser Eigenschaft wegen einen vielleicht noch grausameren Overseer eingestellt hat, mit vieler Barbarei gegen seine Sclaven verfährt, allein im großen Ganzen genommen wird ein „vernünftiger“ Pflanzer die Vernunft obwalten lassen und

seine Leibeigenen, die ja sein werthvollstes Gut bilden, so behandeln, daß sie ihm in ihrem Werthe erhalten bleiben. Sticht man denn ein gutes Roß nur ohne Weiteres nieder, oder schlägt man es zu seinem Vergnügen so lange, bis es verendet? Hält man es nicht vielmehr hoch und werth, und behandelt es so subtil als möglich, nur damit es im Preise nicht sinke? Wie kann man sich also denken, daß ein Plantagenbesitzer es in der Gewohnheit habe, seine Nigger, die er doch viel theurer bezahlen muß, als das beste Roß, aus purer Freude an der Grausamkeit zu Tode peinige oder überhaupt nur durch Mißhandlung arbeitsunfähig mache? Eine solche Ansicht ist ein baarer Unsinn und wiederlegt sich am Besten dadurch, daß die Zahl der Neger sich in den Südstaaten jährlich nicht nur nicht vermindert, sondern vielmehr um mindestens fünfzehn Prozente erhöht. Ueberdieß giebt es nicht auch Gesetze, welche den Sclaven in Schutz nehmen, und wird nicht z. B. der willkürliche Mord an einem Sclaven so gut mit dem Tode bestraft, als der Mord an einem Weißen? Ja ist es nicht sogar strengstens verboten, einen Neger auch nur zu peitschen, wenn nicht genügender Grund dazu vorhanden ist?

Allerdings muß zugegeben werden, daß die Hauptgesetze, welche über die Sclaverei existiren, „gegen" den Neger gerichtet sind und fast nur von „jenen" Rechten sprechen, welche der Herr über seinen Leibeigenen hat. Es muß zugegeben werden, daß in allen Sclavenstaaten der Neger nicht als ein „denkendes menschliches Individuum" betrachtet wird, sondern vielmehr als ein Ding, eine Sache, ein Eigenthum, gerade wie ein Esel, ein Ochse, oder ein Pferd. Ueberdem sind alle Plantagenbesitzer darüber einig,

daß ein Sclave unter keinen Umständen ein Wahlrecht besitzen, oder ein Eigenthum acquiriren darf, und daß er weder „als Ankläger" noch „als Zeuge" gegen einen Weißen aufzutreten das Recht hat, während umgekehrt der Weiße so hoch über den Nigger gestellt wird, daß er einen widerspenstigen Sclaven ohne Weiteres kalt zu machen, und sogar schon eine bloße Beleidigung, welche ein Schwarzer einem Weißen anthut, mit der schwersten körperlichen Züchtigung, wenn nicht gar mit dem Tode desselben zu ahnden das Recht hat. Ja nicht genug hieran, sondern es muß auch zugegeben werden, daß die wenigen Gesetze, welche zum Schutze der Nigger erlassen wurden, von den sämmtlichen Pflanzern nur wenig oder gar nicht beachtet werden und daß dieselben deßwegen so zu sagen geradezu illusorisch sind, denn wer wollte es auf sich nehmen, einen jener übermächtigen Baumwollbarone zu kontroliren, oder wer würde es gar vollends wagen, gegen ihn vor den Gerichten als Kläger aufzutreten? Allein trotz allem dem giebt es deßwegen doch ein Gesetz zu Gunsten der Sclaven, das im ganzen Süden auf's strengste beobachtet wird, und zwar ein Gesetz, das mehr Werth hat, als das ganze geschriebene oder gedruckte Corpus juris, dieweil von ihm allein die ordentliche Behandlung der Nigger abhängt. Wie heißt nun aber dieses Gesetz? Einfach so: „Schone dein Eigenthum!"

„Schone dein Eigenthum," ist der erste und fürnehmste Grundsatz auf jeder nur halbwegs in gutem Stande erhaltenen Plantage, und darum wehe dem Oberaufseher, der es sich beikommen ließe, die ihm untergebenen Leibeigenen in einen herabgekommenen Zustand zu versetzen oder sie gar unfähig zur Arbeit zu machen! Wehe ihm, wenn er nicht für der Sclaven Leibesnothdurft so gut als mög-

lich sorgen würde und dieselben so hielte, daß sie jeden Tag auf den Markt gebracht werden können! Ebendeßwegen darf man auch überzeugt sein, daß selbst der weiße Arbeiter im Norden in Krankheitsfällen nicht so viel Sorgfalt auf sich verwendet sieht, als der Nigger im Süden, denn man findet auf jeder Plan:age der Baumwollenstaaten ein eigenes und förmliches „Niggerkrankenhaus", und zwar ein recht gesund und luftig (meist gleich hinter der Overseerswohnung) gelegenes, in welchem sämmtliche Patienten, seien sie nun schwerere oder leichtere, untergebracht werden. Das Haus bildet nur einen einzigen Raum, aber dieser ist durch einen Bretterverschlag in ein weibliches und ein männliches Apartement abgetheilt, und es herrscht darin die größte Ordnung und Reinlichkeit. Alle Morgen (wenn Gefahr ist, auch zwei und drei Mal des Tags) erscheint der Hausarzt der Plantage, derselbe Arzt also, welcher auch die Mitglieder des Herrenhauses behandelt, und die Wärter und Wärterinnen (natürlich ebenfalls Sclaven) sind angewiesen, allen seinen Verordnungen auf's pünktlichste nachzukommen. Die Kost erhalten die Kranken aus der Küche des Herrenhauses selbst, und man darf also darauf zählen, daß sie nicht bloß gut, sondern auch der Krankheit entsprechend ist. Ja sogar Wein, und dieß ist ein kostbarer Artikel auf einer Plantage, wird verabreicht, wenn der Arzt es befiehlt, und überdem kommt nicht selten ein Besuch vom Herrenhause, sei es nun eine Tochter oder ein Sohn, oder gar der Herr mit der Herrin selbst, um nach dem Kranken zu sehen und ihm etwas „Extra" zur Stärkung mitzubringen. Allein nicht bloß die wirklich Erkrankten werden gut behandelt, sondern die Gesundheitspflege erstreckt sich noch viel weiter und man sucht fast

immer den Krankheiten zuvorzukommen. Darum ist es auch eine Seltenheit, wenn die Neger in der ungesunderen Jahreszeit dem schlechten Wetter ausgesetzt werden, und überdem sorgt der Overseer dafür, daß sie sich, besonders im Sommer, in dem durch die Plantage führenden Flüßchen von Zeit zu Zeit baden, damit durch die Unreinlichkeit keine körperlichen Nachtheile erwachsen. Besonders rücksichtsvoll behandelt man die sogenannten „Muttersclavinnen", d. h. diejenigen unter den Negerweibern, welche viele Kinder gebären, und sie, die für eine Plantage von so ungeheuer großem Nutzen sind, dürfen sicher sein, regelmäßig an naßkalten Tagen oder bei großer Hitze zu Hause bleiben zu dürfen, sowie sie auch von aller anstrengenden Arbeit überhaupt dispensirt werden. Doch nicht bloß sie genießen dieses Vorzuges, sondern auch die übrigen Weiber und Mädchen, besonders die kränklichen und schwächlichen, und bei der geringsten Kleinigkeit wird Doktor und Apotheke zu Hülfe gerufen. Wie stimmt nun aber diese Sorgfalt mit jenen Fabeln von willkürlicher Tyrannei überein, deren wir oben erwähnten?

Dessen ungeachtet sind die Neger auf einer Plantage weit schlimmer daran, als in freien Staaten selbst der ärmste und elendeste Weiße, denn dieser steht unter dem Gesetze und kann für alles, was er thut, nur durch das Gesetz abgeurtheilt werden, während der Sclave nur allein von dem Machtspruch des Overseers und seines Herrn abhängt. Vergehen gegen die bestehende Ordnung kommen in der ganzen Welt vor, also natürlich auch unter der Nigger-Bevölkerung; allein wie werden nun derartige Vergehen bei den Sclaven geahndet? In den freien Staaten wirkt man dahin, die Menschen durch moralischen Einfluß in

Zucht und Ordnung zu erhalten, und wenn es nicht anders geht, so straft man mit Entziehung der Freiheit d. h. mit Gefängniß. Wo dächte man aber hieran unter den Niggern? Für sie giebt's nur eine einzige Strafart, nemlich Schläge oder überhaupt körperliche Züchtigung. Wir sprechen übrigens hier nicht von den schwereren Verbrechen gegen die menschliche Gesellschaft, als da sind Mord, Nothzucht, Einbruch, Raub und Brandstiftung, denn diese werden bei den Sclaven ohne weiteres mit dem Tode geahndet; sondern wir meinen vielmehr die leichteren Vergehen, worunter besonders drei eine Hauptrolle spielen, nämlich Faulheit, Diebstahl und Fluchtversuch. Das Verbrechen der Faulheit, also des „Zuwenigarbeitens" oder des „Garnichtarbeitenwollens" kommt natürlich in einer Negerbevölkerung von drei, vier oder fünf hundert „Stücken" fast jeden Tag vor, und ebenso häufig ist „kleiner Diebstahl", denn die Neger stehlen wie die Ratzen. Seltener ereignet sich ein wirklicher Fluchtversuch und zwar schon deßwegen, weil die Nigger einsehen, wie schwer es ist, aus den Sclavenstaaten zu entkommen; allein ein „Sprechen von der Flucht", eine „Verabredung zu derselben" kommt doch wenigstens hie und da vor, und schon die „vermuthete" Vorbereitung einer solchen Verabredung wird als ein Verbrechen betrachtet. Ueberdieß versucht es manchmal der Eine oder der Andere unter der jüngern Nigger-Generation sich nächtlicher Weile und ohne Erlaubniß auf eine benachbarte Plantage hinüber zu schleichen, um dort einer von ihm geliebten Niggerin seinen Besuch abzustatten, und natürlich ist ein solcher Versuch ebenfalls straffällig. Doch auf welche Weise werden nun alle diese Vergehen abgestraft? Immer und immer nur mit körperlicher Züchtigung!

Die gewöhnlichste Art dieser Züchtigung ist „die Strafe des Peitschens“ und nur in schwereren Fällen greift man zu härteren Torturen. Die Peitsche kann als ein künstliches Stück Arbeit gelten und besteht aus einem kurzen, kaum zwei Fuß langen schweren Stiel, dessen Handhabe noch überdieß meist mit Blei gefüllt wird. An diesem Stiel hängt eine aus schmalen Streifen hart gegerbter Bockshaut fest geflochtene Schnur, welche oben am Stiel beinahe die Dicke eines Daumens hat, unten an der Spitze aber ganz dünne wird, und zuletzt in eine aus gezwirnter Nähseide geflochtene Treibschnur ausläuft. Die Länge der Treibschnur beträgt nur neun bis zehn Zoll, die der ganzen Peitschenschlinge aber zehn bis eilf Fuß, und man kann sich daher wohl denken, daß die Handhabung eines solchen Instrumentes eine gar große Uebung erfordert. Ebendeßwegen exerciren sich auch die Herren Overseers „in der Kunst, die Peitsche zu führen“, viele Monate, ja Jahre lang, bis sie es endlich zur Virtuosität bringen, und sie haben zu diesem Zwecke in ihrem Privatissimum an einem Nagel in der Zimmerdecke eine ausgestopfte Figur hängen, welcher sie Hosen von Hirschleder anziehen. An dieser menschenähnlichen Figur nun, welche sich, weil freihängend, nach jedem Hiebe bewegt, üben sie sich in ihren Feierstunden insbesondere Sonntags, und erst wenn sie so weit gekommen sind, daß sie eine Fliege, welche sich auf irgend einem beliebigen Theile des Pseudomenschen niedergelassen hat, zu treffen verstehen, dürfen sie sich rühmen: „Scientific Whippers“ (dieß ist die wissenschaftliche Bezeichnung für die Sache) d. h. „kunstgerechte Peitscher“ geworden zu sein. Dann aber, wenn ein Overseer eine solche Geschicklichkeit erlangt hat, wird ihm ein Fehlhieb

gar nie vorkommen, sondern er trifft vielmehr immer genau den Fleck, den er treffen will, und auf jeden Hieb durchschneidet die seidene Spitze das Fleisch des Schlachtopfers so haarscharf und sicher, wie das feinst geschliffene Messer. Ein Neuling, oder überhaupt „ein Laie im Handwerk", könnte vielleicht einem Nigger mit einem einzigen Hiebe ein Auge ausschlagen, so daß der Schwarze hiedurch um Hunderte von Thalern weniger werth würde, und jedenfalls wäre er nicht sicher, ob seine Hiebe den Getroffenen nicht auf Wochen in's Bett und auf die Krankenliste, wodurch dem Herrn ein bedeutender Schaden erwüchse, bringen würden; allein ein „Scientific Whipper" läßt sich eine derartige Tollpatschigkeit nicht zu Schulden kommen, sondern applicirt dem zu bestrafenden Nigger nur solche Hiebe, welche „als unschädlich" betrachtet werden dürfen. „Unschädlich" sagen wir, denn wenn auch ein Peitschenhieb Haut und Fleisch bis auf den Knochen durchschneidet, so daß der Getroffene vor wahnsinnigem Schmerz laut aufheult, so hindert eine solche Wunde denselben doch nicht am Gebrauche seiner Glieder und überdieß läßt sie, wenn wieder geheilt, fast keine Spuren zurück. Sieht man nun ein, warum ein Overseer auf seine Fertigkeit in der Führung der Peitsche fast noch stolzer ist, als ein Pistolenschütze auf die Kunst, ein Licht mit der Kugel zu schneutzen, ohne die Flamme auszulöschen?

Was nun die Anwendung der Peitsche betrifft, so findet dieselbe beinahe tagtäglich statt, denn jede Nachlässigkeit eines Niggers zieht wenigstens einen, wenn nicht zwei Hiebe nach sich. Etwas schwerere Vergehen werden mit drei oder vier, Diebereien und Widerspenstigkeiten aber mit sechs oder noch mehr Hieben geahndet. Ueber

zwanzig Streiche „auf einen Sitz" applicirt der Overseer jedoch nur äußerst selten oder gar nie, aus Furcht, es könnte eine solch' harte Strafe der Gesundheit schaden, denn hierauf natürlich, d. h. auf die „Nichtentwerthung" eines Sclaven, sowie auf seine „immerwährende Arbeitsbefähigung" muß vor Allem Rücksicht genommen werden. In der Hitze der Leidenschaft mag hie und da etwas geschehen, was besser unterbliebe; allein auf „besseren" Plantagen wird gar kein „leidenschaftlicher" Overseer angestellt. Im Allgemeinen also wird sich das Maaß der Strafen, welche den Negern zuertheilt werden, nach der Bildungsstufe des Herrn richten, welcher die Plantage eignet, sowie auch nach den Sitten und Gebräuchen des Staates, in welchem derselbe lebt, und je mehr ein Pflanzer darauf Anspruch macht, ein Mitglied der feinen Gesellschaft d. h. ein Gentleman zu sein, um so weniger wird er erlauben, daß man seine Neger bei jeder Gelegenheit züchtige. Im Gegentheil weist ein Solcher seinen Overseer meistentheils an, die Strafen bei den Negern „zusammenkommen" zu lassen, d. h. die verschiedenen vorgekommenen Fehler, Nachlässigkeiten und Vergehen alle Abende zu notiren und dann einmal in der Woche, also etwa am Samstage, einen großen Straf- und Gerichtstag abzuhalten. Das ist das beste und gerechteste Verfahren, und gerade auf den Pflanzungen, wo dieser Brauch eingeführt ist, fühlen sich die Neger am wohlsten, denn ein Sclave kann, wenn er heute durch Leichtsinn oder Faulheit einen Fehler beging, denselben morgen durch Fleiß und sorgfältige Arbeit wieder ausgleichen und demnach erlebt man es nicht selten, daß der eine oder der andere Nigger auf einer solchen Plantage durch zehn Jahre hindurch nicht gepeitscht wurde.

Ob aber auch nur Einer aus der Sclavenbevölkerung „für sein ganzes Leben" total ohne Hiebe durchkommt, möchten wir doch sehr bezweifeln.

Härtere Strafen als die Peitschenstrafe kommen nur in schwereren Fällen, also bei größeren Diebstählen und besonders bei Entweichungsversuchen vor. Sobald nemlich ein Oberaufseher sich überzeugt zu haben glaubt, daß ein Sclave durchzubrennen beabsichtige, legt er ihm sogleich Fußeisen und Handfesseln an. Möglicherweise steckt er ihn auch in die sogenannten „Stocks", oder wendet er die „Neck-Yokes" an, lauter Tortur-Instrumente, welche er in seiner Spaßhaftigkeit „Jewelry" oder „Geschmeide" zu nennen pflegt. Die Fußeisen und Handschellen kennt der Leser ohne Zweifel wenigstens vom Hörensagen und wir brauchen daher keine Beschreibung derselben zu geben; um so unbekannter dagegen dürfte man in Deutschland mit den „Neck-Yokes und Stocks" sein, denn diese dürfen mit Recht als eine ureigenthümliche Erfindung der amerikanischen Sclaven-Aufseher bezeichnet werden. Erstere, die „Neck-Yokes" oder „Nacken-Joche" sind eine Art hölzerner Ochsen-Joche mit eisernen Ringen, zwischen welche der Nigger seinen Hals stecken muß, und wiegen immerhin ihre dreißig bis vierzig Pfund. Trotzdem nun aber ein Mensch, der einen solchen „Schmuck" zu tragen gezwungen ist, sich nur äußerst mühselig und schwerfällig bewegen kann, so wird er vom Overseer dennoch genöthigt, seine ganze gewöhnliche Arbeit zu verrichten, und wenn er je einmal nachlässig werden sollte, so geben ihm tüchtige Peitschenhiebe die nöthige Aufmunterung. Noch grausamer sind die „Stocks" zu deutsch die „Klötze". Diese bestehen eigentlich aus nichts anderem, als aus einem dicken, breiten eichenen Brette oder viel-

mehr aus einer unzerbrechlichen Diele, in welcher sich drei ein halb Fuß hoch vom Boden ein rundes Loch befindet, das groß genug ist, um Kopf und Hals eines Menschen durchzulassen. Wird nun der Nacken des zu Strafenden hier hinein gezwängt, so muß der arme Geselle natürlich ganz krumm gebückt stehen und schon „dieses Gebücktstehen" verursacht nach kurzer Zeit große Schmerzen. Damit ist aber der grausame Overseer noch nicht zufrieden, sondern er bringt vielmehr im Rücken seines Opfers noch ein anderes ähnliches Brett an, das mit zwei kleineren Löchern versehen ist, und durch diese zwei Löcher nun werden die Hände des Negers gesteckt, um sie sofort mit festen Stricken zusammen zu binden. Eine solche Stellung hält auch der kräftigste Mensch nur wenige Stunden aus, und die gewöhnliche Folge ist, daß er in Convulsionen und Krämpfe verfällt, welche seinem Leben bald ein Ende machen müßten, wenn man ihn nicht sofort losschnallte. Letzteres geschieht aber natürlich augenblicklich, sobald die Convulsionen eintreten, denn man will den Sclaven nicht „tödten", sondern blos „strafen". Zu bemerken ist noch, daß die Stocks, weil der Neger bei Tage arbeiten muß, stets nur zur Nachtzeit angewandt werden, und daß daher immer ein anderer Sclave bei dem Sträfling wachen muß, um den Overseer sogleich zu benachrichtigen, wenn die Krämpfe sich einstellen. Noch andere Strafen sind die sogenannten „Fußschrauben" oder das „Aufziehen am Daumen", zwei Tortur-Arten, die auch in Deutschland früher bekannt waren; allein man wendet sie längst im ganzen Süden nirgends mehr an, und, um die Wahrheit zu sagen, greift man auch nur in den äußerst seltensten Fällen zu den Stocks und Neck-Yokes. Ja sogar die Handschellen und Fußeisen kamen auf den meisten

Plantagen schon vor Jahren außer Brauch, denn selbst der grausamste und jähzornigste Pflanzer denkt daran, daß das Nachschleppen solcher eiserner Gewichte einen Neger krank oder doch unfähig zur Arbeit machen muß, und — kranke oder schwächliche Sclaven können einem Pflanzer nichts nützen! Nur allein wenn ein Sclave sich flüchtig gemacht hat, giebt es keine Gnade. Dann werden die Bluthunde losgelassen, welche augenblicklich die Spur des schwarzen Wildes verfolgen, und nun beginnt eine Hetzjagd, von der man bei uns keinen Begriff hat. Hunderte betheiligen sich daran und durch Dick und Dünn, bei Sturm und Wind, bei Tageslicht oder Dunkelheit geht's vorwärts, den suchenden Bluthunden nach. Wehe aber dem armen Verfolgten, wenn er erwischt wird, denn entweder muß er sein Leben auf der Stelle lassen, oder wird er so mißhandelt, daß die Narben der empfangenen Schläge, Schüsse, Hiebe und Risse, Zeitlebens an ihm sichtbar bleiben! Das „Fliehen" ist ja das ärgste Verbrechen, welches ein Nigger begehen kann, und ebendeßwegen wird es als keine Grausamkeit angesehen, wenn man einen solchen „vogelfreien Höllenbraten" auf der Stelle wie einen Hund niederschießt! In jeglicher anderen Beziehung aber wird zugegeben werden müssen, daß sogar auf den heruntergekommensten Pflanzungen die Behandlung der Schwarzen eine keineswegs so furchtbar grausame ist, als man sich in Europa gewöhnlich einbildet. Umgekehrt jedoch ist auch der Satz richtig, daß alle Milde der Behandlung, selbst auf den besten Pflanzungen, nicht etwa davon herrührt, weil man „human" verfahren will, oder weil man dem Leibeigenen das „gesetzliche" Recht zugesteht, auf eine humane Behandlung Anspruch machen zu dürfen, sondern nur allein

davon, daß man sein Eigenthum gesund, kräftig und preiswürdig erhalten will!

So schmählich nun aber auch in dieser Beziehung der schwarze Leibeigene im ganzen Süden dasteht, so ist doch die Art und Weise, wie man den Neger „erzieht“, noch weit schmählicher. Von sittlicher und geistiger Ausbildung desselben weiß man nemlich im ganzen Süden durchaus gar nichts. Ein Sclave ist ja nur dazu da, um zu „arbeiten“ oder sich überhaupt so viel als möglich „nutzbar zu machen“, und somit glaubt man allerdings für sein körperliches Wohlbefinden die größte Fürsorge treffen zu müssen, allein alles Weitere wäre vom Uebel und könnte am Ende statt zum Frommen nur zum Schaden gereichen. „Schulunterricht“ giebt's also durchaus keinen, und man wird von allen auf einer Plantage arbeitenden Negern auch nicht Einen treffen, der vom Lesen und Schreiben oder gar vom Rechnen und anderen dergleichen Dingen nur das Geringste verstände. Lesen und Schreiben! Da könnte ja ein Nigger sich selbst einen Paß schreiben und damit durchgehen! Man muß nemlich wissen, daß ein jeder Sclave, der irgend wohin (vielleicht im Auftrage seines Herrn) über die Plantage, zu welcher er gehört, hinausgehen will, entweder vom Herrn selbst oder doch vom Overseer, zum Beweise, daß er Erlaubniß hat, von Hause abwesend zu sein, einen Paß oder Ausweis besitzen muß, und daß jeder Weiße, er mag sein, wer er will, nicht blos berechtigt, sondern sogar verpflichtet ist, einem Neger, der ihm wandernd begegnet, den besagten Ausweis abzufordern und ihn sofort, wenn derselbe mangelt, selbst mit Gewalt in Verhaft zu nehmen, — wie könnte man also so thöricht sein, einen Schwarzen im Lesen und Schreiben unterrichten zu lassen, da sich ja

der Bursche dann seinen Ausweis mittelst der gefälschten Unterschrift seines Herrn selbst anzufertigen im Stande wäre? Ueberdieß muß man nicht schon ohnehin voraussetzen, daß ein Sclave, der im Stande wäre, Bücher zu lesen, bald über die Erbärmlichkeit seines Daseins in's Klare käme, und es also in der Sclaverei nicht mehr aushielte, sondern auf jede Gefahr hin durchgienge? Kurz also, vom Lesen- und Schreibenlernen darf beim Nigger keine Rede sein, und (aus denselben Gründen) ebensowenig von moralischer oder religiöser Ausbildung. Wo in aller Welt käme es also vor, daß man den Niggern auf einer Plantage die Erlaubniß ertheilte, in die nächstgelegene Stadt zur Kirche zu gehen, und welcher Pflanzer wäre gar so thöricht, daß er seine Sclaven zu einem solchen Gange „anhielte?" Ein Schwarzer braucht nichts zu wissen, als daß er zum „arbeitenden Menschenthiere" geboren ist, und am Seelenheile der „rußigten Satanskinder" (so nennt sie der Overseer gewöhnlich) ist ganz und gar nichts gelegen. Aber freilich, der Sinn für Gehorsam und Unterwürfigkeit sollte doch in die Nigger „hineingepumpt" werden, und darum läßt ein ordentlicher Plantagenbesitzer vier- oder fünfmal das Jahr hindurch einen Prediger auf sein Besitzthum kommen, welcher der schwarzen Brut das Wort Gottes zu verkünden hat. Doch worin besteht nun dieses Wort Gottes? In der Predigt vom Esau, welcher sein Erstgeburtsrecht um ein Linsengericht verschacherte, und in dem Nachweis oder vielmehr in der Behauptung, daß die schwarzen Menschenkinder sämmtlich Nachkommen des Esau und demnach zu Sclaven geboren seien! In diesem Sinne muß der Geistliche predigen, oder seine Freiheit, sein Wohlergehen und sogar sein Leben steht in Gefahr denn vor nichts hat der Plantagenbesitzer mehr

bange, als vor dem Gedanken, seine Sclaven könnten einmal zu dem Bewußtsein ihrer Lage kommen und aufrührerisch gestimmt werden. Gedenkt er doch unwillkürlich hiebei der wahnwitzigen Gräuelscenen, welche seiner Zeit auf Sanct Domingo vorfielen, wohl wissend, daß dieselben Gräßlichkeiten auch in den südlichen Sclavenstaaten sich wiederholen müßten, wenn einmal das schwarze Element entfesselt und losgelassen wird! Darum geht auch all' sein Streben dahin, die Neger in dem Zustande der Rohheit und Stupidität zu erhalten, in welchem sie für jetzt noch befangen sind, und wahrhaftig, davor braucht er keine Angst zu haben, daß etwa der von ihm herbeicitirte Prediger die Nigger eines Besseren belehre, denn die Geistlichen des Südens sind ja zum größten Theile selbst Sclavenhalter, und blasen also ganz in's Hörnlein der Baumwollenbarone. So wird denn die Bibel dazu benützt, um den schwarzen „Belialskindern" den Segen der Sclaverei begreiflich zu machen, und nie und nimmer fehlt es in jenen gloriosen Predigten an dem Beweise, daß Gott selbst das Institut der Leibeigenschaft geschaffen habe. Besonders aber unterläßt es die fromme Schwarzkutte nie, den Niggern vorzustellen, wie sie allein ihrem Herrn Nahrung und Kleidung verdanken, und wie sie ihm also dafür den tiefunterthänigsten Gehorsam und die hundewedelndste Verehrung schuldig seien. Natürlich! Denn, wenn Einer auf diese Art predigt, so wird er vom Edelherrn zur Tafel gezogen und erhält ein hübsches Trinkgeld mit auf den Weg; im umgekehrten Falle aber liefe er Gefahr, mit den Hunden von der Pflanzung fortgejagt zu werden. Wie wird es nun aber unter so bewandten Umständen mit dem Christenthum der armen Schwarzen stehen? Der Leser kann es sich denken!

Getauft werden sie, aber Christ ist keiner! Ja man weiß eigentlich gar nicht, was sie für eine Religion haben! Den reinen alten Fetischglauben nemlich, den ihre Väter oder Großväter mit aus Afrika herüber brachten, haben sie keineswegs mehr, sondern nur noch Bruchstücke davon; allein nun mischen sie diese Bruchstücke mit den europäischen Sagen von Zauberern und Hexen so wundersam toll zusammen, daß ein ganz neuer Fetischmus entstand, welcher an Aberglauben und Unsinn Alles übertrifft, was in dieser Richtung in der Welt existirt!

Auf diese Art, halb Thier halb Mensch, leben im südlichen Theile Nordamerikas mehr als drei und eine halbe Million Neger. Sie alle gehören nur „einer und derselben Gattung" von Sclaven an, nemlich der Gattung der sogenannten „Feldsclaven", d. h. derer, welche die Baumwolle, den Indigo, den Reis, den Tabak und den Zucker zu bauen haben. Eine ganz andere Gattung jedoch bilden die „Haussclaven", sowie die sogenannten „ausgemietheten Neger", und obwohl diese beiden letzten Spezies an Zahl verhältnißmäßig nicht sehr stark vertreten sind, denn es mögen ihrer zusammengenommen kaum mehr als achtmalhunderttausend sein, so müssen wir ihnen doch noch einen besondern Anhang widmen, da sonst der Leser das Niggerleben im Süden nicht „in allen seinen Theilen" kennen lernen würde. Sehen wir also zuerst nach den „Haussclaven" im engern Sinne des Wortes!

Im ganzen Süden Nordamerikas kennt man keinen weißen Diener und keine weiße Dienerin. Ein Angloamerikaner, ein Franzose, ein Deutscher, ja selbst ein Irländer müßte sich vor Scham verkriechen, wenn er sich so weit heruntergäbe, einem andern „seines Gleichen" und

„seiner Race" aufzuwarten oder körperliche Dienste zu thun. Ueberdieß, wenn sich auch vielleicht ein Irländer oder eine Irländerin fände, die sich zu einem solchen Dienste hergäbe, so könnte sich doch die weiße Herrin und der weiße Herr nicht darein schicken, von weißen Händen Leistungen anzunehmen, die sich einmal nach südlichen Begriffen „für den Freien" nicht ziemen. In den nördlicher gelegenen Sklavenstaaten, d. h. in denen, welche an die freien Staaten grenzen (also in Delaware, Maryland, Nordvirginien, Kentucky und Missouri) sind allerdings deutsche oder irländische Dienstmädchen, sowie auch männliche weiße Arbeiter nichts besonders Seltenes; allein es kommt dieß daher, daß die Sclaverei dort nur sehr schwach vertreten ist, indem der Grund und Boden zum großen Theil Familien angehört, welche gar keine Sclaven halten. Wir wissen ja aus dem früher Gesagten schon, daß die genannten Staaten fähig sind, die meisten Erzeugnisse der gemäßigten Zone hervorzubringen, und daß es demnach dem Farmer des Nordens möglich war, bis hierher vorzudringen und das von ihm erkaufte Land auf dieselbe Weise zu bebauen, wie das Land in den freien Staaten. Hiedurch haben diese Staaten einen ganz andern Charakter angenommen, einen Charakter, welcher sich mehr und mehr dem der weiter nördlich gelegenen Gegenden, in welchen gar keine Sclaverei geduldet wird, nähert, und es kann uns daher nicht Wunder nehmen, wenn es in Maryland, Missouri und so weiter viele Familien mit ihrer Dienerschaft gerade so halten, wie die Bewohner Pennsylvaniens oder New-Yorks. Etwas ganz Anderes dagegen ist es in den Baumwollenstaaten, in welchen alles Land den Sclavenbesitzern gehört. Hier schändet jede persönliche Dienstleistung den Weißen; denn

wozu hätte man sonst den Nigger, d. i. das menschenähnliche Gethier, welches zum „Dienen“ geschaffen wurde? Somit besteht die ganze Dienerschaft eines Hauses, absonderlich eines Herrenhauses, nur allein aus Niggern, und es ließe sich ein Plantagen-Besitzer um keinen Preis von jemand Anderem bedienen, als nur allein von seinem schwarzen Kammerdiener. Ebenso hält's die „Edelherrin“ mit ihren Zofen und Kammerfrauen, und auch die Söhne und die Töchter des Herrenhauses wissen es nicht anders. Jedes Mitglied der Familie hat seinen eigenen schwarzen Leibdiener, und sogar der Hauslehrer und die Gouvernantin, wenn solche Individuen da sind, werden je mit einem eigenen farbigen Aufwärter bedacht. Ebenso hält man es mit den Gästen, welche längere Zeit bleiben, und es ist mit einem Worte die ganze Bedienten- und Zofenwelt, also auch der Stand der Reitknechte, der Kutscher, der Tafeldecker u. s. w. u. s. w. aus dem schwarzen Volke gebildet. Natürlich gestaltet sich nun aber das Schicksal eines Niggers, welcher in den unmittelbaren Dienst der kleinen Hofhaltung des Baumwollenbarons berufen ist, ganz anders als das Loos des Feldsclaven, welchen der Herr kaum sieht und oft nicht einmal mit Namen zu nennen weiß. Den letzteren kauft man, wenn man ihn braucht, und verkauft ihn wieder, wenn er unnütze geworden ist. Ueberdieß steht er nie unmittelbar unter dem Herrn oder einem Mitglied des Herrenhauses, sondern vielmehr unter dem Sclavenaufseher und seiner grausamen Ruthe. Der erstere aber, der Haussclave, hat es nur mit dem Besitzer und der Besitzerin der Plantage, nur mit dem jungen Herrn oder dem Edelfräulein oder einem andern Angehörigen des Herrenhauses zu thun, und dem Overseer steht keine Gewalt

über ihn zu. Seine „Stellung“ ist also eine ganz andere, als die des Feldsclaven, da er von Niemanden Befehle anzunehmen hat, als nur allein von dem, den er bedient. Eben deßhalb aber wird auch seine „Behandlung“ eine ganz andere sein, da sich ja der Plantagen-Besitzer mit seiner ganzen Familie und allen seinen Gästen zu der aristokratischen Welt, d. h. zu der Classe der „allein Gebildeten“ rechnet und auch fast ohne Ausnahme dazu gerechnet werden muß. Wie dürfte es sich aber ein Gentleman erlauben, seine Sclavenbedienten zu malträtiren? Es wäre dieß eine Gemeinheit, so gut als eine Thierquälerei eine Gemeinheit ist! Ueberdieß — hört nicht der Haussclave Alles, was in der Familie gesprochen wird? Sieht er nicht Alles, was daselbst vorgeht? Ist er nicht mit dem jungen Herrn oder der jungen Lady aufgewachsen, gerade wie sein Vater mit dem alten Herrn und seine Mutter mit der verstorbenen Lady aufwuchs, und kennt er also nicht alle die kleineren oder größeren Geheimnisse, welche es in einer jeden Familie giebt? Weiter — gehörte nicht schon sein Großvater in's Haus und ist nicht seine ganze Generation mit dem Herrenhause so sehr verwachsen, daß er sich gar nicht anders denken kann, denn als ein Mitglied der Familie? Ja haben sich nicht aus diesen und andern Gründen der Herr und die Dame des Hauses so sehr an ihn gewöhnt, daß sie ihn nicht nur nicht mehr entbehren können, sondern daß es ihnen sogar wahrhaft nahe gehen würde, wenn z. B. dem alten Herrn sein „Sokrates oder Apollo“, dem jungen Herrn sein „Cäsar oder Cicero“, der Lady ihre „Phillis oder Diana“, der Miß (dem Töchterlein des Hauses) ihre „Lais oder Minerva“ sterben würde? Der Haussclave oder die Haussclavin sind also (wie wir bereits

in dem Aufsatz „über den Baumwollenbaron" andeuteten) weniger Sclaven im stricten Sinne des Worts, als vielmehr vertraute Kamerdiener oder Kammerfrauen, und daher kommt es auch, daß sie eine Anhänglichkeit an ihre Herrschaft haben, welche man in Europa lediglich nicht begreift. Diese Anhänglichkeit geht nemlich so weit, daß sich ein Haussclave von seinem Herrn selbst nicht um den Preis der Freiheit trennt; im Gegentheil, man hat Hunderte von Beispielen, daß ein solcher Nigger, wenn er mit seinem Herrn in einem freien Staate reiste und hiedurch das Recht bekam, sich von nun an als freien Mann zu betrachten, dessenungeachtet von der Freiheit keinen Gebrauch machte, sondern vielmehr dem Pflanzer wieder auf die Plantage zurückfolgte. Ja sogar dann, wenn es hie und da schon der Gesellschaft der Abolitionisten, als den geschworenen Feinden der Sklaverei, gelang, einen Haussclaven „zum Durchbrennen" nach dem Norden, d. h. in die Freiheit, zu veranlassen, kam die Reue fast regelmäßig über ihn, und er kehrte, sobald sich die rechte Gelegenheit fand, mit Lust und Freude in die Gefangenschaft zurück. War sie ihm doch als liebe Heimath mehr werth, als das Athmen in einem freien Lande! In der That aber, — kann man ihm eine solche Denkungsweise verübeln, da er ja, wenigstens in materieller Beziehung, sich meist weit besser stellt, als der freie Diener des freien Herrn in einem der freien Staaten? Seine Arbeit ist gering, fast für nichts anzuschlagen; die Behandlung ist sanft, sogar vertraulich, und über Essen und Trinken kann er sich noch weniger beklagen, da er ja den Abtrag von des Herrn Tische erhält. Somit mag ihm allerdings, theoretisch betrachtet, die Freiheit fehlen, aber die praktische Freiheit oder vielmehr das praktische Wohlergehen

besitzt er in vollem Maße. Von körperlicher Mißhandlung weiß er kaum etwas, denn wenn je eine Strafe für ihn nöthig wird, so verhängt sie der Herr oder die Herrin selbst, und diese natürlich züchtigen nicht mit der Rohheit des Overseers, sondern vielmehr mit „gebildeten" Händen! Die härteste Strafe für ihn ist übrigens nicht körperliche Züchtigung (denn was kann ihm an ein paar Ohrfeigen, einem gelinden Rippenstoße oder was dergleichen mehr ist, viel liegen?) sondern vielmehr die Drohung, zu den Feldsclaven verstoßen zu werden. Eine solche Strafe betrachtet er gerade so, wie der Russe eine Verbannung nach Sibirien, und er würde sicherlich die allerhärtesten Schläge oder gar die Neck-Yokes und Stocks einer solchen Exilirung vorziehen. Zum Glück für ihn jedoch kommen solche „Verstoßungen" nur äußerst selten oder vielmehr nur dann vor, wenn der Haussclave sich „unverbesserlich" zeigt, d. h. wenn er eine üble Gewohnheit oder schlimme Eigenschaft, vielleicht eine perpetuirliche Trägheit oder eine noch schlimmere Hinneigung zur Dieberei und Nascherei, die ihm besonders gern eigen zu sein pflegt, nicht abzulegen vermag. Noch seltener sind die Verkäufe von Haussclaven, denn für gewöhnlich wird die ganze Familie eines solchen Niggers vom Jungen bis zum Greise, vom lallenden Mädchen bis zur alten Matrone, „als unveräußerliches Gut des Herrenhauses" betrachtet. Ja, es ist der Stolz nicht blos des Sclaven, sondern auch des Herrn selbst, daß ihre Großväter und Urgroßväter einander schon angehört haben, und es müßte ein Plantagen-Besitzer gar furchtbar tief herabgekommen sein, wenn er einen der Diener des Hauses, dessen Mutter oder Großmutter vielleicht seinen eigenen Vater oder Großvater auf den Armen getragen, um schnö-

den Gelderwerbs willen auf den Markt brächte. Wie könnte es also unter solchen Umständen einen Haussclaven nach der Freiheit, die ihm seiner Bildungsstufe gemäß eine ganz unbekannte Größe ist, gelüsten?

So steht es mit den Haussclaven, etwas anders aber ist es mit den sogenannten „ausgemietheten Sclaven", welche wir fast durchweg nur allein in den Städten des Südens zu suchen haben. In diesen nemlich (Dörfer, d. h. Gemeinschaften von Bauern, welche das Land bebauen, gibt es in den südlichen Staaten keine, weil der ganze Grund und Boden den Plantagenbesitzern gehört) leben viele reiche Leute, welche ihr Vermögen in „Sclaven" hinein stecken, gerade wie ein Anderer sein Geld in einem kaufmännischen Geschäft, in Häusern oder auch in Werthpapieren anlegt. Wir könnten derartige reiche Leute auch mit einem Stallmeister vergleichen, welcher sein Capital zum Erwerb eines Leibstalles verwendet, denn ein solcher hält seine Pferde, nicht um selbst darauf zu reiten, sondern vielmehr um sie „auszuleihen", und gerade so und nicht anders macht es auch ein Städter, der „in Sclaven" speculirt. Er „leiht seine Nigger aus", um sein Geld statt auf sechs oder zehn, auf zwanzig oder dreißig Prozent zu bringen! An Leuten aber, welche Sclaven miethen wollen, fehlt es nie, sondern im Gegentheil die Nachfrage ist immer sehr stark. Im ganzen Süden nemlich gibt es, wie wir schon oben bemerkten, keine weiße freie Diener, da sich ein jeglicher Weißer brandmarken würde, wenn er sich zu einem solchen Posten hergäbe, und darum sind z. B. in einem Hotel, einem Kaffeehaus, einer Badeanstalt u. s. w. alle Bediensteten ohne Unterschied Sclaven. Der Koch ist's ebenso gut als der Aufwärter,

die Garderobeaufseherin wie die Wäscherin, der Marqueur wie der Zimmerkellner, und sogar die höheren Posten, wie eine Oberkellnerstelle, werden ohne Ausnahme nur von Farbigen verwaltet. Gerade ebenso steht es mit den Ausläufern und Hausknechten der kaufmännischen Geschäfte, sowie mit den Arbeitern in den Docks, an den Werften u. s. w., und die Diener und Dienerinnen der Privatleute, sowie die Kutscher und Portiers gehören ebenfalls nur allein der schwarzen Race an. Ja selbst die meisten Handwerker, als da sind die Schmiede, die Schreiner, die Barbiere u. s. w. u. s. w. können keine andere Gehülfen bekommen, als nur allein Nigger! Nun versteht es sich aber von selbst, daß nicht Jedermann so viel Geld besitzt, um die ihm nöthigen Schwarzen zu kaufen, sondern gar Viele sind darauf angewiesen, die Hände, deren sie bedürfen, zu „miethen", und zahlen dann für einen solchen gemietheten Sclaven „so und so viel" per Tag, per Woche, per Monat, per Jahr. Diesen Gehalt aber bezieht der Sclaveninhaber und stellt sich dabei gewöhnlich sehr gut, da schon für einen gewöhnlichen Diener selten unter dreißig bis vierzig Dollars nebst freier Station im Monat Miethzins bezahlt wird. Theurer natürlich sind die Nigger, welche sich nicht blos auf die gröbere Arbeit, also auf das Lasttragen u. s. w. verstehen, sondern welche mit Pferden umzugehen, das Rasiermesser zu handhaben, oder gar die Servirkunst auszuüben wissen. An einer Verlockung, Miethsclaven zu halten, fehlt es also nicht; allein damit der Sclave einen „Impuls" habe, recht fleißig zu sein und recht viel zu verdienen, nimmt ihm sein Herr nur eine gewisse, im Voraus unter ihnen abgemachte Summe ab, und den Ueberverdienst darf dann der Nigger in die

Tasche stecken. Allerdings hätte der Herr das vollkommenste Recht, „Alles“ zu nehmen, was der Sclave verdient, aber wenn er dieß thäte, würde dann nicht der letztere am Ende lässig? Oder würde er es nicht wenigstens unterlassen „ein Uebriges“ zu thun? Darum liegt es nicht bloß in der „Billigkeit“, sondern sogar im „Vortheile“ des Herrn, seinem Sclaven einen Theil des Verdienstes zu lassen, und eben aus demselben Grunde macht nicht selten ein städtischer Sclaveneigenthümer einen Contract mit seinen Niggern oder seinen Niggerinnen, kraft welches sie ihm jährlich „so und so viel“ abzuliefern haben, alle Ueberschußeinnahme aber als Eigenthum behalten dürfen. In diesem Fall ist es dem Sclaven gänzlich freigestellt, ein Geschäft zu treiben, welches er will, und sich nutzbar zu machen, auf welche Weise es ihm gut dünkt; natürlich jedoch unter der Bedingung, daß die Arbeit eine „städtische“ ist, d. h. daß der Nigger oder die Niggerin die Grenzen der Stadt, in welcher der Eigenthümer lebt, nicht überschreite. Letzteres ist strengstens verboten, und würde nicht bloß als ein Fluchtversuch angesehen, sondern auch ebenso streng geahndet, wie der Entweichungsversuch eines Schwarzen von einer Plantage. Trotzdem aber gibt ein Contract der genannten Art einem Nigger mehr Freiheit, als je irgend ein anderer Sclave hat, denn er macht ihn in gewissem Sinne „zu seinem eigenen Herrn“. Hat ja doch ein solcher Sclave „eigenes Vermögen“, welches er nach Belieben zu seinem Nutzen oder Vergnügen verwenden darf! Ist ja doch sogar in seinem Contracte „der Preis, um den er sich loskaufen kann,“ regelmäßig schon zum Voraus festgesetzt, so daß er jedes Jahr genau weiß, wie viel Zeit er noch arbeiten muß, um seine Freiheit zu erlangen!

Hieraus folgt, daß der ausgemiethete Sclave auf der freiesten Stufe des Sclaventhums steht, denn es bleibt ihm sogar überlassen, Lesen und Schreiben zu lernen und sich überhaupt so auszubilden, wie es der Beruf, welchen er sich erwählt, mit sich bringt. Außer der wöchentlichen oder monatlichen Geldlieferung an seinen Herrn und außer der Verpflichtung, die Stadt nicht zu verlassen, ist er in allen seinen Bewegungen ungehindert, und, wenn es so ist, sollte man nun nicht meinen, er werde sofort alle seine Kräfte anstrengen, um so schnell als möglich so viel zurückzulegen, als er zur Erlangung seiner vollkommenen Freiheit bedarf? Sicherlich glaubt jeder Europäer, so und nicht anders müsse der Neger denken, und zwar um so mehr, als schon eine fortgesetzte Sparsamkeit von fünf Jahren einem tüchtigen Burschen die Freiheit erwürbe; allein dessen ungeachtet ist jener Glaube „erfahrungsgemäß" ein ganz falscher, denn der Neger denkt nicht an die Freiheit, sondern nur an den Genuß.

Dieß bringt uns auf den letzten Punkt, welchen wir noch bei unserer Schilderung des Sclavenlebens in Nordamerika zu berühren haben, wir meinen den Punkt, wie der Nigger seine Existenz auffaßt. Ohne Zweifel meint der Leser, das Gefühl, ein Leibeigener zu sein, werde auf jeden Sclaven so erdrückend wirken, daß derselbe seine Tage in Jammer und Elend hinbringe; allein um es ehrlich zu sagen, so gibt es im großen Allgemeinen keinen fröhlicheren und leichtsinniger in die Zukunft hineinlebenden Menschen auf der Welt, als einen Negersclaven. Es ist gerade, als ob er sein ganzes Leben hindurch ein gutmüthiges Kind bliebe, und es kann ihn daher schon die geringste Kleinigkeit, auch wenn er gerade erst eine harte

Strafe ausgestanden hat, zum lustigsten Menschen umstimmen. Man sollte es kaum glauben, aber deßwegen ist es doch Thatsache, daß z. B. eine außerordentliche Fleischration, welche man den Feldsclaven einer Plantage reicht, oder auch ein Fäßchen Syrup, das man ihnen spendet, einen gewöhnlichen „Werktag" in einen „Festtag" umzuwandeln im Stande ist, und ohnehin wird der Samstag Abend, weil nun die Wochenarbeit vollendet ist, auf fast jeder Pflanzung gerade so fröhlich hingebracht, als bei uns zu Lande der Abend einer Kirchweihe oder Hochzeit. Kommen aber gar vollends Tage, an welchen mit Erlaubniß des Herrn vollständig gefeiert, d. h. gar keine Arbeit gethan werden darf, wie z. B. am Christtag, am Neujahr, am Unabhängigkeitsfest (am 4. Juli), an Washingtons Geburtstage u. s. w., oder auch bei der Hochzeit einer Tochter des Hauses, bei einer Kindtaufe in der Herrenfamilie u. s. w. u. s. w., und wird noch überdieß an einem solchen Tage eine „Extraremuneration" in Trank und Speise gegeben, so ist das Vergnügen so groß, daß man sich bei uns zu Lande ganz und gar keinen Begriff davon machen kann. Gleich am Morgen versammeln sich dann die Nigger auf einem freien Platze ihres Dörfchens, und das „Bagno", ein Mittelding zwischen Guitarre und Zither, wird hervorgeholt, wenn nicht gar eine alte Geige oder ein anderes derartiges Instrument. Alsobald beginnt nun das Tanzen, oder vielmehr das Hüpfen und Springen, und bis tief in die Nacht hinein dauert die Lust, denn am Tanzen, sowie am Musiciren und Singen kann ein Farbiger nie genug kriegen. Ja, förmlich ausgelassen werden diese Naturkinder, und zwar so toll ausgelassen, daß ihre Fröhlichkeit uns Europäern geradezu verrückt er-

scheint. Alle früher erlittene Unbill ist urplötzlich vergessen und aller Haß über ausgestandene Mißhandlungen liegt tief im Meere begraben. Was kümmert einen Nigger das „Gestern“ und was kümmert ihn vollends das „Morgen“! Er ist der Mann der Gegenwart und diese sucht er sich so angenehm als möglich zu machen; für alles Uebrige aber läßt er seinen Herrn sorgen! So treibt es der Feldsclave wie der Haussclave, und der Haussclave wie der vermiethete Sclave, denn ihre Naturen sind sich durchaus gleich. Aber glaubt nun noch Jemand, es werde es sich ein Neger besonders angelegen sein lassen, so viel zu verdienen, daß er seine Freiheit erwerben könne? — Thorheit! Ein ächtes Niggerkind denkt nur allein daran, sich so vergnügt als möglich zu machen! Eines seiner hauptsächlichsten Vergnügen aber besteht, neben dem Singen und Tanzen, „in der Sucht, sich zu putzen“. Die Eitelkeit ist des Negers Hauptpassion, und wenn auch ein Plantagensclave derselben nicht nachhängen kann, so thut es um so mehr der ausgemiethete Sclave. Ja ein solcher geht oft so weit, daß er all seinen Ueberverdienst für eitlen Tand verwendet, nur um Abends im Tanzhause recht nobel gekleidet zu erscheinen! Mehr aber noch als der männliche Neger verwendet die Niggerin auf ihren Putz, und ihre Eitelkeitspassion ist so stark, daß sie keine Minute zögert, an Jeden, der ihr einen Antrag macht, ihre Liebesreize zu verkaufen, nur um Geld dadurch zu verdienen. Darum ist auch die Liederlichkeit der ausgemietheten Sclavinnen in den Städten des Südens sprüchwörtlich geworden; allein es denkt deßwegen doch Niemand daran, dieser Liederlichkeit Einhalt zu thun. Was kümmert es den Herrn der Sclavin, ob das Geld, welches sie ihm allwöchentlich

oder allmonatlich abzuliefern hat, ehrlich und ehrbar oder als Sündenlohn von Lüstlingen erworben wurde? Was kümmert es aber vollends die Sclavin selbst, ob sie als öffentliche Metze gilt oder nicht, wenn sie nur Samstags auf dem Tanzboden in strotzendem seidenem Kleide und mit einem elfenbeinernen Fächer in der Hand glänzen kann?*)

So verhält es sich mit dem Sclavenleben in Amerika, aber — wird es wohl ewig so bleiben? Freilich der Südländer meint's, denn er gibt ja die Sclaverei für den richtigen „Normalzustand" aus und versichert, daß seine Nigger selbst keine Veränderung ihrer Lage herbeiwünschen. Aber eigenthümlich ist doch, daß er diese Versicherung jeden Augenblick wiederholt, gerade wie wenn er fürchtete, man schenke ihm keinen Glauben, und noch eigenthümlicher ist, daß er stets die größten Vorsichtsmaßregeln trifft, um seine Sclaven in der gewohnten Ordnung zu erhalten; ja daß sogar in nur halbwegs unruhigen Zeiten auf jeder Plantage des Nachts vom Herrenhause aus Patrouillen mit großen Bluthunden an der Seite die ganze Pflanzung begehen! Sollte dieses letztere etwa geschehen, weil man fürchtet, die Neger tragen Uebles im Sinne, und wäre man also wirklich auch im Süden zu der Einsicht gelangt, daß etwas faul sei im Staate Dänemark, sowie daß die Widernatürlichkeit der Sclaverei endlich doch zu einem schlimmen Ende führen werde?

---

*) Zur Ergänzung dieses Artikels wird der Leser gebeten, das Kapitel: „der Nigger in der Freiheit oder die schwarze Prostitution", sowie auch das Kapitel: „New-Orleans und seine Bevölkerung" mit dem eben Gesagten zu vergleichen.

7.

„Posten“ oder das Duell auf die neue Mode.

Die Art und Weise, wie man sich in Europa duellirt, ist bekannt. Man schießt sich oder man schlägt sich, d. h. man geht entweder auf Pistolen oder auf Säbel los, und dann ist die Geschichte abgemacht. Einen tödtlichen Ausgang hat ein solches Duell nur selten, besonders wenn man den Säbel oder auch den Stoßdegen zur Waffe gewählt hat, sondern es kommen vielmehr für gewöhnlich nur Verwundungen vor, die nach einer Kur von vier Wochen höchstens die Spur von einer kleinen Narbe zurücklassen.

Ganz anders dagegen ist es in Amerika. Hier nemlich kennt man weder ein Duell auf Pistolen, noch ein solches auf krumme Säbel, und sowohl ein Yankee als ein Südländer würde im höchsten Grade verblüfft sein, wenn man ihn auf die in Europa übliche Weise zum Zweikampfe forderte. Deßwegen ist das Duell aber doch eingebürgert, und wenn auch in den nördlichen Staaten derlei „Selbstrechtverschaffungen“ etwas weniger oft vorkommen, so sind dagegen die Südländer um so mehr bereit, statt mit Gründen der Vernunft — oder mit Beweisen vor dem Tribunal — mit den Waffen in der Hand ihre

Behauptungen aufrecht zu erhalten. Ja dieselben besitzen sogar ein so feines Ehrgefühl, daß sie über die geringste Kleinigkeit in Wuth gerathen und ihren vermeintlichen Beleidiger in die andere Welt zu schicken bereit sind. Der gewöhnliche Mensch allerdings, d. h. derjenige, welcher nicht zur „feinen Gesellschaft" gehört, läßt es nur selten zu einem wirklichen Duell kommen, sondern nimmt sich vielmehr seine Genugthuung gleich auf der Stelle, d. h. er zieht im selben Momente, in welchem der Conflict entsteht, seinen Revolver — ein Revolver ist eine fünf, sechs oder acht Schüsse enthaltende Drehpistole, — und schießt seinen Gegner ohne Weiteres nieder. Der gebildete und höher stehende Mann dagegen, also der „Gentleman und Baumwollenbaron" hat (obwohl er sich durch seine Heftigkeit nur zu leicht ebenfalls zum Revolvergebrauch hinreißen läßt) eben so gut seinen Comment, als nur irgend ein Studenten- oder Offiziers-Corps in Europa. Dieser Comment heißt „the South Carolina-Code of honor", zu deutsch „die in Süd-Carolina übliche Zweikampfsregel", und ist zwar vielleicht noch nie abgedruckt worden, lebt aber doch in allen Herzen der Ritter der südlichen Staaten, denn man muß wissen, daß Süd-Carolina oder der Palmetto-Staat, wie man ihn gewöhnlich nennt, in der ganzen Sclavenregion für das Urbild der Ritterlichkeit gilt. Was schreibt nun aber dieser Comment vor? Nichts anderes, als das Duell „auf Rifles", oder das auf „Bowie-Messer", oder endlich „das Posten"; lauter Kampfarten, von denen man bei uns zu Lande ganz und gar nichts weiß.

Am meisten Aehnlichkeit mit unserem Pistolen-Duell hat noch der Zweikampf „auf Rifles", denn der Endzweck

ist ebenfalls kein anderer, als der, daß man seinem Gegner womöglich vorher eine Kugel in den Leib jagt, ehe man von ihm todtgeschossen wird. Die Waffe dagegen ist keine Pistole, sondern vielmehr eine gut gezogene Büchse, mit der man ganz wohl auf drei- oder vierhundert Gänge sein Ziel zu treffen im Stande ist, obwohl natürlich bei einem Duell von einer „solchen" Entfernung der Gegner keine Rede ist. „Pistolen und zehn Schritte Distance" klingen allerdings recht mörderisch; allein das Fehlschießen kommt dabei weit öfter vor, als das Treffen. Büchsen dagegen finden bei einer Distance von dreißig oder vierzig Schritten ihr Ziel beinahe regelmäßig. Eben deßwegen schreibt auch der Comment vor, daß nicht etwa, wie bei uns, der Beleidigte den ersten Schuß hat, sondern man drückt vielmehr auf das Commando des Unparteiischen „à tempo" los, ohne daß jedoch das förmliche Zielen verboten wäre, und somit ist das Resultat gewöhnlich keineswegs zweifelhaft, sondern es fällt entweder der Eine oder Andere, wenn nicht gar beide Gegner zum Tode getroffen werden.

Als einen Spaß darf man daher ein „Rifles-Duell" ganz und gar nicht betrachten; allein deßwegen ist doch der Zweikampf auf „Bowie-Messer" noch weit ernsthafter. Dieses letztere Instrument wurde am Ende des vorigen Jahrhunderts von einem edlen Südländer mit Namen James Bowie erfunden, und besteht aus einem kurzen starken Heft nebst einer Klinge, welche genau zwölf und einen halben Zoll lang ist und hinten am Schaft eine Breite von dreiviertel Zoll, auf dem Rücken aber eine Dicke von zwei Linien hat. An der Spitze wird sie zweischneidig und erhält dort zugleich eine leichte Krümmung, damit sie, wenn aus der Wunde herausgezogen, um so

tödtlicher wirke. James Bowie lebte am Red-River, d. i. am rothen Flusse im damaligen Louisiana-Gebiete, wo es bekanntlich vor siebzig Jahren noch ziemlich wild herging, und stand zu einem mexikanischen Creolen, der so zu sagen den Teufel im Leibe hatte, in tödtlicher Feindschaft. Er befürchtete also, von letzterem gemeuchelmordet zu werden, und legte sich nie schlafen, ohne bis an die Zähne bewaffnet zu sein. Allein in die Länge hielt er ein solches qualvolles Dasein nicht aus, sondern beschloß vielmehr, demselben auf diese oder jene Weise ein Ende zu machen. Demgemäß forderte er seinen Gegner auf Tod und Leben heraus, ließ ihm aber nach ächter Ritterart die Wahl der Waffen. Was that nun der wilde Mexikaner? Er erklärte, nur allein auf das von Bowie erfundene Messer losgehen zu wollen, und zwar sollte Jeder von ihnen in vollkommen nacktem Zustande und mit keiner andern Waffe in der Hand, als dem besagten Bowie-Messer, mittelst eines langen Riemens an einen festen Pfahl gefesselt werden, jedoch so, daß man den Gebrauch seiner Hände und Füße frei hätte und sich in einem Umkreis von zehn Schritten bewegen könnte, um dem Gegner zu Leibe gehen zu können. Ohne Zweifel glaubte er, James Bowie werde auf einen solchen tollen Zweikampf nicht eingehen; allein hierin irrte er sich vollkommen, denn der ritterliche Amerikaner war sogleich bereit, auf die besagte Weise zu fechten. Es wurde also Tag und Stunde ausgemacht und jeder der beiden Duellanten brachte fünfundzwanzig Freunde mit, die dafür zu sorgen hatten, daß alles mit rechten Dingen zugehe. Man schlug nun in einer Entfernung von zehn Schritten auf offenem Felde zwei feste Pfähle, welche ein einzelner Mann unmöglich

ausreißen konnte, in den Boden, zog sodann jedem der beiden Gegner seine sämmtlichen Kleider aus, und fesselte schließlich mit je dreißig Schuh langen ledernen Riemen den Einen an diesen, den Andern an jenen Pfahl. Darauf gab man ihnen die Bowie-Messer in die Hand und der Unparteiische kommandirte: „Los!“ Wie die Katzen schlichen sie sofort um einander herum, und Jeder suchte seinem Feinde das Messer in den Leib zu stoßen. Allein so leicht ging die Sache nicht, denn sie waren Beide in der Führung der Waffen äußerst gewandt, und deckten sich überdieß mit dem linken Arme, wie mit einem Schilde. Längere Zeit schien es, als wollte gar nichts Ernsthaftes herauskommen, und obwohl sie beide aus leichten Wunden bluteten, so saß doch kein Stoß tiefer oder gar tödtlich. Endlich aber wurde der Mexikaner wild und jagte dem James Bowie sein Messer tief in den vorgestreckten linken Arm, so daß er ihm Muskeln und Adern zugleich zerschnitt, und nun hielten die meisten Umstehenden den Amerikaner für verloren. Doch fiel die Sache gerade umgekehrt aus und eben die tödtlich erscheinende Wunde war es, die denselben rettete. Er hatte nemlich eine so furchtbare Gewalt über sich selbst, daß er es durch das feste Anziehen der Muskeln, in welche sich das Messer eingebohrt hatte, dem Mexikaner unmöglich machte, seine Waffe zurückzuziehen, und nun stieß er demselben, der hiedurch wehrlos geworden war, das eigene Messer so tief in die Brust, daß er alsbald todt zusammensank! Auf diese Art endete das erste Bowie-Messer-Duell und man kann sich nun wohl denken, daß die ritterlichen Südländer diese neue Art zu fechten mit Begeisterung ergriffen, weßhalb auch noch jetzt Zweikämpfe der besagten Art nur zu häufig vorkommen.

Ist nun aber ein Duell auf Rifles „fast" regelmäßig und ein Duell auf Bowie-Messer „ganz" regelmäßig für den einen oder den andern der beiden Theile todbringend, so muß die dritte Art von Zweikampf, welche man in Amerika im Brauche hat, geradezu „ein Morden" genannt werden. Diese dritte Art ist das sogenannte „Posten", ein Wort, für welches es weder einen deutschen, noch einen französischen, noch einen italienischen Ausdruck gibt. Ja nicht einmal die Engländer wissen, was „Posten" heißt, obwohl das Wort englischen Ursprunges ist! „Post" als Substantiv bedeutet nemlich einen Pfosten oder Pfahl, und als Zeitwort gebraucht heißt es anbinden oder anheften. So sagt man also: „to post a bill", wenn man irgendwo an eine Mauer oder an ein Haus einen Zettel anklebt, und dieses Zettelankleben kommt (wie auch bei uns) bei allen möglichen Gelegenheiten, z. B. wenn Jemand ein Concert gibt oder wenn sich eine Kunstreitergesellschaft produzirt u. s. w. u. s. w., vor. Ganz neu jedoch ist der Gebrauch, welchen man im südlichen Nordamerika (in den nördlichen Staaten weiß man nichts von der Sache) von dem besagten Zettelankleben oder „Posten" macht. Sobald nemlich ein ritterlicher Südländer einen Feind bekommt, den er nicht blos haßt, sondern auch verachtet, und den er daher auf die allerschimpflichste Weise aus der Welt bringen möchte, so thut er ihm die Ehre einer Herausforderung nicht mehr an, sondern er schreibt vielmehr alle die Schandthaten und Laster seines Gegners mit großen Lettern auf einen immensen Bogen Papier und klebt diese Schmähschrift irgendwo auf einem öffentlichen Platze an eine Mauer oder ein Haus, an welchem den Tag über recht viele Menschen vorüber kommen. Natürlich bleibt

nun Jeder, der vorüberkommt, unwillkürlich stehen, wenn er den Zettel sieht, und studirt ihn von oben bis unten, so daß die ganze Geschichte alsbald in der ganzen Stadt ruchbar wird. Hieraus folgt mit Nothwendigkeit, daß derjenige, dessen Schande an die Mauer geklebt ist, hierüber unmöglich lange im Ungewissen bleiben kann. Im Gegentheil wird er von seinen Freunden im Augenblicke davon benachrichtigt, daß er ein „Geposteter" sei, und nunmehr weiß er, was er zu thun hat. Alsbald macht er sich — so schreibt es der Code of honor vor — mit Revolver und Bowie-Messer, vielleicht sogar mit einer Büchse bewaffnet, auf und geht auf den Platz, an welchem der Zettel angeklebt ist, um denselben herabzureißen. Allein das Ding geht nicht so leicht, als man glaubt, denn — so schreibt es der Code of honor abermalen vor — hart neben dem Zettelanschlag steht der „Poster" mit der gespannten Pistole in der einen und mit dem gezückten Messer in der andern Hand, bereit, den Gegner, sobald derselbe die Hand zum Abreißen des Zettels ausstreckt, zu erdolchen oder niederzuschießen. Kaum jedoch sieht dieß der „Gepostete", so macht er ebenfalls von seinen Waffen Gebrauch, und nun geht's an ein Schießen und Stechen, daß es eine wahre Freude ist. Man rückt einander auf den Leib und sucht sich gegenseitig so bald als möglich kalt zu machen; die vielen Umstehenden aber (denn natürlich zieht ein solch' prächtiges Schauspiel immer eine Menge von Neugierigen herbei) bilden einen weiten Kreis, aus welchem die beiden Kämpfer unmöglich ausbrechen können, und das Ende vom Liede ist fast regelmäßig, daß „Poster" wie „Geposteter" entweder ganz oder doch halb todt weggetragen werden. Also verlangt es der berühmte „South Carolina code of honor", und wehe

dem, welcher feig genug wäre, sich nicht darnach zu richten! Er wäre verachtet sein Leben lang; ja er könnte sogar unmöglich mehr existiren, denn alle Gentlemen würden vor ihm ausspucken. Dennoch kommt es hie und da vor, daß ein „Gepősteter" sein Leben mehr liebt, als seine Ehre, und der Leser erlaube uns, ihm einen derartigen Fall zu erzählen, damit er über die ganze Sitte oder vielmehr Unsitte in's Klare komme.

Der besagte Vorfall ereignete sich in Fayette-Ville im Staate Nordcarolina, unweit der Grenze von Südcarolina. Dort lebten zwei junge Männer, die sich persönlich sehr nahe standen, indem der Eine die Cousine des Andern geheirathet hatte; allein deßwegen gab es doch nie einen größeren Gegensatz, als den zwischen Colonel Armstrong und Major Aubry. Letzterer nämlich, dessen Voreltern (wie schon der Name besagt) Frankreich ihr Vaterland nannten, war von feuriger, nobler Gemüthsart, hatte aber dieses sein Temperament vollkommen in seiner Gewalt, und wurde von Jedermann als ein solider und tüchtiger Bürger hochgeschätzt. Den Titel Major besaß er nicht, weil er ihn etwa auf dem Felde der Ehre verdient hätte, sondern vielmehr, weil er, wie alle Gentlemen des Südens, einen höheren Posten in einem Milizregimente begleitete, und es hinderte ihn dieser Titel also nicht, ein friedfertiges kaufmännisches Geschäft (wenn wir nicht irren, eignete er eine große Holzschneidemühle und verband damit einen Engros-Bretterhandel) zu betreiben. Der Colonel dagegen, ein Mann von kaum dreißig Jahren, verachtete als der Sohn eines reichen Pflanzers, dessen Besitzung nur wenige Meilen von Fayette-Ville entfernt lag, jede kaufmännische Handthierung auf's tiefste, und widmete sein Leben „dem edlen Nichtsthun". Seinen Auf-

enthalt hatte er nur „zeitweise" in der Stadt, indem er für gewöhnlich auf der Plantage seines Vaters wohnte; wenn er sich übrigens in Fayette-Ville aufhielt, so trieb er sich ganz allein mit Gentlemen seines Gleichen herum und schlug den Tag mit Jagen, Reiten, Spielen, Damenbesuchen und was dergleichen mehr ist todt. Das Wort „Solidität" kannte er so zu sagen nur dem Namen nach, um so mehr aber die Renommisterei und Bramarbasie, und ob er gleich ebenso wenig Pulver gerochen hatte, als sein Vetter Aubry, so pochte er doch auf seine Obristen-Würde, als wäre das Heldenthum seine Haupteigenschaft. Kurz, er war, was man sagt, ein Roué oder vornehmer Taugenichts, und wurde deßhalb von dem achtbaren Theil der Einwohnerschaft mit ziemlicher Geringschätzung angesehen, während er umgekehrt unter seinen Cumpanen, sowie unter einem gewissen Theile der Frauenwelt eine um so hervorragendere Rolle spielte. Warum auch nicht? Er hatte ja Geld im Ueberfluß und fiel noch überdieß durch seine kräftigen Körperformen in die Augen!

Unter solchen Umständen kann man sich wohl denken, daß Armstrong und Aubry, obwohl sie in naher Verwandtschaft zu einander standen, nur wenig zusammenkamen, indem der erstere am liebsten Kneipen liederlicher Art, sowie Tanz- und Spielhäuser aufsuchte, während der letztere, wenn er sein Geschäft abgemacht hatte, im eigenen Hause bei Weib und Kindern die für ihn angenehmste Erholung fand. Wollte es übrigens je der Zufall, daß sie sich in Gesellschaft oder auf der Straße trafen, so grüßten sie sich nur kalt und wechselten höchstens die allernothwendigsten Worte. Eines Tages nun begab es sich, daß Aubry in einem öffentlichen Kaffeehause auf einen Geschäftsfreund zu

warten hatte und gerade daselbst eintrat, als Armstrong mit mehreren seines Gelichters ebenfalls hereinstürmte. Die letzteren stellten sich am Schenktische auf, und Armstrong, welcher wie gewöhnlich den Splendiden spielte, forderte nicht nur seine Cumpane, sondern alle im Zimmer Anwesenden zu einem „Trink", d. h. zu einem gemeinschaftlichen Trunk, auf. Die sämmtlichen Herren folgten der Aufforderung; denn es gilt als Beleidigung, dieselbe auszuschlagen; nur allein Aubry, welcher sich mit einer Zeitung in der Hand an's Fenster gesetzt hatte, stand nicht auf, sondern fuhr ruhig fort zu lesen.

„Wollen Sie keinen Trink mit mir nehmen, Master Aubry?" fragte nun Colonel Armstrong mit lauter Stimme.

„Ich danke," erwiederte Aubry, „und ich hoffe, Sie werden mich entschuldigen, da mir meine Gesundheit nicht erlaubt, Morgens schon Brändy zu nehmen."

„Dann nehmen Sie Sodawasser oder was Ihnen sonst beliebt," entgegnete der Andere mit noch lauterer Stimme, der man den verhaltenen Zorn wohl anhörte.

„Ich danke nochmals," versetzte darauf der Major kaltblütig, „bitte aber, es als keine Beleidigung von meiner Seite anzusehen."

„You damned dirty french Puppy, Du gottverfluchter schmutziger französischer Lümmel," schrie nun der Colonel wüthend, und warf das Glas, welches er in der Hand hielt, nach seinem Vetter, jedoch ohne ihn zu treffen.

Jedermann erwartete jetzt, der Major werde, wie es der Code of honor vorschreibt, einen Revolver aus der Tasche ziehen und auf den Beleidiger schießen, weßhalb auch die Freunde des Letzteren alsbald vorsprangen, um

sich zwischen die beiden Kämpfer zu werfen; allein zum größten Erstaunen aller Anwesenden stand Aubry ganz ruhig auf und verließ den Salon, ohne ein Wort zu sagen.

„Der Feigling, der elende, niederträchtige Feigling," brüllte sofort Colonel Armstrong, und seine Kameraden pflichteten ihm, wie natürlich, bei.

„Du mußt den Kerl tüchtig durchprügeln," rief Einer von ihnen; „vielleicht bekommt er dadurch den Muth, sich wie ein Mann zu benehmen."

Hierauf gieng der Obrist augenblicklich ein, denn er glaubte sich nicht blos seinem Vetter an Körperstärke durchaus überlegen, sondern hoffte auch, daß dieser als ein Mann des Friedens sogleich nach dem ersten Schlag Fersengeld geben werde. Somit wurde alsbald das Nöthige verabredet, d. h. man beschloß, daß Armstrong dem Aubry, wenn dieser Abends von seinem Comptoir nach Hause gehe, auflauren, und ihm, während die Andern zusähen, eine tüchtige Tracht Schläge zukommen lassen solle, damit derselbe auf ewig von der Grobheit, einen Trink auszuschlagen, geheilt werde.

Gesagt, gethan! Am selbigen Abend noch stellte sich Armstrong an einer Straßenecke, welche Aubry nothwendigerweise passiren mußte, auf, und seine Feunde warteten der Dinge, die da kommen sollten, hinter einem Thorgange verborgen. Ruhigen Schrittes und ohne etwas Arges zu denken, kam Aubry herbei, allein wie er um die Ecke bog, fiel sein Gegner über ihn her und schlug ihn mehrmals heftig in's Gesicht. So überrascht nun aber auch der Ueberfallene war, so faßte er sich doch gleich wieder und stellte sich seinem Feinde muthvoll entgegen. Ja, es gelang ihm sogar, obwohl er keineswegs den kräftigen Körper

besaß, dessen sich Armstrong rühmen konnte, diesem letzteren, dessen ganzer Muth, wenn man die Sache beim rechten Licht betrachtete, in Großmauligkeit bestand, die Schläge heimzugeben und ihn schließlich zur Flucht zu nöthigen. Der schändliche Ueberfall hatte also für Colonel Armstrong ein ganz anderes Resultat, als er gehofft hatte, und das Schlimmste bei der Sache war, daß nicht blos das große Publikum, als die Schlägerei ruchbar wurde, dem Aubry in jeglicher Beziehung Recht gab, sondern daß auch die Besseren unter den bisherigen Spießgesellen und Cumpanen des Colonel, denen dieser bisher durch seine anscheinende Ritterlichkeit sowie durch den Reichthum seines Vaters zu imponiren gewußt hatte, an ihm zu zweifeln anfingen. Doch brachte er es bei Vielen durch Freigebigkeit so ziemlich wieder in's alte Geleis, und er spielte also nach wie vor den Roué und Taugenichts; die wahrhaft Gebildeten des Städtchens aber verachteten ihn von nun an nicht mehr blos wegen seines liederlichen Lebenswandels, sondern auch wegen der offenbaren Feigheit, die er in dem Handel mit Aubry bewiesen hatte.

Einige Wochen später hatte Aubry eines Prozesses wegen vor Gericht zu erscheinen. Um was es sich bei diesem Prozeß handelte, wissen wir nicht mehr, und es ist dieß auch von gar keinem Belang für unsere Erzählung. Um so mehr Gewicht aber müssen wir darauf legen, daß unter den Zeugen, welche sein Gegner stellte, sich auch der Name des Colonel Armstrong befand, denn dadurch wurde, wie wir gleich sehen werden, der Haß zwischen ihm und dem letzteren auf die höchste Höhe getrieben. Sobald nemlich Armstrong von dem vorsitzenden Richter aufgefordert wurde, sich auf den Zeugenstand zu begeben und den üblichen Eid

zu leisten, protestirte Aubry laut und offen dagegen, indem er zugleich ohne Scheu erklärte, er schenke der Aussage seines Vetters, auch wenn sie derselbe zehnmal beschwöre, lediglich keinen Glauben.

„Und warum thun Sie das?" fragte der Richter. „Sie wissen, daß man Niemanden ohne Grund als Zeugen verwerfen darf."

„Ich verwerfe ihn, weil er sein ganzes Leben hindurch, wie ich mit Dutzenden von Beispielen belegen kann, gewohnt war, nur seiner Leidenschaft, nie aber den Gesetzen des Rechts und der Religion zu folgen," erwiederte Aubry äußerst gelassen, „und überdieß ist er so sehr mein persönlicher Feind, daß es ihm, wenn er mir dadurch schaden kann, nach seiner eigenen Aussage auf einen Meineid nicht ankommt."

Eine tiefere Beleidigung, als diese, konnte es nicht geben, und Armstrong mußte, wenn er nicht vor der Welt auf ewig entehrt und gebrandmarkt dastehen wollte, nothwendig blutige Genugthuung nehmen. Er fühlte dieß auch und machte deßhalb Miene, als ob er seinen Revolver ziehen und auf seinen Vetter schießen wolle; allein die Gerichts-Personen, sowie verschiedene andere Anwesende sprangen dazwischen und verhinderten jeden persönlichen Angriff. Armstrong verließ also augenblicklich den Gerichtssaal, schwur jedoch laut, daß Aubry seiner Rache nicht entgehen werde, und natürlich glaubte nun Jedermann nicht anders, als daß er seinem Vetter augenblicklich eine Herausforderung zuschicken würde. Allein hievor hütete er sich gar wohl, und der ganze Tag ging vorüber, ohne daß Aubry irgend ein Zeichen erhielt, auf welche Art sich sein Gegner zu rächen gesonnen sei. Kaum aber

war er Abends nach Hause gekommen, so erhielt er einen Brief, angeblich aus dem ersten Hotel des Städtchens, worin ihn ein Newyorker Kaufherr eines abzuschließenden größeren Handels wegen zu einer kurzen Besprechung auf sein Zimmer einlud, indem es ihm Unwohlsein unmöglich mache, zu Aubry zu kommen. Letzterer kannte den Schreiber des Briefes nicht persönlich und ebenso wenig seine Handschrift, allein die Firma, in deren Namen der Brief abgefaßt war, hatte einen guten Klang und somit dachte er nicht im geringsten daran, daß ihn Jemand mystifiziren wolle, sondern nahm seinen Hut, um den Fremden sofort aufzusuchen. Seine Gattin allerdings fand es auffallend, daß ihn der Fremde noch so spät Abends zu sich in's Hotel bescheide, und wollte also das Weggehen ihres Gemahles nicht dulden; allein dieser verwarf ihre Bedenken und gab ihr nur in soferne nach, daß er, was er sonst nicht im Brauche hatte, seine Waffen zu sich steckte. Er ging also, doch kaum hatte er sich ein paar hundert Schritte von seinem Hause entfernt, so fielen plötzlich vier Kerle über ihn her, welche unter einem hier befindlichen Schuppen verborgen auf ihn gelauert hatten. Die Bursche waren zwar nicht mit Schießgewehren, wohl aber mit Prügeln und Messern bewaffnet, und ihre Absicht schien, ihn zuerst niederzuschlagen, um ihm dann, wenn er betäubt am Boden liege, die Messer in die Brust zu stoßen. Das erstere gelang ihnen jedoch nicht; denn sobald sie Aubry aus ihrem Versteck hervorrennen sah — so weit man nemlich in der Dunkelheit sehen konnte —, machte er einen Satz nach rückwärts und feuerte dann alle fünf Schüsse seines schnell gezogenen Revolvers hinter einander auf sie ab. Alsobald fiel Einer der Angreifer, die

Andern aber gaben deßwegen doch nicht Fersengeld, sondern drangen, wie er jetzt beim Sternenlicht deutlich genug erkennen konnte, mit blinkenden Messern auf ihn ein. Schon glaubte er sich verloren, allein in diesem Augenblicke rannte sein Diener, welchen ihm die ängstliche Gattin heimlich nachgeschickt hatte, unter großem Geschrei herbei, und nun wußten die Meuchelmörder nichts besseres zu thun, als so schnell sie ihre Füße trugen, davon zu eilen. Ja ihre Eile war so groß, daß sie sogar ihres gefallenen Kameraden vergaßen und denselben liegen ließen, wo er lag! Jetzt öffneten sich auch die Fensterläden der nächsten Häuser und einige Stimmen fragten, was es gebe. Man muß nemlich wissen, daß im ganzen Süden, in den größeren wie in den kleineren Städten, nächtliche Ruhestörungen und Pistolenschüsse etwas ganz Gewöhnliches sind und daß sich deßhalb nicht leicht Jemand verlocken läßt, um solcher Kleinigkeiten willen seine Wohnung zu verlassen. Auch in dem gegebenen Falle würde also kein Mensch dem Aubry beigestanden sein oder auch nur nach der Ursache des Tumults gefragt haben, wenn nicht der Diener desselben ein so mächtiges Hülfegeschrei erhoben hätte. Nun aber kamen, als Aubry die Frage: „was es gebe,“ mit der Bitte, ihm Licht zu bringen, beantwortete und zugleich seinen in der ganzen Stadt bekannten Namen nannte, einige Männer mit Fackeln herbei und man leuchtete sofort dem Kerl, welchen der Schuß Aubry's niedergestreckt hatte, in's Gesicht. Was zeigte sich nun aber? Nichts anderes als das verzerrte Antlitz eines im Todeskampfe ringenden Niggers! Dem Elenden war eine Kugel mitten durch die Brust gedrungen und obwohl er noch Zeichen des Lebens von sich gab, so konnte er doch keine der

an ihn gestellten Fragen mehr beantworten. Dessen ungeachtet blieb man nicht lange im Zweifel, von wem der Mordanfall ausgegangen sei; denn sowohl Aubry selbst, als auch mehrere der herzugekommenen Männer erkannten in dem Burschen einen der Sclaven aus der Pflanzung des alten Generals Armstrong, des Vaters des Colonel, und man durfte also mit Bestimmtheit annehmen, daß, weil der alte Armstrong zu einer solchen Niederträchtigkeit unfähig war, das Mordattentat von dem Colonel ausgegangen sei. Man benachrichtigte also den Coroner, das ist die obrigkeitliche Person, welcher die Untersuchung aller schnell eingetretenen Todesfälle obliegt, von der Sache, und dieser ließ sofort den tödtlich Verwundeten in das Courthouse bringen, um ihn womöglich wieder zum Leben zurückzurufen und dann über den Vorfall zu inquiriren; allein der Mensch starb schon auf dem Transporte und konnte also keine Rede mehr stehen.

Man kann sich nun wohl denken, wie es dem Aubry zu Muthe war, als er, in seine Wohnung zurückgekehrt, über den Vorfall näher nachdachte. Da er jedoch gleich darauf von seinem in das Hotel, aus welchem der bewußte Brief datirt war, abgesandten Diener erfuhr, daß gar kein Fremder aus Newyork daselbst logire, so schwand ihm auch vollends der letzte Zweifel über den wahren Attentäter, und nun verhehlte er sich nicht mehr, daß er, wenn er nicht sein Leben der Willkür seines Vetters preisgeben wollte, nothgedrungen zu einem energischen Mittel greifen müsse. Worin sollte aber dieses Mittel bestehen? Sollte er sich selbst Recht verschaffen oder aber den Schutz des Gesetzes in Anspruch nehmen? Der letztere mußte ihm werden, wenn er sofort Klage erhob; allein man weiß ja,

wie leicht es in Amerika ist, auch dem striktesten Gesetze eine Nase zu drehen, besonders wenn man Familienverbindungen hat und überdieß das Geld nicht zu sparen braucht. Somit konnte Aubry so zu sagen gewiß sein, daß sein Gegner, auch wenn er ihn noch in der Nacht verhaften ließ, sich schon am andern Morgen gegen Bürgschaft wieder auf freiem Fuß befinden werde und dann abermals Gelegenheit habe, ihm auf diese oder jene Weise nachzustellen. Ueberdieß, auch den günstigsten Fall, nemlich den, daß Armstrong vor die Geschworenen gestellt werde, angenommen, — war er denn dann sicher, daß die Jury ein Verdict gegen denselben ausspreche, besonders da wenigstens kein directer Beweis vorlag? Der Colonel brauchte ja blos zu läugnen, daß er mit dem Attentate irgend etwas zu thun gehabt habe; er brauchte blos Zeugen herbeizubringen, daß er sich die ganze Zeit von der Scene in der Gerichtssitzung an bis an den späten Abend auf einem ganz entfernten Schauplatze befunden habe, ohne mit irgend einem der Sclaven seines Vaters in Verbindung getreten zu sein — und solche Zeugen herbeizubringen, konnte ihm, wie Aubry recht wohl wußte, bei der großen Menge von käuflichen Subjecten, die sich in den Städten des Südens herumzutreiben pflegen, keineswegs schwer fallen, — — wie dann? Dieses Alles überlegte der schwer Beleidigte mit klarem Sinne, und somit kam er endlich zu der Ueberzeugung, daß ihm, wenn er für immer Ruhe haben wolle, nichts übrig bleibe, als das Gesetz selbst in die Hand zu nehmen. Er faßte also einen festen Entschluß und legte sich dann auf einige Stunden zur Ruhe, allein schon vor Tagesanbruch war er wieder auf den Beinen, und wir werden nun sogleich sehen, warum er sich so frühe erhob, oder vielmehr

auf welche Weise er den die Nacht zuvor gefaßten Entschluß in Ausführung brachte.

Das Städtchen Fayette-Ville hat, so klein es ist, doch auch seine eigene City-Hall, das heißt sein Rathhaus, vor welchem sich ein ziemlich freier Platz ausdehnt, und hier auf diesem freien Platze, sowie auf dem mit hölzernen Säulen verzierten Portikus desselben pflegen sich gewöhnlich neugierige Tagdiebe vom frühen Morgen bis zum späten Abend herumzutreiben. Kaum jedoch war an dem auf das Mordattentat folgenden Tage die Sonne aufgegangen, so sah man vor der City-Hall eine ganz ungewöhnlich große Menge Menschen versammelt, welche sich alle auf's eifrigste besprachen und unverwandt nach einer der Säulen des Porticus hinblickten. Was konnte man denn nun aber da Besonderes erschauen? Nichts Anderes, als ein ungeheures, mit großen Lettern beschriebenes Placat, das fast den dritten Theil der Säule bedeckte! Und wer stand neben der Säule? Niemand anders, als der Major Aubry, der dort einer Statue gleich Posto gefaßt hatte! Er sah bleich aus, wie wenn er die halbe Nacht durch gewacht hätte; aber deßwegen lag doch ein merkwürdiger Zug von Entschlossenheit in seinem Gesichte, und sein scharfes Auge blickte so ernst umher, daß man keinen Augenblick an seinem Muthe zweifeln konnte. In der rechten Hand, welche er unter dem zugeknöpften Rocke halb verborgen hielt, blitzte es wie der Lauf eines Pistoles oder Revolvers, und ein anderes ähnliches Mordinstrument sah gleich dem Hals einer Flasche aus einer seiner Brusttaschen hervor. So stand er unbeweglich und ohne ein Wort zu sprechen, sein düsteres Auge aber wandte sich

rastlos nach allen Seiten, wie wenn er einen Feind erwartete, von welchem er sich nicht überraschen lassen wollte.

»Posting, posting, der Major hat den Colonel gepostet," flüsterten sich alle Umstehenden mehr oder minder laut zu und deuteten mit den Fingern nach dem Anschlagzettel.

Mit jeder Viertelstunde mehrte sich die Menschenmenge, und Weiße wie Schwarze drängten sich bunt durcheinander. Auf allen Gesichtern lag die höchste Aufregung, und kein Mensch dachte daran, den Platz zu verlassen, ehe die Tragödie ihren regelrechten Verlauf genommen habe.

„Hier kommt er," rief von Zeit zu Zeit Einer aus der Menge, indem er nach einer gewissen Richtung hindeutete, und dann richteten sich natürlich alle Augen dorthin. Aber immer zeigte es sich, daß man sich getäuscht habe, denn der, den man von dort her sich nähern sah, war nicht der erwartete Colonel, sondern irgend ein Anderer, welcher in der Körperstatur vielleicht einige Aehnlichkeit mit ihm hatte.

So vergingen mehrere Stunden und am Ende, als es gegen Mittag ging, hatte sich fast die ganze männliche Einwohnerschaft vor dem Rathhause eingefunden. Unbeweglich stand immer noch Aubry an seiner Säule, aber der Colonel war auch jetzt noch nicht gekommen! Sollte derselbe vielleicht gar nicht darüber unterrichtet sein, daß er gepostet war? Oder hatte er sich gar aus der Stadt entfernt und befand sich also in der Unmöglichkeit sich seinem Gegner zu stellen?

Keines von beiden! Der Obrist war nicht bloß genau von Allem unterrichtet, sondern befand sich auch in der Stadt, und zwar im Barroom, das ist in der Kneip-

und Rauchstube des Hotels, in welchem er mit seiner Gesellschaft alle Tage zusammen zu kommen pflegte. Hier hatte er sich schon in aller Frühe eingefunden und bei ihm waren seine gewöhnlichen Cumpane und Genossen, von welchen er natürlich über das Vorgehen Aubry's längst benachrichtigt worden war. Offenbar befanden sich Alle in großer Aufregung, denn sie gestikulirten und sprachen fast die ganze Zeit über wild durcheinander und mehr als zehnmal schon hatten sie am Schenktisch einen gemeinschaftlichen Trunk zu sich genommen, welchen regelmäßig der Colonel bezahlte. Merkwürdigerweise jedoch machte der Letztere gar keine Miene, den Salon zu verlassen, um sich mit seinem Gegner zu messen, sondern er begnügte sich vielmehr damit, mit verschiedenen ruhmrednerischen Worten, sowie mit Flüchen aller Art um sich zu werfen und hie und da einige Worte vom Mittag als der Zeit, wo er seine Rache nehmen werde, zu murmeln. In seinem Blicke lag jedoch etwas Scheues und Aengstliches, wie wenn es ihm nicht wohl bei der Sache wäre, und wenn auch sein Gesicht bis an die Schläfe hinauf geröthet war, so konnte man doch nicht leicht unterscheiden, ob dieß die Wirkung des Brändy oder aber ein Zeichen des Muthes sei. Genug, er ließ den Mittag vorübergehen, ohne daß er irgend etwas Entscheidendes unternommen hätte, und setzte dadurch die Geduld der Männer von Fayetteville auf eine harte Probe.

Inzwischen stieg die Aufregung in der ganzen Stadt mit jeder Minute höher und man schloß nicht blos alle Läden, sondern stellte auch in den sämmtlichen Werkstätten die Arbeit ein; in den Wirthshäusern dagegen herrschte die regste Thätigkeit, denn alle Welt wollte etwas Neues über

den Stand der Dinge erfahren. Woher aber sollte man die Neuigkeiten bekommen, wenn nicht aus den Trinkstuben? Bald spaltete sich die ganze Einwohnerschaft in zwei Partien, deren eine sich für Aubry erklärte, während die andere zur Fahne des Colonel schwur, und die Debatten wurden oft so hitzig, daß man jeden Augenblick befürchten mußte, der Wortstreit werde in Thätlichkeiten übergehen. „Er wird sich stellen," schrien die Partheigänger des Obristen, die sogenannten „Gentlemen-Loafer", zu welchen der sämmtliche Troß und Anhang der vornehmeren Sklavenzüchter zu rechnen war. „Nein, er wird sich nicht stellen, denn er ist nichts als ein feiger Bramarbas," schrien die Anderen, welche meist der ehrsameren Bürgerklasse angehörten. Weil nun aber ein solcher Widerstreit herrschte, so wußten beide Theile am Ende, um die Wahrheit ihrer Behauptung zu beweisen, nichts besseres zu thun, als sich mit Bowiemessern und Revolvern zu bewaffnen, damit sie doch wenigstens nicht wehrlos da stünden, wenn's über dem Wortstreit zum Handgemenge komme.

Ehe es jedoch so weit kam, verbreitete sich gegen drei Uhr Mittags das Gerücht, der Vater des Colonel, ein so ritterlich denkender Südländer, wie nur Einer, sei im Hotel, in welchem sein Sohn verweilte, angekommen, und nun eilte Alles vor dieses Hotel, weil man nun hoffen durfte, daß, wenn sich dieses Gerücht bestätige, endlich einmal zur That geschritten werden würde. In der That konnte man sich auch bald überzeugen, daß die Nachricht keine erfundene sei, denn der alte Pflanzer war wirklich in aller Eile von seiner Plantage hereingefahren, als man ihn durch einen Expressen von der Sache unterrichtet hatte. „Jetzt muß es doch endlich losgehen," riefen nun alle Zuschauer

wirr durch einander, „denn der alte Herr, welcher seiner Zeit gegen die Indianer gefochten, läßt den Schimpf des Postens nicht auf sich sitzen.“ Dessen ungeachtet ging wieder Stunde um Stunde vorbei, ohne daß der Colonel erschienen wäre, um den Zettel mit Gefahr seines Lebens abzureißen.

Was war nun aber, die wirkliche Ursache? Hielt vielleicht der Vater den Sohn, um dessen Leben zu sparen, davon ab, das Wagniß zu bestehen, oder war Letzterer in der That zu feige, um seinem Gegner auf den Leib zu rücken? Wir werden die Wahrheit sogleich erfahren, wenn wir uns in das Innere des Barrooms selbst begeben. Hier stand der alte Pflanzer, dessen Haare schon weiß zu werden begannen, mit zorngerötheten Wangen und mit Augen, die wie Blitze leuchteten. Mitten in der Stube stand er und hielt mit der ausgestreckten Rechten den Sohn fest; dieser Letztere aber sah unverrückt zu Boden und alle Röthe war aus seinem Gesichte verschwunden. „Du glaubtest vielleicht,“ rief der Alte mit tief rollender Stimme, „du glaubtest vielleicht, ich werde nichts Besseres zu thun wissen, als deine Sache zu der meinigen zu machen und den Handel mit dem Aubry auf friedliche Weise beizulegen? Bei Gott, einen andern Grund konntest du nicht haben, als du nach mir auf die Pflanzung hinaus schicktest; aber ich sage dir zum letzten Male, durch friedliche Worte wird ein solcher Handel nicht abgemacht. Die Schmach, die dir dein Vetter angethan hat, kann nur durch Blut abgewaschen werden! Und nun frage ich dich vor allen diesen Zeugen, willst du handeln wie ein Mann, oder ziehst du es vor, gebrandmarkt zu sein für dein Leben?“

Der Sohn schwieg und seine Augen suchten immer noch unverrückt den Boden. Ja seine Kniee zitterten, als

wollten sie ihm den Dienst versagen. Nun aber überkam den alten Vater eine fast unnennbare Wuth und mit geballter Faust stieß er dem Jungen in's Gesicht, daß dieser wie ein Betrunkener zurücktaumelte und fast zu Boden gestürzt wäre.

„Elender Lotterbube," schrie er ganz außer sich, „ich erkenne dich nicht mehr als meinen Sohn an, denn du bist ein Feiger und Ehrloser. Fort mit dir aus meinen Augen und wage es nie mehr, die Schwelle meines Hauses zu übertreten! Ja verflucht sei ich und ehrlos mein Name, wenn ich dich nicht mit der Hundepeitsche von der Plantage jage, falls du dich noch einmal daselbst blicken läßt. So thue ich, so wahr mir Gott helfe!"

Vernichtet sank der Sohn zusammen, der Vater aber wandte ihm verächtlich den Rücken und schritt mit hoch aufgerichtetem Kopfe der Thüre zu. „Kommt mit mir, meine Freunde," rief er den sämmtlichen im Zimmer Anwesenden mit dröhnender Stimme zu: „Kommt mit mir, denn wer noch eine Minute in der Gesellschaft dieses Nichtswürdigen verweilt, der macht sich zum Theilhaber seiner Niederträchtigkeit."

Mit diesen Worten verließ er das Zimmer und hinter ihm drein gingen alle die bisherigen Genossen des Colonel, so daß auch nicht Einer zurückblieb. Sahen sie doch ein, daß derselbe zu feig sei, um sich zu ermannen, und daß er also von nun an von ihnen als ein Ausgestoßener behandelt werden müsse! Merkwürdiger Weise machte jedoch der alte Pflanzer, als er zum Hotel heraustrat, keine Miene, seine dort harrende Kalesche zu besteigen, sondern herrschte dem Kutscher nur kurz zu, zu warten, bis er zurückkomme und schlug dann den Weg nach

der City-Hall zu ein. Dort aber stand der Major Aubry noch immer unbeweglich auf seinem Posten, denn der Code of honor schreibt vor, daß Einer, der einen Andern gepostet hat, seinen Platz neben dem angeschlagenen Sündenregister nicht etwa bloß ein paar Stunden lang, sondern vielmehr von Morgens in aller Frühe bis Abends nach Sonnenuntergang behaupten muß, und zwar geschieht dieß, um dem Gegner Zeit zu lassen, seine letzten häuslichen Anordnungen zu treffen, ehe er sich auf den Kampfplatz begibt. Demgemäß durfte sich auch Aubry nicht eher von seinem Standpunkte entfernen, als bis die Nacht angebrochen war, und die Ehre des Colonel wäre gerettet gewesen, wenn er nur eine Minute vorher das Gefecht begonnen hätte.

Mit festem Schritte ging der alte Pflanzer dem Porticus der City-Hall zu und hinter ihm drein marschirten wohl mehr als zwei- oder dreihundert Männer, welche alle im höchsten Grade begierig waren, zu sehen, was derselbe beginnen werde; die große Masse der Umstehenden aber, besonders derjenigen, welche sich auf dem freien Platze vor dem Rathhause aufgestellt hatten, bildeten eiligst Spalier, um den alten General durchzulassen. Dann jedoch drängten sie eben so gut hinten drein, als die früheren Begleiter desselben.

Aubry erstaunte im höchsten Grade, als er den merkwürdigen Zug herankommen sah. „Will vielleicht," dachte er, „der alte Herr im Namen seines feigen Sohnes Rache an mir nehmen?" Jedenfalls beschloß er, sich vorzusehen, obwohl er auf der andern Seite aus Hochachtung für die Stellung und die grauen Haare des Generals nur im äußersten Falle zum Gebrauch der Waffen schreiten wollte.

So stellte er sich denn hart vor die Säule, an welcher der Zettel klebte, hin, und umfaßte seinen gespannten Revolver mit fester Hand, ohne ihn jedoch vollständig aus der Brusttasche zu ziehen. Näher und immer näher kam der alte Herr, aber siehe da, jetzt zeigte es sich, daß derselbe weder Pistole, noch Bowiemesser, noch überhaupt eine sichtbare Waffe bei sich trug. Somit ließ ihn Aubry bis in die nächste Nähe herankommen, ohne irgend zu einer Feindseligkeit zu schreiten. Endlich jedoch, als die Entfernung kaum noch vier oder fünf Schritte betrug, rief ihm Aubry ein kräftiges Halt zu und frug ihn zugleich, in welcher Absicht er sich ihm gegenüber stelle! „Ich habe alle Achtung und den tiefsten Respekt vor Ihnen, General Armstrong," setzte er dann mit einer tiefen Verbeugung hinzu; „aber wenn Sie als Stellvertreter Ihres Sohnes kommen, so muß ich Sie nothgedrungen gerade ebenso behandeln, wie ich diesen behandelt haben würde."

„Ich komme," erwiderte der alte Herr stehen bleibend und sich zugleich hoch aufrichtend, „ich komme, um Ihnen zu sagen, Aubry, daß ich Alles weiß. Verstehen Sie mich recht wohl: Alles, also auch den meuchlerischen Angriff von gestern Abend. Da ich nun aber Alles weiß, so kann es mir nicht in den Sinn kommen, die Stelle dessen, der sich ebenso niederträchtig als feig benommen, zu vertreten. Er ist mein Sohn nicht mehr, sondern ich habe ihn verstoßen für ewig; Sie aber, Aubry, handelten als Mann und dieß Ihnen zu sagen kam ich hierher. Sind Sie nun zufrieden, Vetter?"

Dieß alles sprach er in ernstem, festem Tone, ohne daß eine Muskel in seinem Gesichte gezuckt hätte; Aubry aber wurde durch diese ihm ganz unerwartet kommende

Ehrenerklärung so ergriffen, daß er dem General statt aller Antwort beide Hände entgegenstreckte. Nun jedoch war es auch mit dem Gleichmuth des Letzteren zu Ende.

„Mein Gott," sagte er tief aufseufzend, indem sich eine helle Thräne unter seinen grauen Augenlidern hervorstahl, „mein Gott, warum hatte Er, dessen Namen ich nicht mehr nennen will, nicht auch nur einen Theil des Muthes und der Ehrenhaftigkeit, die du besitzest, Vetter? Wie konnte der Mensch so sehr aus der Art schlagen, daß er allen Gentlemen des Landes nunmehr ein Abscheu sein muß? Und auch mein Name, mein alter seit Jahrhunderten geachteter Name ist für immer und ewig beschimpft, da er an einem Posten angeschlagen war, ohne daß Jemand den Muth gehabt hätte, ihn abzureißen!"

„Das ist er nicht, mein General," rief nun Aubry, dem der Schmerz des alten Herrn tief in's Herz schnitt, „das ist er nicht, denn ich, der ich den Namen angeschlagen, ich selbst werde ihn auch wieder abreißen."

Mit diesen Worten drehte er sich rasch um und riß das ganze Sündenregister mit einem einzigen Griffe herab, indem er zugleich dem alten Herrn nochmals die Hand hinstreckte.

„Ich danke dir, Vetter," sprach jetzt der General tief gerührt; „ich danke dir aus vollem Herzen, denn es darf nun doch Niemand sagen, daß der Name meines Hauses bis in die Nacht hinein gepostet blieb!"

Diese Worte richtete er an die ganze Versammlung, wie um zu hören, ob irgend Jemand eine Einwendung zu machen hätte; dann aber wandte er sich rasch ab und ging ohne ein Wort weiter zu sprechen nach dem Hotel zurück, wo seine Kalesche noch immer wartete. Eine Minute

darauf hatten ihn seine raschen Pferde der neugierigen Menge entführt, aber von dieser Zeit an ließ er sich auch nicht ein einziges Mal mehr in Fayette-Ville sehen. Ja die Scham über das schmachvolle Schauspiel, das wir so eben geschildert haben, so wie der Gram über den entarteten Feigling, den er einst seinen Sohn genannt hatte, lasteten so schwer auf ihm, daß er die wenigen Jahre, welche ihm noch vergönnt waren, in vollkommenster Abgeschlossenheit zubrachte. Auch hörte man ihn den Namen des Colonel nie mehr aussprechen, ein ganz einziges Mal ausgenommen, als er dem Notar sein Testament, in welchem der feige Erstgeborene von aller und jeder Erbschaft ausgeschlossen wurde, diktirte. Um so öfter dagegen sprach man in Fayette-Ville, sowie in der ganzen Umgegend von demselben, denn er hatte sich gleich den andern Tag nach der oben beschriebenen Scene vollkommen unsichtbar gemacht und blieb auch für ewige Zeiten verschwunden. Ja nicht einmal eine Spur ließ sich später von ihm entdecken, selbst nicht, als man ihn nach dem Tode seines Vaters öffentlich in den Zeitungen wegen der Anerkennung des Testamentes aufforderte, vor Gericht zu erscheinen. Ohne Zweifel war er also im Gefühl der tiefen Verachtung, die auf ihm lastete, in eine ganz entfernte Gegend, wo man seine Person nicht kannte, entflohen und vegetirte dort unter irgend einem angenommenen Namen.

So außerordentlich nun aber auch der Eckel war, mit welchem die südlichen Gentlemen schon bei der Nennung der zwei Worte „Colonel Armstrong“ ausspuckten, so hoch stieg dagegen der Major Aubry wegen seiner bewiesenen Mannhaftigkeit in ihren Augen, und man übertrug ihm daher augenblicklich die Obristenstelle, die durch

die Flucht Armstrongs erledigt worden war. Ja sogar mit noch weit höheren Würden bedachte man ihn später, und namentlich fiel es Niemanden mehr ein, wegen des Geschäfts, das ihm gehörte (obwohl bekanntlich die südlichen Gentlemen vor allem kaufmännischen Getriebe eine Art von Horror haben), auch nur insgeheim die Achseln zu zucken.

Das war das Ende des berühmten „Postingvorfalls", der sich vor einigen Jahren in Fayette-Ville zutrug, und wir sind nur deßhalb so weitläufig in seiner Beschreibung gewesen, damit der Leser einen Begriff davon bekomme, wie es bei solchen Gelegenheiten zugeht. Wiederholen aber müssen wir, daß unter zwanzig Geposteten kaum ein Einziger sich so feige benimmt, wie der Colonel Armstrong. Im Gegentheil sind die südlichen Edelherren, wenn sie ihre Ehre angegriffen sehen, gewöhnlich nur zu schnell mit der tödlichen Waffe bei der Hand und es kommt deßhalb beinahe kein Posting-Duell vor, in welchem nicht wenigstens Einer der beiden Kämpfer auf dem Platze bliebe. „Besser ruhmvoll sterben, als entehrt leben," sagt der South Carolina Code of honor!

8.

Der Deutsche in Amerika.

Nach der Entdeckung Amerika's beeilte sich jede seefahrende Nation Europa's, sich ein mehr oder minder großes Stück des neuen Welttheiles zu sichern, und wenn sich auch Spanien von Seiner Heiligkeit, dem Pabste, das ganze Gebiet für immer und ewig als alleiniges Eigenthum zuschreiben ließ, so setzten sich doch schon wenige Decennien später die Engländer, die Franzosen, die Portugiesen, die Holländer und die Dänen bald an diesem bald an jenem Gestade fest. Nur allein Deutschland betheiligte sich an diesen Eroberungen nicht, denn es war schon damals allzu sehr zersplittert und hatte überdieß viel zu viel mit sich selbst zu thun, als daß es hätte Colonien gründen können. Dennoch wäre beinahe eine ziemliche Portion der neuen Welt deutsches Eigenthum geworden, aber freilich nicht durch die Macht des deutschen Kaisers oder eines der vielen Fürsten, welche sich in die Provinzen des Reiches getheilt hatten, sondern vielmehr durch den Reichthum und den Unternehmungsgeist eines einfachen Bürgers und Privatmanns. Bartholomäus Welser nemlich, der Chef eines großen Augsburger Kaufmanns- und Ban-

kierhauses, eines Hauses jedoch, das damals mehr werth war, als jetzt das Haus Rothschild, hatte an den Kaiser Karl V. für geleistete Vorschüsse eine große Summe Geldes gut und ließ sich von ihm, weil derselbe, trotzdem er zugleich König von Spanien und Herr von der neuen Welt war, seinen Verpflichtungen nicht nachkommen konnte, das Königreich Venezuela in Mittelamerika an Zahlungsstatt abtreten. Diese Abtretung kostete die ungeheure Summe von zwölf Tonnen Goldes, allein der Welser war damals ein Mann, welcher eine solche „Kleinigkeit" wohl entbehren konnte. Somit kaufte er Schiffe und brachte eine ziemliche Anzahl von Deutschen in sein wunderbar herrlich gelegenes neues Königreich hinüber, um daselbst Niederlassungen zu gründen und einen großen Handelsverkehr zwischen Amerika und Deutschland im Gang zu bringen. Die Sache hatte Anfangs einen guten Fortgang und Venezuela, trotzdem es seiner südlichen Lage wegen für die Deutschen weniger paßte, als das nördlichere Amerika, wäre sicherlich eine rein germanische Colonie geworden, wenn nicht durch die Religionswirren, welche damals das deutsche Reich zerrütteten, das Haus Welser so außerordentliche Verluste erlitten hätte, daß es ihm in die Länge unmöglich war, seine überseeische Besitzung aufrecht zu erhalten. Nachdem also dreißig Jahre seit dem Ankauf jener herrlichen Provinz verflossen waren, sah sich Welser gezwungen, sein „Klein-Venedig" — denn dieß bedeutet das spanische Wort Venezuela — an den ursprünglichen Besitzer, oder vielmehr an dessen Nachfolger auf dem spanischen Königsthron, Philipp II., gegen eine verhältnißmäßig geringe Entschädigung zurückzugeben, und auf diese Art kam es, daß Deutschland auch der einzigen Niederlassung mit

Souveränitätsrechten, welche es je in Amerika besaß, verlustig ging.

Und doch hätten wir Deutsche am ehesten Ursache gehabt, auf amerikanischen Grund und Boden Anspruch zu machen, denn der erste Entdecker der neuen Welt war (wie sich jetzt durch die neuesten Untersuchungen genau herausgestellt hat) nicht Christoph Columbus, sondern vielmehr Martin Behaim, ein Nürnberger aus ritterlichem Geschlecht. Er nemlich, ein so berühmter Seefahrer, daß ihm der König Johann II. von Portugal eine Anzahl von Schiffen anvertraute, um damit auf Erforschungen auszuziehen, entdeckte nicht blos die Azorischen Inseln, auf denen er sofort Niederlassungen gründete, sondern kam auch, im Jahre 1483, in welchem er von Fayal nach Lissabon zurückfuhr, durch widrige Winde weit westwärts getrieben, an ein großes Flachland, dessen Küsten er befuhr, um sie zugleich für die Krone von Portugal in Besitz zu nehmen. Dieses große Küstenland bezeichnete er auf den Karten, die er über unsre Erdkugel herausgab, ganz genau und es ist jetzt erwiesen, daß dasselbe kein anderes Land war, als der Theil von Brasilien, welchen man die „Prajas von Pernambuco" nennt. Ja nicht blos dieß ist festgestellt, sondern auch das, daß Behaim von dieser seiner Entdeckung dem Bartolo Perestrella, dem Schwiegervater des Columbus, sowie auch später dem letztern selbst (Columbus besuchte den Behaim auf der Insel Madeira und dieser machte ihn dort auch mit seinem berühmten Steuermann, Alfonso Sanchez de Huelva, seinem steten Begleiter auf allen seinen Reisen, bekannt) Mittheilung machte, und somit kann kein Zweifel darüber sein, daß der Ruhm, die neue Welt zuerst aufgefunden zu

haben, von Rechts wegen nicht dem berühmten Genuesen, sondern vielmehr unserm Nürnberger Landsmann gebührt. Allein — was nützt uns all' dieser Ruhm, da wir es nicht verstanden, ihn praktisch auszubeuten?

Mehr als hundert Jahre lang, nachdem Venezuela für Deutschland verloren gegangen war, fiel es keinem unserer Landsleute ein, nach Amerika hinüberzuschiffen, um sich dort anzusiedeln, und wenn je vielleicht Einer ausnahmsweise die neue Welt besuchte, so that er dieß nur als weltfahrender Abenteurer, aber nicht als deutscher Colonist. Die vielen Kriege, welche Deutschland damals ausfocht, besonders der dreißigjährige, ließen den Gedanken an Auswanderung gar nicht aufkommen, und überdieß gab es ja auf der heimischen Erde, welche sich in Folge jener Kriege auf die Hälfte der frühern Einwohnerzahl reducirt sah, des unangebauten Landes, das man um einen Spottpreis bekommen konnte, die Hülle und Fülle. Endlich aber im letzten Viertel des siebenzehnten Jahrhunderts änderte sich die Sachlage und es wurden religiöser Gründe halber Viele unserer Landsleute veranlaßt, ein neues Vaterland über'm Wasser drüben zu suchen. Der berühmte William Penn, der Stifter oder wenigstens der Hauptverbreiter der Lehre der Quäker, fand nemlich auch in Deutschland, das er zu diesem Behufe mehrmals besuchte und dessen Sprache er sogar erlernte, um deutsch predigen zu können, eine Menge von Anhängern, und als er nun von der englischen Regierung einen großen Landstrich am Delaware (England schuldete seinem Vater die damals große Summe von sechszehntausend Pfund Sterling und war froh, diese Schuld mit einem Stück Amerika's, halb so groß als Frankreich, bezahlen zu können) erwarb, um daselbst einen

neuen Staat „nach den Grundsätzen christlicher Duldung und Bruderliebe“ zu gründen, so waren natürlich auch viele der deutschen Quäker bereit, ihm in das Eldorado der Glaubensfreiheit zu folgen. Die Reise nach Amerika aber machten sie nicht planlos und in ungeregelter Weise, sondern sie sammelten sich vielmehr unter eigenen Anführern, wie z. B. unter Heinrich Frey und Christoph Plattenhardt, und ließen sich vorher von Penn ein bestimmtes Stück Land unter äußerst günstigen Bedingungen, damit sie daselbst „in eigenen Niederlassungen vereinigt“ leben könnten, abtreten. Auf diese Art kamen anno 1682 die ersten Deutschen nach Amerika und sie alle siedelten sich in dem nach Penn genannten Staate Pennsylvanien an, d. h. sie gründeten daselbst einige rein deutsche Gemeinden.

Das Unternehmen gedieh über Erwarten und da nun natürlich die Kunde hievon sich schnell in Deutschland verbreitete, so fühlten sich nicht Wenige, welche in religiöser Beziehung gerade so dachten, wie die zuerst Ausgewanderten, in ihrem Innersten gedrungen, ebenfalls den Wanderstab zu ergreifen, und ihnen folgten dann wieder Andere, welche zwar keine Quäker waren, aber sich ihrer Religion wegen verfolgt sahen. So ging es also an ein fortgesetztes Auswandern aller Sektirer, Separatisten und Mystiker, deren es in Deutschland bekanntlich immer in Masse gab, und besonders Süddeutschland stellte ein starkes Contingent. Zu letzterem gehörte z. B. auch der Württemberger Alexander Mack, welcher keinen, der nicht den Sonntag am Samstag, dem Sabbathtage der alten Juden, feierte, für einen Christen gelten ließ und zugleich jeden verdammte der nicht die Taufe als Erwachsener zum

zweitenmale empfangen wollte. Natürlich stellte er sich durch diese seine Lehre in einen ziemlichen Gegensatz gegen den Lutheranismus und wurde deßhalb von der lutherischen Geistlichkeit heftig angefeindet; allein eben diese Anfeindung erwarb ihm das Märtyrerthum und somit mehrten sich seine Anhänger, trotzdem man sie spottweise nur die „Tunker“ (weil sie als Wiedertäufer ihre Proselyten noch einmal in's Wasser tunkten) oder auch die „Heiligen des siebten Tages“ (weil sie den Samstag zum Sonntag machten) nannte, mit jedem Tag um ein Beträchtliches. Natürlich wurde nun der Scandal immer ärger und es blieb der neuen Sekte am Ende, wenn sie nicht mit dem Gefängnisse nähere Bekanntschaft machen wollte, nichts übrig, als ebenfalls nach Amerika auszuwandern. Auch sie zogen nach Pennsylvanien, um daselbst eigene „Tunkergemeinden“ zu gründen, und ebenso thaten kurze Zeit darauf die Schwenckfeldianer, als sie sich aus Schlesien vertrieben sahen. Ganz dieselbe Bewandtniß hatte es mit den Herrenhutern und Mährischen Brüdern, welche sich zwar zuerst in Georgien niederließen, allein schon nach kurzer Zeit, weil sie sich mit dem System, Sclaven zu halten, nicht vereinigen konnten, ebenfalls nach Pennsylvanien gingen und dort eine Menge von Niederlassungen (als da sind Bethlehem, Nazareth, Ebenezer u. s. w. u. s w.) gründeten. Kurz es gingen am Ende des siebenzehnten und im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts eine Menge von Deutschen aus religiösen Gründen nach Amerika und siedelten sich dort fast durchgängig in dem freisinnigen „Lande Penn's“ an.

Bald jedoch sahen sich sehr Viele aus ganz andern Gründen zur Auswanderung veranlaßt. Die Franzosen-

kriege nemlich, am Ende des siebzehnten Jahrhunderts, welche bekanntlich von den Feldherrn Ludwigs XIV. auf die gräuelhafteste Weise geführt wurden, hatten die Folge, daß ein großer Theil der Pfalz, sowie Badens und Würtembergs in das tiefste Elend, ja bis zum Bettelstab herabsank. Dazu kam dann noch der furchtbar strenge Winter von siebenzehnhundert und neun, wo die Vögel in der Luft und die wilden Thiere im Walde erfroren, während die Menschen von Kälte und Hunger zugleich zur Verzweiflung getrieben wurden. Was Wunder also, wenn Tausende und Abertausende das Jahr darauf dem Rufe der Königin Anna von England, die ihnen freie Ueberfahrt nach Amerika von London aus, sowie eine entsprechende Landschenkung versprach, Folge leisteten, so daß am Ende nicht weniger als zwei und dreißig tausend Deutsche auf der schwarzen Heide bei London, wo man sie in elenden Baracken unterbrachte, versammelt waren! Freilich die Königin Anna hatte zu viel versprochen, und man konnte, da die englische Regierung nicht Schiffe genug besaß, nur zehn oder zwölftausend von ihnen nach Amerika befördern, die übrigen aber mußten entweder in ihr Vaterland zurückkehren oder wurden sie in Irland und auf den Scilly-Inseln untergebracht, während zugleich nicht Wenige schon in den Lagerhütten bei London durch Hunger und Krankheiten aller Art zu Grunde gingen. Allein obwohl nur zwölftausend nach Amerika selbst hinüber kamen, was hätte sich nicht mit ihnen anfangen lassen, wenn sich eine deutsche Regierung ihrer angenommen und sie alle auf einem zusammengehörenden Stück Lande untergebracht hätte? Man bedenke nur, daß im Jahre siebenzehnhundert und zehn der Staat Pennsylvanien, obwohl er zu den bevölkertsten

Nordamerika's gehörte, noch keine vierzigtausend Einwohner zählte und daß man also mit einer Masse von Zwölftausenden gar leicht hätte den Grundstock zu einem reindeutschen Staate legen können! So aber vertheilten sich die Neueingewanderten auf Befehl der englischen Regierung, welche zwar „Kolonisten“ aber keine „fremdländische Kolonie“ begehrte, in ganz Nordamerika herum, und das deutsche Element konnte also durch sie nicht zur Geltung gebracht werden.

Ebenso zerstreut und ohne Zusammenhalt waren auch die meisten der späteren Einwanderungszüge, indem sich die Einen da, die Anderen dort niederließen. So lud z. B. der französische Finanzminister Law, von Geburt ein Schotte und von Charakter ein Schuft, die Deutschen zu einem Zug nach dem jetzigen Louisiana (damals Eigenthum Frankreichs) ein und versprach Jedem außer freier Ueberfahrt ein herrliches Besitzthum „in diesem schönsten Lande der Welt“, wie er das Gelbfiebergebiet des Missisippi nannte. In der That schifften sich wirklich ihrer drei oder vier Tausend — lauter Elsäßer und Schwaben — nach New-Orleans ein, aber als sie nun, sechs Stunden oberhalb dieser Stadt, einen Bezirk angewiesen bekamen, welchen sie bebauen sollten, da riß „Yellow Jack“, so heißt man in Louisiana das gelbe Fieber, solch' schreckliche Lücken in ihre Reihen, daß sie sich genöthigt sahen, wenn sie nicht alle zu Grunde gehen wollten, einen gesünderen Landstrich aufzusuchen. Somit machte sich Einer nach dem Andern heimlich davon (wenn er nemlich noch so viel Kraft besaß, um zu fliehen), und jetzt erinnert nur noch der Name „Bayou Allemand“ daran, daß hier einstens eine deutsche Niederlassung versucht wurde. Einen größeren Erfolg hatte

die Auswanderung der sogenannten „Salzburger", d. h. der ihres Glaubens wegen aus dem Salzburg'schen vertriebenen Protestanten, von denen einige Hunderte unter ihren wackern Predigern Boltz und Gronau nach Georgien übersiedelten, denn sie erbauten die Stadt Ebenezer am Savannahflusse und fügten, als sie sich einige Jahre später durch eine Schaar schwäbischer Auswanderer verstärkt sahen, dieser ersten Niederlassung noch die weitere von Frederika an der Meerenge von St. Simon hinzu. Allein trotzdem sie als deutsche Gemeinden zusammenhielten, verschwanden sie doch gegenüber den vielen Niederlassungen, welche schon früher von den Englisch-Redenden gegründet worden waren, so zu sagen in ein Nichts und von einer eigentlichen deutschen Kolonie war also auch hier nicht die Rede.

Die folgenden Einwanderungen waren übrigens noch weit mehr ohne Zusammenhalt, als die bisherigen. Es gingen nemlich von der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts an gar viele Deutsche in das gelobte Land hinüber, nur allein um ihr Glück zu machen, und diese zerstreuten sich natürlich über alle Staaten und Provinzen des Landes. Besonders die Hungerjahre von siebenzehnhundertsiebzig und einundsiebzig brachten gar Manchen auf den Gedanken der Auswanderung; allein es waren meistens blutarme Leute und sie konnten oft über so wenig baare Mittel verfügen, daß sie sich um den Preis der Ueberfahrt zu einer Dienstbarkeit von einer bestimmten Reihe von Jahren verpflichteten, d. h. daß sie den Schiffskapitainen, weil sie kein Passagegeld bezahlen konnten, contraktlich das Recht gaben, sie bei der Landung in Amerika den Sclaven gleich an irgend einen Grundbesitzer auf so und so viel Jahre zu verkaufen. Solche Leute hießen „Servants" oder Diener,

und standen natürlich bei den Amerikanern in äußerst geringer Achtung. Deßwegen hatte auch das deutsche Element an ihnen keinen Gewinn, sondern im Gegentheil, der deutsche Name wurde durch sie in ganz Amerika verschimpfirt. In einen fast noch schlimmeren Ruf kam das Deutschthum durch eine andere Sorte von Auswanderern, nemlich durch die auf Kosten der Gemeinden Herüberbeförderten. Es waren dieß meist alte Kriegsgurgeln, oder sonst verkommene und verwahrloste Subjecte, deren man um jeden Preis zu Hause los sein wollte. Ja es befanden sich sogar nicht selten Verbrecher unter ihnen, oder doch wenigstens Vagabunden und Landstreicher, für die man nur deßwegen das Ueberfahrtsgeld bezahlte, weil man ihnen sonst für ihre Lebenszeit Unterhalt im Zuchthause hätte geben müssen! Wie hätte nun aber die deutsche Colonisation durch solche Subjecte nur irgend gewinnen können?

Man sieht hieraus, daß die seit dem Schluß des siebenzehnten bis zum Schlusse des achtzehnten Jahrhunderts nach Amerika auswandernden Deutschen zwar in Anbetracht ihrer Anzahl gar leicht im Stande gewesen wären, verschiedene eigene reindeutsche Staaten zu bilden, daß sie aber, statt zusammenzuhalten, sich über das gesammte Nordamerika zerstreuten und sich bald da bald dort niederließen; ja daß sie sogar wenigstens theilweise viel Armuth, Elend und Verachtung mit herüber brachten und also gar nicht befähigt waren, das deutsche Element zur Geltung zu bringen. Somit ist es kein Wunder, wenn dieses Letztere gegenüber dem englischen nicht aufkommen konnte, obwohl das Factum, daß die Bevölkerung Nordamerika's vor der Trennung von England zum vollen dritten Theil aus Deutschen bestand, nicht in Abrede ge-

zogen werden kann. Nun kam aber noch ein weiterer Umstand hinzu, der das Deutschthum völlig in den Hintergrund drängte und jeden Gedanken an eine größere selbstständige deutsche Colonie in Nordamerika für immer und ewig zu einem frommen Wunsch qualificirte. Im Jahre 1789 nemlich ging in Frankreich bekanntlich eine Sonne ganz eigener Art auf, welche ihren Schein fast über ganz Europa hin erglänzen ließ und besonders in Deutschland wie ein Blitz zündete. Aus diesem Sonnenstrahl entstand die große Revolution, welche das ganze frühere staatliche und politische Leben umänderte, und es hatten nun sowohl die Franzosen als die Deutschen so übermäßig viel in ihrem eigenen Vaterlande zu thun, daß über die ganze Zeit von 1789 bis 1815 wenigstens in Deutschland kein Mensch an's Auswandern dachte. Ueberdieß verboten die Regierungen das Fortziehen in fremde Länder; denn die Kriege, welche damals Europa erschütterten, nahmen alle jungen Kräfte in Anspruch und man konnte also keine derselben an Amerika abtreten. Somit hörte die Auswanderung so zu sagen ganz auf, und da dieselbe schon während des Unabhängigkeitskriegs, d. h. während der Zeit, als die amerikanisch-englischen Kolonien ihren siebenjährigen Kampf mit dem Mutterlande ausfochten, um sich endlich im Jahre 1782 gänzlich von England loszureißen, eine nur äußerst schwache gewesen war (denn wer hätte sich auch dazu entschließen mögen, in ein Land überzusiedeln, in welchem die Kriegsfurie wüthete und jede friedliche Niederlassung unmöglich machte?), so kann man sich wohl denken, daß das deutsche Element während dieser ganzen langen Zeit keinen besonderen Aufschwung entfaltete, sondern vielmehr in einer Art von Stagnation begriffen war. Die frischen, anregenden

Kräfte aus Europa blieben aus und die alten Säfte hatten nicht Nahrungsstoff genug, um ein wirklich deutsches Leben in Amerika zu begründen! Umgekehrt aber erhielt das englische Element, welches, weil es sich schon vor dem Unabhängigkeitskriege zu dem Deutschthum wie 2/3 zu 1/3 verhielt, ohnehin die Uebermacht hatte, während dieser Zeit einen fast außerordentlichen Zuwachs und man hat berechnet, daß nur allein während der Kriegsjahre von 1790 bis 1814 nicht weniger als 1 1/2 Mill. Engländer, Irländer und Schottländer auf nordamerikanischem Grund und Boden landeten. Ein solcher Zuwachs für die Englisch-Redenden war allzu bedeutend, als daß nicht dadurch die Deutsch-Redenden vollkommen überflügelt worden wären, und ebendeßwegen wurde nun auch die englische Sprache ohne weiteres „zur Landessprache" erhoben, d. h. man verhandelte an allen Gerichtshöfen nur englisch und in den Legislaturen der einzelnen Staaten, so wie im Kongreß selbst, wurde ebenfalls keine andere Sprache geduldet.

Hierin lag der Todesstoß für das deutsche Element, und von nun an konnte nur noch ein Leichtgläubiger hoffen, daß dasselbe jemals in den Vereinigten Staaten zur selbstständigen Geltung kommen könnte. Alle Stellen und Aemter durften ja nur mit solchen besetzt werden, welche sich als der englischen Sprache mächtig erwiesen, und es war nicht gestattet, vor Gericht anders zu sprechen als englisch, wie auch alle Gesetze in dieser Sprache promulgirt wurden, wie wäre es also möglich gewesen, größere reindeutsche Kolonien oder gar reindeutsche Staaten zu bilden? Den besten Beweis für diese Unmöglichkeit liefert der Staat Pennsylvanien. Dort bestand nemlich im Jahre 1786, also fast unmittelbar nach Beendigung des Unabhängigkeits-

krieges, die ganze Bevölkerung nur aus etwas über 350,000 Köpfen, von welchen fast 250,000 zu den Deutschen zählten, denn die Haupteinwanderung aus Deutschland war ja, wie wir schon oben des Weiteren auseinandergesetzt haben, hieher gezogen. Man sprach also im ganzen Pennsylvanischen bei weitem mehr deutsch, als englisch, und ebendeßwegen glaubten sich auch die Deutschen berechtigt, zu verlangen, daß ihre Sprache bei Gericht, bei den Landtagen, in Schule und Kirche u. s. w. u. s. w. die herrschende sein solle. Dem äußeren Anscheine nach war keine Forderung naturgemäßer als diese, und es wurde deßwegen in der Legislatur d. h. in der Sitzung der Volksvertreter Pennsylvanniens ein dahin gehender Antrag gestellt. Wie es nun aber zur Abstimmung kam, zeigte es sich, daß obwohl die meisten der Abgeordneten Deutsche oder wenigstens Abkömmlinge von Deutschen waren, ebensoviel Stimmen für ihn, als gegen ihn standen und der Nachentscheid gehörte daher dem Sprecher oder Präsidenten des Hauses. Zufälliger Weise war dieser ebenfalls ein Deutscher, mit Namen Mühlenberg, und man hätte nun also hoffen können, daß er sein Votum für die deutsche Sprache in die Wagschale werfen würde. Allein das gerade Umgekehrte trat ein, und er entschied sich dafür, daß auch im Pennsylvanischen das englische Idiom vor Gericht, in der Schule, auf der Canzel u. s. w. das herrschende sein solle. Warum nun aber? Einfach deßwegen, weil in den zwölf übrigen Staaten (im Anfang bestand die Union bekanntlich nur aus 13 Staaten) derselbe Grundsatz zum Gesetze erhoben worden war! Oder wie? Sollte denn Pennsylvanien dadurch, daß es das Deutsche zur Landessprache erhob, mit dem ganzen übrigen Nordamerika in Zwiespalt

treten? Eines solchen „Unpatriotismus" konnte man sich doch unmöglich schuldig machen, da ja derselbe am Ende, weil auf dem Congresse zu Washington nur das englische eine Geltung hatte, zu einem Ausscheiden aus der Union geführt haben würde! Sieht man nun, warum das deutsche Element in den Vereinigten Staaten unmöglich zur selbstständigen Geltung kommen kann?

Mit dem Jahre 1815 begann die deutsche Einwanderung von neuem; allein der Zuwachs, welchen hiedurch die amerikanisch-Deutschen bis etwa zum Jahre 1830 erhielten, konnte kein sehr erfreulicher genannt werden. Der Hauptgrund der Auswanderung lag nemlich in der „Verarmung" unseres Vaterlandes und es kamen deßhalb zum bei weitem größten Theile nur solche Deutsche nach Amerika hinüber, welche sich zu Hause nicht mehr fortbringen konnten. Man bedenke nur die zwei großen Hungerjahre von 1816 und 1817! Damals gab es Tausende und Abertausende, die von Nahrungsstoffen leben mußten, welche man sonst für Thiere zu schlecht hält, und man kann sich also wohl denken, daß dieselben mit außerordentlichem Eifer den einzigen Rettungsweg, der sich ihnen darbot, nemlich die Auswanderung nach Amerika, ergriffen. Dort gab es ja Brod und Fleisch in Hülle und Fülle! Dort war ja das Land so wohlfeil, daß man sich mit wenigen Gulden eine Heimath sichern konnte! Somit verkaufte man, was man verkaufen konnte, und ging noch nebenbei die Gemeinden um einen Zuschuß an; diese aber sagten von Herzen Amen, dieweil sie mit diesem „einmaligen" Zuschuß ihre Armen für immer los zu werden hoffen durften. Aus diesem Grunde stieg die Zahl der Auswanderer im Jahre 1817 nur allein aus Schwaben

bis auf die enorme Höhe von 16,000 Köpfen und das Jahr darauf gingen abermals 12,000 nach dem gelobten Lande ab. Auch die übrigen Staaten Deutschlands lieferten kein geringes Contingent; allein es waren ebenfalls fast lauter arme, brod- und beschäftigungslose, meist tief herabgekommene Menschen, an welchen Nordamerika keine große Freude haben konnte, besonders auch weil mit der Armuth meistentheils Unwissenheit und mit der Unwissenheit schlimme Gewohnheiten verbunden zu sein pflegen. Natürlich übrigens fällt es uns nicht ein, behaupten zu wollen, daß unter Denen, welche von anno 1815 bis 1830 den Wanderstab ergriffen, nicht auch werthvollere Individuen gewesen seien, denn es verließen ja nicht Wenige, zum Theil ganze Gesellschaften, ihren heimathlichen Boden aus religiösen Gründen, wie z. B. die württembergischen Separatisten und Andere. Ueberdieß ging mancher ehrenwerthe Mann nur allein vom Unternehmungsgeiste getrieben nach Amerika; allein deßwegen bleibt es doch eine ausgemachte Wahrheit, daß im großen Allgemeinen die deutsche Einwanderung bis zum Jahre 1830 für die Emporbringung des Deutschthums in Amerika weit mehr hinderlich als förderlich gewesen ist, denn die meisten Neuangekommenen standen auf der Stufe derjenigen, welchen es um nichts zu thun ist, als darum, „die zum Leben nöthige Nahrung, Wohnung und Kleidung zu erwerben."

Eine ganz neue Aera begann für die Einwanderung mit den 1830er Jahren. Damals nemlich regte es sich allüberall in Deutschland und das Volk kam zu der Einsicht, daß es das Recht habe, die Erfüllung dessen, was ihm zur Zeit der Freiheitskriege versprochen worden war, zu verlangen. Hiegegen aber setzten sich die Machtinhaber

mit allen ihnen zustehenden Mitteln, und da dieselben sich als die stärkeren erwiesen, so gab es bald eine große Anzahl von politisch Verfolgten, welche am Ende sämmtlich gezwungen waren, auf amerikanischem Boden eine Heimstätte zu suchen. Ueberdieß fühlten sich Viele, wenn sie auch nicht gerade zur Flucht „gezwungen" waren, unter dem politischen Drucke, welcher damals in Deutschland ausgeübt wurde, nicht mehr recht wohl und suchten freiwillig das Land „der Freiheit und Gleichheit" auf. Auf diese Art kam ein ganz neues Element in die Auswanderung und wenn auch die Zahl dieser Europamüden vielleicht nicht gerade eine beträchtliche genannt werden konnte, so gab doch sicherlich die Bildung, welche sie mit sich brachten, dem Deutschthum in Amerika einen neuen Halt. Die Hauptsache aber war, daß eine große Menge junger Handwerker und Bauernsöhne, unzufrieden mit den materiellen Verhältnissen Deutschlands und einsehend, daß man es in Amerika, wo man der frischen Kräfte äußerst bedürftig war, in wenigen Jahren weiter bringen könnte, als im alten Vaterlande in ebenso viel Decennien, frischweg übers Meer hinüber segelten, um von nun an in den Vereinigten Staaten zu leben, denn diese Gattung von Auswanderern gehörte keineswegs zu derjenigen, welche Amerika sonst zu sehen sich angewöhnt hatte. Brachten sie doch sämmtlich eine mehr oder minder große Baarschaft mit! Waren sie doch beinahe ohne Unterschied jung, geschickt, ehrbar und kräftig! Freilich hörte deßwegen die Auswanderung, welche „in der Verarmung" ihren Grund hatte, ebenfalls nicht auf und es kamen sogar viele schlechte Subjecte, welche entweder dem Gesetze entliefen, weil sie irgendwo ein kleineres oder größeres Verbrechen begangen

hatten, oder welche vom Zuchthause, in das sie gesprochen waren, so zu sagen „zur Deportation begnadigt wurden", mit herüber; allein man überzeugte sich doch bald, daß in der ganzen Einwanderung ein anderer Geist wehe. Ueberdieß war die Zahl der Einwanderer von jetzt an eine ganz andere, als früher, denn sie belief sich von 1831 an bis zum Ende der 1850er Jahre im Durchschnitt jährlich auf mindestens 50,000 Köpfe. Ja sie stieg nach der Revolution von 1848 und 1849 auf jährliche 100,000 und anno 1853 gar auf 143,000, während sie dagegen vom Jahr 1855 an durch das Stocken aller Geschäfte in Nordamerika wieder in eine bedeutende Abnahme gerieth. Das Deutschthum wuchs also wieder fast riesenhaft an und wenn man die ganze Einwanderung von 1815 bis 1860 zusammenrechnet, so dürfte einer, der die Gesammtzahl auf etwa 2½ Millionen anschlägt, kaum fehl gehen. Wie wäre es nun gegangen, wenn diese ungeheure Masse zusammengehalten und sich nach einer einzigen vorher schon bestimmten Richtung hin geworfen hätte? Wie wäre es gegangen, wenn diese 2½ Millionen Menschen, die doch zum größten Theil aus erwachsenen und kräftigen Persönlichkeiten bestanden, auch nur zur Hälfte eines jener Territorien im Westen, die noch der Cultur harren, zum gemeinschaftlichen Wohnsitze ausgewählt haben würden? Die Antwort hierauf ist leicht und besteht einfach darin, daß in dem gegebenen Fall sich aus dem besagten Territorium mit der Zeit acht oder neun rein deutsche Staaten hätten herausbilden müssen; allein zum Glück für die Yankees dachten die deutschen Einwanderer an ein solches Unternehmen mit keiner Silbe und überdieß wäre es auch „zu riesenhaft" gewesen, als daß man es ohne die groß-

artigste Unterstützung der deutschen Regierungen hätte in Ausführung bringen können. Was lag aber den Letzteren an der Gründung eines Neu-Deutschlands über dem Ocean drüben, und wenn auch vielleicht der Eine oder der Andere der deutschen Fürsten sich dafür interessirte, so konnte er für sich allein nichts machen; ein „gemeinschaftliches" Handeln aber verbot sich, da Deutschland bekanntlich seit 1815 in etliche und dreißig Staaten zersplittert ist, so zu sagen von selbst. So ging es denn mit der neueren Auswanderung, wie mit der älteren, und wenn auch in einem einzigen Jahre Hunderttausende in Neuyork landeten, so ging doch jeder von diesen Hunderttausenden seinem eigenen Ziele nach, d. h. die ganze Einwanderung von 1831—1855 verzettelte sich gerade so, wie sich auch die Einwanderung des achtzehnten Jahrhunderts verzettelt hatte. Einige religiöse Genossenschaften allerdings hielten fest zusammen, allein wie hätten sie der Centralpunkt für ein deutsches Gemeinwesen werden können, da sie ja jeden „anders Denkenden" von selbst ausschlossen? Ueberdieß nagte nicht auch an ihnen schon nach wenigen Jahrzehnten der Wurm der Zersplitterung, wenn nicht etwa zufälliger Weise eine kräftige Persönlichkeit unter ihnen lebte, welche sie durch despotischen Zwang zusammenhielt? Auf diese Art konnte es gar nicht anders kommen, als daß es jetzt in der ganzen Union keinen Staat und in keinem Staat eine Stadt oder Grafschaft gibt, in welcher nicht Deutsche sich eingebürgert hätten, während umgekehrt ebensowenig eine Stadt, eine Grafschaft, oder ein Staat existirt, worin das Deutschthum eine übermächtige Rolle spielte.

Davon ist übrigens keine Rede, daß das deutsche Element überall in den Vereinigten Staaten „gleichmäßig"

vertheilt wäre, sondern es herrscht vielmehr hierin die größte Ungleichheit. Rechnet man nemlich alle Eingewanderten nebst ihren Nachkommen, also das ganze Deutschthum zusammen, so wird die jetzt in Amerika lebende Generation auf ungefähr fünf Millionen angeschlagen werden dürfen. Einige Statistiker gehen allerdings weit höher hinauf und sprechen von sieben oder gar acht Millionen, allein es ist wohl zu bedenken, daß eine Menge der Enkel und Enkelkinder der schon vor hundert oder hundertfünfzig Jahren Eingewanderten sich so sehr mit dem Yankeethum oder wenn man lieber will mit dem Amerikanerthum vermengt haben, daß sie lediglich nicht mehr für Deutsche zu rechnen sind. Ja sogar von den fünf Millionen, die ihre deutsche Abstammung nicht verläugnen, kann ein volles Fünftheil nicht mehr deutsch sprechen und gehört also ebenfalls nicht mehr zum eigentlichen deutschen Element! Wo wohnen und leben nun aber die übrigen 4 Millionen? Etwa vielleicht so, daß auf jeden der 34 Staaten der Union 120,000 Deutsche kämen? Mit nichten, sondern der Deutsche ist nur da zahlreich, wo es ihm von jeher wohl ging. Somit kann man zum Voraus annehmen, daß in der Region der Baumwollenstaaten, allwo die Sclaverei zu Hause ist, sich nur gar Wenige unserer Landsleute ansiedelten und daß sie, wenn sie sich je dorthin verirrten, nur allein in den größeren Städten zu finden sind. So zählt z. B. die ganze deutsche Bevölkerung Louisianas kaum 48,000 Deutsche, trotzdem daß New-Orleans, die Hauptstadt Louisianas, in welcher die bei weitem größte Mehrzahl derselben wohnt, eine Welthandelsstadt ist. In Georgien, Alabama, Mississipi und Arkansas wohnen nur je 10,000 Deutsche,

einfach weil diese Staaten keine große Handelsmetropolen besitzen, und in Florida leben aus demselben Grunde gar nur fünftausend unsrer Landsleute! Etwas mehr Anziehungskraft hatte Süd-Carolina, denn es zählt zwanzigtausend Deutsche, von denen aber auf Charleston allein zehntausend kommen, sowie Tennessee, woselbst zum mindesten 50,000 Deutsche leben, deren Knotenpunkt die Städte Nashville, Knoxville, Memphis und Clarksville bilden. Noch zahlreicher erscheint das Deutschthum in Nord-Carolina und Kentucky, denn beide Staaten zählen je etwa siebenzigtausend unserer Landsleute; allein der Grund dieser starken Einwanderung ist nicht blos in den großen Städten, wie es daselbst giebt, nemlich in Louisville, Lexington, Frankfort, Wilmington, New-Bern (Neu-Bern) u. s. w. zu suchen, sondern auch hauptsächlich darin, daß die Sclaverei in jenen Staaten im Abnehmen begriffen ist und der Plantagenbau zum Theil wenigstens schon dem Landbau Platz gemacht hat. Aus eben diesem Grunde haben auch die Staaten Virginien, Maryland und Delaware eine bedeutende deutsche Bevölkerung, und man darf annehmen, daß von den 250,000 Deutschen, die in Virginien leben, gut die Hälfte sich mit Ackerbau beschäftigt, während die Anderen in den großen Städten Richemond, Norfolk, Alexandria, Petersburg und Wheeling ihr Auskommen finden. Ebenso ist's in Maryland, wo sich etwa 125,000 (nur allein in Baltimore über fünfzigtausend) Deutsche ansiedelten, sowie in dem winzig kleinen Delaware, in welchem sich über 24,000 Deutsch-Redende vorfinden. Verhältnißmäßig eben so sehr von Deutschen bevölkert ist der Staat Missouri, denn er zählt unter seinen 700,000 Ein-

wohnern etwas mehr als 100,000 unsrer Landsleute. Sie wohnen jedoch sämmtlich nicht in dem Theile des Staates, in welchem Sclaven gehalten werden, sondern vielmehr am untern Missouri, wo sie größere Niederlassungen gegründet haben, sowie in der mächtigen Stadt St. Louis, deren halbe Einwohnerzahl (50,000) deutschen Ursprungs (eine der Vorstädte führt den Namen „Neu-Bremen", weil blos Deutsche dort wohnen) ist.

So steht es in den „Sclavenstaaten"; ganz andere Zahlen aber weisen die „freien Staaten" auf, denn hierher ging vor allem das Ziel der deutschen Einwanderung. So besteht die Bevölkerung des Staates Neuyork gut zum vierten Theile (800,000) aus Deutschen und die von Pennsylvanien gar zu zwei Fünftheilen. Ja Viele wollen wissen, daß von den 2,500,000 Einwohnern dieses letzteren Staates über 1,400,000 von Deutschen abstammen; allein diese Annahme dürfte doch allzuhoch gegriffen sein, und stimmt wenigstens nicht mit den offiziellen Polizeiberichten überein. Gelegentlich müssen wir übrigens hier bemerken, daß nicht blos deßwegen sich so viele Deutsche im Pennsylvanischen und Neuyorkischen ansiedelten, weil es ihnen dort gar gut erging, sondern auch deßwegen, weil sie dort gewissermaßen „hängen blieben". Hat man ja doch berechnet, daß regelmäßig fast der dritte Theil der Einwanderer in den Staaten und Städten, in welchen sie zunächst landen — und die Hauptstädte von Neuyork und Pennsylvanien waren bekanntlich stets Hauptlandungsplätze, obwohl zugegeben werden muß, daß die Frequenz Philadelphia's in jetziger Zeit mit der von Neuyork gar nicht mehr verglichen werden darf —, theils aus Mangel an Geld zur Weiterreise, theils weil man ihnen dort Beschäf-

tigung anbietet, liegen bleibt, während von den zwei Rest-Drittheilen, welche nach dem Innern Amerika's aufbrechen, die Hälfte unterwegs — daher kommt auch die starke deutsche Bevölkerung in Stadt und Umgegend von Albany, Buffalo, Cleveland, Pittsburg, Wheeling, Cincinnati, Detroit, Chicago, Milwaukie u. s. w. u. s. w., weil der Zug nach dem Westen durch diese Städte führt — Dienste nimmt oder sich ansiedelt, so daß nur ein einziges Drittheil im wirklichen Innern ankommt. Nach Pennsylvanien und Newyork werden Newjersey und Ohio als die am meisten von Deutschen bevölkerten Staaten bezeichnet werden dürfen. Ersterer, der an Pennsylvanien und Newyork gränzt, zählt nemlich unter seinen 500,000 Einwohnern zum mindesten 125,000 Deutsche, also ein volles Viertheil, während von den 2¼ Millionen Einwohnern Ohio's sicherlich 600,000 unserer Landsmannschaft angehören. Ja nur allein in Cincinnati leben gegen 70,000 derselben, und man darf sagen, daß gerade die Deutschen es waren, welche jene Stadt, wie auch den Staat selbst, zu dem machten, was sie jetzt sind. Ebendasselbe gilt auch von den übrigen westlichen Staaten, nemlich von Indiana, Illinois, Michigan, Wisconsin, Jowa, denn überall haben sich daselbst eine Menge von Deutschen als Bauern oder Farmer angesiedelt und überall das Land in hohen Aufschwung gebracht. Besonders ist dieß bei Michigan und Wisconsin der Fall, deren Bauern-Bevölkerung zu vollen Zwei-Fünftheilen deutsch ist, während ihre städtische Einwohnerschaft, besonders die von Detroit, Ann-Arbor, Milwaukie fast zur Hälfte unsere Sprache spricht. Uebrigens auch in Jowa, Indiana und Illinois gehört der dritte Theil der Bauernschaft zur deutschen Race, wie man denn

einzelne Gegenden, z. B. die um Belleville gegenüber von St. Louis, trifft, wo beinahe alles deutsch ist. Ja sogar über das Felsengebirge hinüber nach Californien und Oregon ist das deutsche Element gedrungen und besonders in den großen Städten San=Francisco, Sacramento u. s. w. sowie auch in den Minen=Distrikten trifft man Tausende von unsern Landsleuten. Am geringsten ist die deutsche Bevölkerung in den sogenannten „Neuenglandstaaten," also in Vermont, Neuhampshire, Connecticut, Massachussetts, Maine und Rhode=Island, denn es leben dort Alles in Allem keine 30,000 unserer Landsleute, während die Einwohnerschaft jener sechs Staaten sich doch auf mindestens 2½ Millionen beläuft. Der Grund dieser auffallenden Erscheinung ist übrigens leicht zu finden, und liegt nirgends anders als darin, daß dort die Heimath „der Yankees und der Natives" ist. Warum sollten die Deutschen auch in Länder ziehen, in welchen man zum Voraus gegen sie eingenommen ist und sie auf alle Weise zu unterdrücken sucht? Schließlich kommen wir noch auf die interessanteste aller dentschen Bevölkerungen zu sprechen, nemlich auf die von Texas. Im Jahre 1844 nemlich thaten sich verschiedene deutsche Fürsten und Standesherren zu einem Vereine zusammen, welcher laut großartiger Ankündigung die Absicht hatte, in jenem fernen Lande ein neues Deutschland zu gründen. Der Verein erwarb also von der damaligen Regierung von Texas (dieses bildete zu jener Zeit bekanntlich einen vollkommen unabhängigen Staat) ungeheure Ländereien, und versprach nun jedem Deutschen, der dorthin auswandern wolle, gegen Einzahlung von fl. 300. — vollständig freie Ueberfahrt, sowie ein fertiges Blockhaus nebst 160 Acker Landes, während eine Familie, welche fl. 600. — einzahlte, die doppelte Anzahl von Aeckern

bekommen sollte. Ueberdieß versprach der Verein, Kirchen, Schulen, Apotheken, Spitäler und Straßen auf seine Kosten herzustellen, und verlangte dagegen von dem Einwanderer nichts weiteres, als daß derselbe auf seinem neu erworbenen Grund und Boden wohne und innerhalb drei Jahren fünfzehn Acker davon urbar mache. Natürlich glaubte man nun in Deutschland endlich einmal zum Ziele einer deutschen Colonie in Amerika zu kommen, und es begeisterte sich nicht blos alle Welt für den Plan, sondern es meldeten sich auch mehrere Tausend vermögliche Leute, welche dorthin überzusiedeln bereit waren. Ja es gingen in der That vom Dezember 1845 bis zum März 1846 gegen 3000 Deutsche auf den von den Fürsten gemietheten Schiffen nach Texas ab und wurden dort in der sogenannten Matagordabai gelandet. Von da sollten sie sofort in das von dem Verein erworbene Gebiet, welches weit entfernt in dem gebirgigeren und also gesünderen Theile von Texas lag, befördert werden; allein wie hielt man dieses Versprechen? Man ließ den größten Theil der Neu-Angekommenen, weil es an der nöthigen Anzahl von Fuhrwerken fehlte, oder vielmehr weil die Fuhrleute zu viel Lohn forderten, und weil zugleich die schlechte Witterung die Wege unfahrbar machte, so lange in der furchtbar ungesunden sumpfigten Matagordabai liegen, bis eine nicht geringe Anzahl von ihnen durch Krankheiten aller Art, sowie durch Hunger und Elend aufgerieben und der Rest hiedurch so mürbe geworden war, daß er auf alle Bedingungen einging, um nur fortzukommen. Mehr als tausend fanden, da es an Aerzten und Apotheken vollkommen mangelte und da sogar nicht einmal hinlänglich Lebensmittel vorhanden waren, auf diese Weise elendiglich ihren Tod, aber

auch die, welche gerettet wurden, kamen nicht auf das ihnen zugesagte Vereinsgebiet, weil dieses viel zu weit entfernt lag. Im Gegentheil kaufte nun der Vorstand des Vereins, Prinz Carl von Solms-Braunfels, einen kleinen Strich Landes am obern Guadelupe und gab jedem Einwanderer statt der versprochenen 160 — zehn Acker Landes nebst einem weitern halben Acker, um darauf ein Haus zu bauen; Familien dagegen erhielten 20 Acker. Was wollten die armen Getäuschten machen? Sie mußten sich in Gottes Namen begnügen und sich selbst helfen, so gut es ging! So enstand die deutsche Stadt Neu-Braunfels und wenige Meilen davon entfernt eine zweite deutsche Niederlassung, welche den Namen Friedrichsburg erhielt. Von der Gründung eines Neu-Deutschlands aber war nun natürlich lediglich keine Rede mehr, sondern man kam vielmehr nach und nach zu der Ueberzeugung, daß das ganze Unternehmen von Anfang an nichts viel Besseres gewesen sei, als eine großartige Geldspekulation. Es waren nemlich dem besagten hochadeligen Vereine von der Texas'schen Regierung für jede Familie, die sich in dem Vereinsgebiete ansiedle, 640 Acker zugesichert worden, so daß also den Herren Fürsten, weil sie laut Ankündigung an eine Familie nur 320 Acker abgegeben hätten, die 320 übrigen Acker als freies Eigenthum verblieben wären. Somit würden sie, wenn z. B. nur 2000 Familien nach Texas gebracht worden wären, über 640,000 Acker Landes zu verfügen gehabt haben und bei 4000 Familien über 1,280,000 Acker. Natürlich aber hätte dieses Land, wenn die Ansiedelung gelungen wäre, einen ungeheuren Werth bekommen und würde die Herren Fürsten und Standesherren zu Millionären gemacht haben. Das war der Plan, und nun natür-

lich wird kein Mensch mehr so thöricht sein, zu glauben, daß der Zweck des Vereins „ein rein nationaler", wie man die Welt glauben machen wollte, gewesen sei? Trotz allem dem gediehen übrigens die neuen Ansiedelungen besser, als man erwarten konnte, und es leben jetzt in Texas etwa 30,000 Deutsche, meist vom Ackerbau und der Viehzucht. Ob es ihnen übrigens, da Texas nicht blos ein Sclavenstaat, sondern vielmehr gerade derjenige Sclavenstaat ist, in welchem mit den Niggern am grausamsten gewirthschaftet wird, möglich ist, daß sie sich dort innerlich wohl fühlen, lassen wir dahin gestellt.

Der Leser kennt nun in Kurzem die Geschichte der Deutschen in Amerika und weiß also, daß heutzutage Leute unserer Nation in jedem Staate und jedem Städtchen der Union getroffen werden. Nun fragt es sich aber, von was diese unsere Landsleute daselbst leben oder vielmehr auf welche Weise sie ihre Existenz dort zu begründen gewohnt sind. Bekanntlich herrscht in Nordamerika vollkommenste Freizügigkeit nebst ebenso unbedingter Gewerbefreiheit und somit kann jeder, der in jenes Land kommt, ein Geschäft ergreifen, welches er will. Demgemäß steht es auch unsern Landsleuten frei, ihre Handthierung nach Belieben zu wählen, allein die Erfahrung zeigt, daß sie sich doch nicht in Allem und Jedem versuchen, sondern daß sie vielmehr nur solche Branchen des Lebenserwerbs cultiviren, welche ihrem Charakter und ihrer Erziehung am besten entsprechen. Besuchen wir also einmal irgend eine beliebige Stadt der Union, um zu sehen, wie es unsere Landsleute dort treiben.

Der erste und bedeutendste Geschäftszweig einer Stadt ist immer der Handel. Derselbe theilt sich aber wie be-

kannt, in Groß- und Kleinhandel, und diese beiden Genera oder Gattungen spalten sich dann wieder in eine Menge von Species oder Unterarten. Nun fragt es sich, welche Gattung von Großhandel und welche Art von Kleinhandel der Deutsche besonders liebt. In Beziehung auf die erste Frage ist die Antwort leicht, denn unsere Landsleute werfen sich fast alle durchschnittlich nur allein auf den „Import", d. h. auf das Einführen ausländischer Waaren auf den inländischen Markt. Wenn wir übrigens von „ausländischen" Waaren sprechen, so verstehen wir darunter keine solche, welche aus „allen" außeramerikanischen Ländern herkommen, sondern vielmehr ganz allein die „europäischen", ja sogar vorzugsweise nur die „deutschen". Auf diese letzteren versteht sich unser Landsmann am besten; von ihnen weiß er, wo er sie am wohlfeilsten und solidesten ankaufen kann, für sie kennt er die sichersten Absatzquellen. Warum sollte er sich also auf das Wagniß einlassen, seine Magazine mit andern Artikeln und Fabrikaten, als solchen, welche im alten Vaterlande erzeugt werden, zu füllen? Höchstens fügt er noch französische und italienische Erzeugnisse hinzu, wenn er nemlich in seinem früheren Leben Italien oder Frankreich besucht hat. Mit englischen Fabrikaten dagegen befaßt er sich selten oder nie, denn er weiß wohl, daß er hierin mit dem klugen Yankee nicht concurriren kann. Besonders gerne wirft er sich auf deutsche landwirthschaftliche Produkte, als da sind Wein, Käse u. s. w., sowie auf gestrickte Waaren, welche bekanntlich nirgends so wohlfeil zu haben sind, als in unserem guten Vaterlande, wo die Mädchen schon fast im Mutterleibe zum Stricken angehalten werden. Auch mit den Zuchthäusern Deutschlands hat er viel zu thun, denn

diese liefern ihm wollene Leibchen und was dergleichen mehr ist, und er macht deßhalb, besonders wenn er noch ein Anfänger ist, alle Jahre eine Reise nach Deutschland, um seine Einkäufe in eigener Person zu besorgen.

Geld gehört natürlich zu einem solchen Geschäfte und ein „ganz“ Mittelloser kann es nie beginnen, außer — wenn ihm die Handlungshäuser seines füheren Vaterlandes Credit schenken. Hierin jedoch, in dem Creditschenken nemlich, hat schon manche deutsche Firma ein Haar gefunden, denn der angehende amerikanisch-deutsche Großhändler nimmt es hie und da mit dem Bezahlen des Creditirten nicht so gar genau und Einzelne schämen sich sogar ganz und gar nicht, es dem Yankee „im Bankerottiren“ gleich zu thun. Dessen ungeachtet gelingt es dem deutschen Großhändler in Newyork oder Neworleans, oder wo er sonst leben mag, doch fast immer durch den Nimbus, in welchen er sein Geschäft einzuhüllen versteht, und durch die großartigen Zahlen, mit welchen er umzuwerfen pflegt, das Vertrauen deutscher Häuser zu gewinnen, und wenn er seinen Verpflichtungen nur halbwegs nachkömmt, so wird ihm sogar mehr geborgt als er selbst in Anspruch nimmt. Auf diese Art gelingt es also Manchem, oft sogar einem Mittellosen, nach wenigen Jahren schon, wenn nemlich die Geschäfte in Amerika gut gehen, zu einem nicht unbedeutenden Vermögen zu kommen, um dann „mit Recht“ auf den Namen eines reichen Großhändlers Anspruch zu machen. In der Regel aber sind diese Herren von Haus aus vermöglich oder zählen sie gar eine große deutsche Firma zu ihrer Verwandtschaft und in diesem Fall macht sich das „Weitererwerben“ gleichsam von selbst. Was übrigens dieses letztere betrifft, so schwebt jedem von ihnen

das Bild des bekannten Joh. Jacob Astor aus Walldorf bei Heidelberg vor, welcher im Jahre 1783 als zwanzigjähriger, aber fast vollkommen mittelloser Bursche mit einigen wenigen Kürschnerwaaren nach Newyork hinüber kam und daselbst im Jahre 1848 im Besitz eines Vermögens von 30 Millionen Dollars, das ist von 75 Millionen Gulden verstarb. Muß solch' ein Beispiel nicht zur Nacheiferung anspornen?

Ein Großhändler beschäftigt natürlich immer eine Anzahl von Commis und wählt hiezu beinahe regelmäßig frisch eingewanderte junge Leute. Ob er gleich nemlich für seine eigene Person fast ganz als Amerikaner lebt und vom eigentlichen Deutschthum wenig mehr wissen will, so sieht er doch ein, daß ein deutscher Buchhalter meistentheils treuer ist, als Einer, den eine Yankee-Mutter gebar. Ueberdieß arbeiten die frisch aus Deutschland herübergekommenen Kaufmannsjünglinge viel fleißiger, sowie auch zugleich viel wohlfeiler, als amerikanische Commis, und schließlich würde sich ein im Lande Geborener nicht mit der wegwerfenden Vornehmheit behandeln lassen, welche der Herr Importer gegen seine deutschen Clerks anzunehmen gewohnt ist. Man darf jedoch nicht glauben, daß nur „gebildete Kaufleute" in seinem Comptoir oder Magazine arbeiten, sondern im Gegentheil besteht nicht selten die Hälfte seiner Commis aus Leuten, welche in Deutschland zu einem ganz andern Berufe erzogen wurden, in Amerika dagegen froh sind, in einem Magazine um schlechten Lohn zu dienen, und da somit, wenn eine Commisstelle aufgeht, der Andrang von Bewerbern immer sehr groß ist, so wäre es in der That ein Wunder zu nennen, wenn der Großhändler-Principal seine Leute nicht ein wenig »en bas« behandelte.

Die eine Art von Beschäftigung der Deutschen in größeren Städten ist also die Großhändlerschaft in Verbindung mit der Commisschaft. Weit ausgedehnter jedoch ist die zweite Handelsbranche, nemlich die des „Kleinhandels," denn da gibt es, wie sich von selbst versteht, der „Zweige", in welchen man sein Fortkommen finden kann, eine schwere Menge, und der Deutsche hat so gut das Recht, den einen oder den andern dieser Zweige zu erwählen, als ein Anderer. Doch wirft er sich mit Vorliebe nur auf zwei, nemlich auf die Gewürz-Krämerei und das Kleidergeschäft. Der Gewürz-Krämer oder „der Grocer," wie man ihn in Amerika nennt, beschränkt sich übrigens, wie bekannt, keineswegs auf den Verkauf von Zucker, Kaffee, Pfeffer, Nelken, Thee und was dergleichen mehr ist, sondern führt in seinem Laden so zu sagen Alles, was man nur irgend in einer Haushaltung braucht. *) Ja er ist ein förmlicher „Allerweltskrämer" und eben diese Allseitigkeit scheint es zu sein, welche den Deutschen besonders anzieht. Ueberdieß braucht man ja keine besondern Vorkenntnisse, um ein solches Geschäft zu treiben, während man zugleich, wenn man umsichtig zu Werke geht und mit der Umsicht Sparsamkeit verbindet, sicher sein kann, immer sein gewisses Brod zu verdienen. Was Wunder also, wenn die Yankees, welche das „schnelle" Reichwerden dem „langsamen" wenn auch noch so soliden Erwerb vorziehen, den Gewürzhandel dem Deutschen allein überließen? Aus demselben Grunde will auch ein Yankee selten etwas vom Handel mit fertigen Kleidern. Der Erwerb erscheint

*) Das Nähere hierüber findet der Leser unter der Ueberschrift „der Grocer" in den lebenden Bildern aus Amerika von Theodor Griesinger. Anmerk. des Setzers.

ihm viel zu kleinlicht und das Geschäft zu detaillirt. Darum wenn er je einen Kleiderstore errichtet, thut er dieß nie, um nur den Handel »in loco,« d. h. an Ort und Stelle zu betreiben, sondern er dehnt denselben vielmehr in einen „Engros-Verkauf" aus und fournirt mit seinen Vorräthen eine Menge von andern Kleinhändlern, die weiter im Westen oder Süden wohnen. Weit genügsamer dagegen ist der Deutsche, besonders der deutsche Jude, und darum sieht man auch die meisten Detail-Kleiderläden fast immer in den Händen der letztern Menschenklasse.

Vom Handel gehen wir auf die Industrie und die Gewerbe über; allein auch hierin cultivirt der Deutsche nur seine besondern Zweige. So werden wir z. B. fast die ganze „Zündhölzchenfabrikation", sowie die Herstellung von „Tinte", „Wichse" und was dergleichen mehr ist, immer in seinen Händen finden, und mit ebensoviel Vorliebe wirft er sich auf „Sattlerarbeiten", mit welchen regelmäßig ein „Möbelhandel" verbunden zu sein pflegt. Auch das „Bijouteriefach" sowie jedenfalls die „Uhren-macher-Kunst" gehören nur ihm an, und es dürfte sich vielleicht in ganz Nordamerika kein Yankee finden, der eine zersprungene Feder oder ein abgenütztes Rad zu repariren verstünde. Wie die Uhrenmacherei, so gehört auch die „Goldleisten-Fabrikation" ganz allein dem Deutsch-Amerikaner an, denn er führte sie aus Deutschland ein, und eben so geschickt erweist er sich im „Cigarrenmachen", sowie im Kleinhandel mit diesem seinem Fabrikate. In fast allen andern Fabrikationszweigen dagegen wagt er es nicht, dem Amerikaner Concurrenz zu machen; denn er weiß wohl, daß dieser ihm sowohl in Beziehung auf das Capital als auch besonders in Hinsicht der Technik überlegen ist. Doch

Einen Fabrikationszweig gibt es, welcher ihm, dem Deutschen, ganz alleinig, mit Ausschluß aller Yankees sowie aller übrigen in Amerika lebenden Nationalitäten, angehört, und dieser ist „das Brauen des Lagerbiers". Anderes Bier als z. B. Porter, Ale, Strongbeer, Smalbeer, Gingerbeer und was dergleichen mehr ist, kann der Amerikaner herstellen, aber — Lagerbier, das geht über seinen Horizont. Man darf übrigens nicht glauben, daß dieser Fabrikationszweig ein geringfügiger sey und daß wir Deutsche deßhalb keine Ursache hätten, einen besondern Werth darauf zu legen; im Gegentheil steckt ein ungeheurer Werth in den amerikanisch-deutschen Lagerbierbrauereien und das Geschäft hat sich nunmehr über alle Städte und Staaten der Union verbreitet. Ist ja doch das Lagerbier beinahe das einzige gesunde geistige Getränke (den verhältnißmäßig nur sehr sparsam importirten ächten Wein ausgenommen), welches man in Nordamerika haben kann, so daß es jetzt von einem großen Theile der eingeborenen Amerikaner fast mit derselben Vorliebe genossen wird, wie von den fünf Millionen Deutschen!

In „gewerblicher Beziehung" sieht es in Amerika ganz anders aus, als in Deutschland, denn da man dort gewohnt ist, Alles fix und fertig zu kaufen, so können „selbstständige Kleingewerbe" fast unmöglich aufkommen. Es gibt also dort keine Wagner, keine Schreiner, keine Glaser, keine Schmiede, keine Schuhmacher, keine Schneider u. s. w., die unter dem Titel von „Meistern" selbstständig für sich mit der Unterstützung von einem oder ein paar Gesellen arbeiten, sondern es gibt vielmehr Kleider- und Hemdenfabriken, Schuh- und Stiefelfabriken, Fenster- und Thürenfabriken u. s. w. u. s. w., in denen man große Vorräthe

zur Auswahl hält, und somit sind die eingewanderten Handwerker, wenn es ihnen nicht (was übrigens nicht allzu oft der Fall ist) gelingt, eine eigene derartige Fabrik anzulegen, darauf angewiesen, „als Gesellen" zu arbeiten. In der That gibt es nun auch solcher deutschen Gesellen oder Arbeiter, wie man sie in Amerika heißt, in allen größern Städten eine schwere Menge und man darf mit Recht sagen, daß die Fabrikherren zu allen feineren Arbeiten, d. h. zu denjenigen, bei welchen man nicht blos Kraft, sondern auch Geschicklichkeit und Geschmack nöthig hat, fast nur allein Deutsche verwenden. Ueberdem kennt der Amerikaner den deutschen Fleiß gar wohl, sowie die deutsche Ordnungsliebe, und wird daher als Manufakturist, wenn er die Auswahl zwischen einem Irländer oder Deutschen hat, fast immer — er müßte denn ein starker Native sein — nach dem letztern greifen. Aus diesem Grunde geht es den meisten deutschen Arbeitern, vorausgesetzt, daß gerade keine beschäftigungslose Zeit vorherrscht, in Amerika ziemlich gut und sie sind größten Theils im Stande, sich nicht blos mit ihrer Familie durchzuschlagen, sondern auch noch alle Jahre eine kleine Summe zu erübrigen. Freilich müssen sie dann den blauen Montagen absagen und können auch sonst des Guten nicht zu viel thun. Ueberdem darf keine „Stopzeit", d. h. keine Zeit, wo der „Boß" oder Prinzipal aus Mangel an Bestellung nicht arbeiten läßt, eintreten, denn sonst geht das Wenige, das man in ein paar Jahren ersparte, in wenigen Wochen wieder den Weg alles Fleisches, und man ist genöthigt, abermals von vorne anzufangen, — ein Umstand, der sich in den Vereinigten Staaten nur zu oft wiederholt!

Wenn nun aber auch die deutschen Handwerker, so-

bald sie „als Gesellen" arbeiten, im Allgemeinen genommen in Amerika ihr gutes Auskommen haben, so empfindet es doch derjenige unter ihnen, welcher in Deutschland als selbstständiger Meister zu existiren gewohnt war, äußerst schmerzlich, wenn er nun auf einmal diese Selbstständigkeit aufgeben soll. Er verdiente vielleicht draußen mit all' seiner „Meisterschaft" kaum die Hälfte von dem, was ihm nun „als Geselle" ausbezahlt wird, und hatte also mit Sorgen aller Art zu kämpfen, allein er war doch sein eigener Herr und durfte commandiren statt commandirt zu werden. Ebendeßwegen versucht er es auch hie und da, sich auf dieselbe Weise, wie draußen, als Meister-Handwerker niederzulassen, und wird also Schlosser, Schreiner, Wagner oder Schneider „auf eigene Faust". Allein wie ergeht es ihm dann? Möglicherweise eine Zeit lang nicht gerade allzu schlecht, wenn er mitten unter Deutschen wohnt; denn von diesen werden immer wenigstens Einige ihm ihre Kundschaft zuweisen. Allein die Meisten überzeugen sich doch bald, daß sie das, was sie bei dem deutschen Meister „auf Bestellung" machen lassen, weit höher zu stehen kommt, als wenn sie denselben Gegenstand „fix und fertig" im Laden kaufen würden, und dann hat es natürlich mit ihrer Kundschaft sogleich ein Ende. Somit sieht sich der besagte Meister nach kurzer Zeit „auf reine Reparatur-Geschäfte" reduzirt, und wendet sich, weil die Reparaturen allzu wenig eintragen, nothgedrungen wieder dem Gesellenstande zu. Ausnahmen mögen natürlich immerhin vorkommen, in der Regel jedoch geht es so, wie wir eben sagten, mit alleiniger Ausnahme des „Barbiergeschäfts", welches nicht fabrikmäßig betrieben werden kann, und dessen sich die Deutschen total bemächtigt haben.

Wenn nun aber Einer es als unselbstständiger Arbeiter durchaus nicht mehr aushält, sollte es denn dann nicht doch noch einen Ausweg geben, um als eigner Herr sein Leben zu machen? Sicherlich ist dieß der Fall, denn derselbe kann ja „Wirth" werden! Wirth werden und wirthschaften — welch ein Vergnügen! Concession braucht man keine, denn jeder darf ja in Amerika thun und treiben, was er will, und auch die Abgaben sind gering, ja oft fast auf Null reduzirt. Ueberdieß erfordert es nur ein ganz geringes Capital, um eine deutsche Bierstube zu etabliren. Warum sollte man also diesen Erwerbszweig nicht ergreifen, besonders wenn Einer viele Kameraden und gute Freunde hat, die ihm ihren Besuch zukommen lassen werden? Aus diesem Grunde gibt es in jeder Stadt Amerika's, in welcher sich Viele unserer Landsleute niedergelassen haben, der deutschen Wirthschaften eine unendliche Menge, allein sie halten sich beinahe durchaus auf einer ziemlich niedrigen Stufe. Die meisten sind nichts anderes, als gewöhnliche Kneipen, und höchstens bringt's Einer zu einer ordentlichen Restauration oder zu einem guten Logirhause. Allerdings wird er letzteres stets ein Hotel nennen, allein „Hotels im wahren Sinne des Worts" findet man nur äußerst selten in den Händen unsrer Landsleute. Das übrigens läßt sich nicht in Abrede ziehen, daß es auch dem bloßen Kneipier manchmal recht gut geht und daß es ihm, besonders wenn er einen Sommerbiergarten mit seinem Salon zu verbinden im Stande ist, nicht selten gelingt, ein ordentliches Stück Geld zu verdienen. Die meisten Bierwirthe jedoch nehmen alljährlich nicht mehr ein, als sie brauchen und somit geben beinahe zwei Drittheile nach wenigen Jahren das Handwerk wieder auf, um (vor-

ausgesetzt, daß sie durch den starken Bierconsum, welchem sie als Wirthe fröhnen, noch nicht zur Arbeit unfähig geworden sind) zu ihrem alten Geschäfte zurückzukehren.*)

Von den Wirthen kommen wir durch eine regelrechte Ideenassociation auf die „Künstler und Gelehrten" zu sprechen, an denen es, wie man sich wohl denken kann, unter einer deutschen Bevölkerung nie fehlt. Leider jedoch ist Amerika nicht der Ort, wo Kunst und Wissenschaft gedeiht und es gelingt Einem nur selten, sich in einer dieser beiden Branchen eine gesicherte Existenz zu verschaffen. Umgekehrt aber findet man es nur zu häufig, daß z. B. ein Maler zum Handwerk des Anstreichers greifen muß, wenn er nicht Hungers sterben will,**) während der Philosoph, der Jurist, der Finanzmann und der Schriftsteller sich nicht selten als Bauernknecht verdingt, oder irgend ein Handwerk lernt, da er sich durch seine Intelligenz unmöglich fortbringen kann. Höchstens bringt er's zum Zeitungsschreiber, wenn er nicht etwa die Errichtung einer Bierkneipe vorzieht, und jedenfalls darf er froh sein, wenn er nicht (was schon manchem deutschen Professor begegnete) gezwungen ist, durch seiner Hände Arbeit an Eisenbahnen oder Straßenbauten sein Brod zu verdienen. Besser geht es denen, welche etwas von der „Theologie" verstehen, denn sie können als Prediger auftreten und am Ende von

*) Der geneigte Leser vergleiche hiemit die drei Artikel der lebenden Bilder aus Amerika, nemlich den „Emigranten-Wirth", den „Boarding-Wirth" und vor allem den: „Draußen Doctor Juris Utriusque, in Amerika Bierwirth."

Anmerk. des Setzers.

**) Man vergleiche gefälligst den Artikel in Griesingers Lebenden Bildern: „Der Künstler in Amerika."

Anmerk. des Setzers.

irgend einer Gemeinde zum Pfarrer gewählt werden. Auch „Sprachkenntnisse" führen nicht selten zu einem gesicherten Broderwerb, denn man kann ja dann entweder Privatstunden geben oder auch eine öffentliche Schule für die Kinder wohlhabenderer deutscher Eltern errichten. Ueberdieß kommt mancher Sprachlehrer, vorausgesetzt, daß er mit dem Englischen vertraut ist, auch in amerikanischen Erziehungsanstalten unter und hat dann wenigstens eine Existenz. Weit besser stehen sich Solche, welche etwas von der Gärtnerei oder von der Musik verstehen, denn in beiden Fällen darf es ihnen nicht bange sein, am Hungertuche nagen zu müssen. Die Gärtnerei ist nemlich so zu sagen durch die Deutschen erst nach Amerika gekommen und wird auch jetzt noch beinahe einzig und allein von ihnen betrieben. Die Musik aber — nun wer einen Stock-Amerikaner nur ansieht, der wird sogleich merken, daß derselbe durch und durch unmusikalisch ist und also das „Musikmachen" Andern überlassen muß.*) Dennoch liebt es der Yankee, Musik zu hören, freilich keine Concert-Musik, sondern vielmehr ein recht lautes Gedudel, das eigentlich gar keine Musik ist, aber eben deßwegen kann jeder, der nur irgend ein Instrument versteht oder das Clavier zu schlagen im Stande ist, mit ziemlicher Leichtigkeit ein Unterkommen finden, d. h. er kann wenigstens so viel erwerben, daß er nicht zu Grunde geht. Ein Anderes aber ist's freilich, ob er sich in dieser seiner Musikantenstellung, die oft eine verächtlichere ist, als in Deutschland die eines herumziehenden Bänkelsängers und Schnurrpfeifers, wohl

*) Näheres hierüber erfährt der Leser in dem später folgenden Artikel „Musik und Musikanten in Amerika."

fühlt, oder ob er es nicht am Ende für ehrenvoller hält, von seiner Hände Arbeit, auch wenn sie ihm noch so schwer fällt, zu leben! Eigentliche Musiker dagegen, d. h. wirkliche Künstler, haben in Amerika schon sehr oft einen äußerst anständigen Wirkungskreis erhalten, obgleich nie oder wenigstens selten unter den Yankees, sondern vielmehr fast immer unter den Reicheren des deutschen oder auch französischen Elementes. Einen weit besseren Stand haben die deutschen „Apotheker und Aerzte", denn von ihnen sichern sich die Meisten nicht blos ein ordentliches Auskommen, sondern werden auch in der Gesellschaft sehr respectirt. Deutsche Apotheken fehlen nemlich nirgends, wo Deutsche wohnen. Im Gegentheil trifft man ihrer in mancher Stadt so viele, daß man glauben sollte, sie könnten sich unmöglich mehr fortbringen. Auch mag es hie und da vorkommen, daß der Eine oder der Andere, weil der Stand übersetzt ist, nur ein sehr beschränktes Einkommen hat; allein diese Fälle sind sicherlich die selteneren, denn seit den letzten zehn Jahren fängt auch der Amerikaner an einzusehen, daß die Arzneimittel, welche man sich in einer deutschen Apotheke zurecht machen läßt, ganz anders präparirt sind, als das Mixtum compositum des Yankee-Quacksalbers, und zieht es daher vor, in Krankheitsfällen seine Recepte in die deutsche Apotheke zu senden. Ja es ist an manchen Orten schon so weit gekommen, daß die eingeborenen Apotheker ihre Läden geradezu schlossen, weil die Deutschen das Uebergewicht über sie erhielten, und es wird selbst von englisch-amerikanischen Aerzten zugestanden, daß erst durch die Deutschen die Apothekerkunst eine solide Basis erhalten habe. Ganz dasselbe oder vielmehr noch ein höheres Verdienst haben sich die deutschen Aerzte er-

worden. Zugestanden muß allerdings werden, daß früher nur zu oft irgend ein deutscher Pflasterstreicher oder auch ein anderer unwissender Strolch sich da oder dort als Arzt aufthat und unter Riesen-Ankündigungen zu prakticiren begann, während er doch von der Medizin so wenig verstand, als der Blinde von der Farbe. Ja es muß sogar zugegeben werden, daß noch jetzt in mancher Stadt solche erbärmliche Windbeutel in die Arzneikunst hineinpfuschen; allein nie und nimmer wird sich ein derartiger Giftmischer inmitten der deutschen Bevölkerung niederlassen, sondern er wird sich vielmehr immer in einem amerikanischen Viertel herumtreiben. Warum aber dieß? Einfach deßwegen, weil die jetzigen Deutschen Amerika's sich, ehe sie sich einem Arzte anvertrauen, immer vorher genau erkundigen, ob derselbe ein „wirklicher", d. h. ein auf deutschen Universitäten gebildeter Arzt sei oder nicht, und nur einem solchen, nicht aber einem Quacksalber ihre Kundschaft zuwenden! Es ist ja kein Mangel an guten deutschen Aerzten, sondern im Gegentheil, das letzte Jahrzehnt hat deren eine große Menge nach Amerika gebracht, warum sollte man also Gesundheit und Leben einem unwissenden Betrüger Preis geben? So halten's wenigstens die „Vernünftigeren" unter den Deutschen (die Unvernünftigen lassen sich in der ganzen Welt an der Nase herumführen) und ebendeßwegen haben die „guten" deutschen Aerzte immer auch auf eine „gute" Praxis zu rechnen. Ja sogar unter den Amerikanern wußten sich Viele derselben Bahn zu brechen, wenn sie der Sprache nur halbwegs mächtig waren, und es ist daher wirklich oft komisch mit anzuhören, mit welch thörichtem Hasse die von Eifersucht und Neid erfüllten ameri-

kanischen Doctoren gegen ihre germanischen Collegen zu Felde ziehen.

Dieß ungefähr sind die Beschäftigungen, welchen die in den Städten lebenden Deutschen obliegen und für gewöhnlich wird es daher keinem allzu schlimm ergehen, der ein ordentliches Handwerk gelernt hat oder ein paar kräftige Arme besitzt, um sich damit zur Noth als Pack- oder Kohlenträger fortzuhelfen. Die andern Alle aber, welche derlei Eigenschaften nicht besitzen und auch nichts von der Medizin und Musik verstehen, mögen sich die Sache vorher wohlweislich zwei- oder dreimal überlegen, ehe sie dem ungewissen Schicksal, das ihrer in Amerika wartet, entgegen gehen und zwar um so mehr, als die Meisten, wenn sie die Energie, den Fleiß, die Geduld und die Ausdauer, welche sie in Amerika brauchen, um zu etwas zu kommen, in Deutschland aufgewandt hätten, ohne Zweifel zu Hause ebenso weit, wenn nicht weiter gekommen wären, als in dem Lande der Yankees. Eben diesen Rath möchten wir aber nicht blos den Jünglingen und Männern, sondern auch den Weibern und Mädchen geben. Ihnen nemlich, wenn sie darauf angewiesen sind, ihr Brod durch eigene Arbeit zu verdienen, bleibt nichts übrig, als entweder mit Sticken und Nähen kaum so viel zu erwerben, daß sie dem Hungertode entgehen, oder aber sich „als Dienstboten" zu verdingen. Als solche sind sie übrigens stets gesucht, und sogar nicht blos gesucht, sondern auch sehr gut bezahlt, weil eine amerikanische Familie den Fleiß, die Treue und die Ordnungsliebe eines deutschen Dienstmädchens dem Schmutz und der Trunksucht einer Irländerin bei weitem vorzieht. Wer also nach nichts Besserem begehrt, als nach dem Loose „des Dienens", der mache sich immerhin auf

nach dem Lande „der Freiheit und Gleichheit“, die andern Mädchen und Jungfrauen aber, die etwas Höheres im Sinne tragen, werden klüger handeln, wenn sie die Heimath der Fremde vorziehen.

Einen ganz andern Standpunkt nehmen die auf dem Lande lebenden Deutschen ein, denn wenn unsere Landsleute in den Städten, die wenigen Groß- und Kleinhändler, sowie die Aerzte und Apotheker ausgenommen, so zu sagen eine „untergeordnete“ Rolle spielen und „der großen Mehrzahl nach“ dem Yankee „als Gesellen“ dienen, so sind sie dagegen auf dem Lande so gut oder vielmehr noch besser „die Herren“, als die Amerikaner. Auf dem Lande leben nemlich in Amerika nur allein Bauern oder „Farmer“, wie man sich dort ausdrückt, und zugleich stehen die Gehöfte immer so vereinzelt, daß sie nie „Dörfer“ bilden können. Ja man weiß in ganz Nordamerika so zu sagen gar nichts von einem Dorfe, oder von einem gemeinsamen Zusammenleben der Bauern, sondern es gibt nur „Stadtgemeinden,“ worunter freilich auch ganz kleine und unbedeutende. Ebendeßwegen existiren auch nirgendwo Gewerbe, als in den Städten, und der auf dem Lande lebende Deutsche ist nur allein Bauer und nichts als Bauer, gerade wie auch der neben ihm ansäßige Yankee oder eingeborene Amerikaner. Allein welcher Unterschied herrscht zwischen dem Hofe unsres Landsmanns und dem des Amerikaners? Dort ist Reinlichkeit und Ordnung; dort erhebt sich das Wohnhaus zu einer stattlichen Höhe und an dasselbe reihen sich Scheunen und Stallungen in Menge; dort prangt ein großer Garten mit herrlichen Obstbäumen und an Zierpflanzen sowie an Gemüsen fehlt es auch nicht. Hier aber, beim Yankee, findet man von allem dem ganz

wenig oder auch gar nichts, denn wozu braucht er Stallungen und Heuschober, da ja sein Vieh Tag und Nacht auf der Waide zubringt? Warum soll er sich die Mühe machen, Gemüse zu pflanzen und Obstbäume zu cultiviren, da ja in seiner Küche kein Gemüse verbraucht wird und da er das Obst weder zu dörren noch in haltbaren Most zu verwandeln versteht? Geht man nun aber vollends gar auf die Felder hinaus und sieht sich zugleich die Viehheerden an, so wird der Gegensatz zwischen Deutschthum und Amerikanerthum noch schärfer hervortreten. Der Amerikaner nemlich pflanzt nichts, als Mais und Waizen, und wenn er sich hoch versteigt, so cultivirt er noch Tabak, Kartoffeln, Hopfen und Gerste. Auch sehen seine Felder fast durchaus mager aus, gerade wie auch sein Vieh, welches auf den nassen Wiesen nebenan kampirt. Ueberdieß merkt man wohl, daß er auf seine Rinder und Kühe keinen allzu großen Werth legt, denn sie sind vielleicht seit Wochen nicht gereinigt worden und ihr Haar ist so struppig, wie die Borsten eines Igels. Ebenso heruntergekommen nehmen sich die paar Pferde aus, welche mitten unter dem Rindvieh auf der Waide laufen und nur allein den Säuen, die in großen Heerden in dem nahen Maisfelde sich gütlich thun, scheint es wohl zu sein. Welch' ganz andern Eindruck aber macht das Vieh unseres Landsmannes auf uns! Da waidet weder Kuh noch Roß auf dem Felde, sondern sie stehen sämmtlich in guten, warmen Stallungen, und wenn man diese Stallungen betritt, so freut man sich ordentlich über das runde, glänzende Aussehen der Thiere. Freilich kostet es mehr Mühe, dieselben im Stalle zu füttern, als sie Tag und Nacht im Freien zu lassen, aber dagegen gedeihen dieselben auch sichtlich und haben beim

Verkaufen wohl einen doppelt so hohen Werth, als die des Yankee-Nachbars. Ueberdieß — warum stehen denn die Felder unsres Landsmannes so fett und schön da? Warum treibt sein Mais und sein Waizen weit höhere Kolben und Aehren, und warum erntet er von seinen übrigen Aeckern fast doppelt so viel, als der Amerikaner daneben? Das kommt von seiner fleißigen Bewirthschaftung und insbesondere von der Stallfütterung her, denn durch diese gewinnt er den Dünger, vermittelst welchem er sein Land in immer gleich fruchtbarem Zustande erhält. Kurz der Unterschied zwischen der Art und Weise, wie der Deutsche und wie der Amerikaner seinen Hof umtreibt, ist handgreiflich, und daß sich der Vortheil auf deutscher Seite befindet, geben jetzt selbst die Yankees zu. Freilich nicht mit dem Munde, denn wie könnte man einen Yankee dazu bringen, in irgend einer Sache seine Untergeordnetheit zuzugeben, aber mit der That und in der Praxis, indem deutsches Vieh als „Mustervieh" gekauft wird und deutsche Produkte auf landwirthschaftlichen Ausstellungen Preise erhalten.

Uebrigens nicht blos im gewöhnlichen Feldbau ist der Deutsche dem Amerikaner total überlegen, sondern es hat ersterer auch Culturpflanzen in Amerika eingeführt, von denen man früher glaubte, daß sie dort gar nicht fortkommen. Nehmen wir nur an — um von den Schafen, von denen man vor der Einwanderung der Deutschen so zu sagen gar nichts wußte, während sie jetzt in mächtigen Heerden gehalten werden und ihren Eigenthümern großen Nutzen bringen, gar nicht zu sprechen, — welch' elende Obstsorten vor fünfzig Jahren noch in den Vereinigten Staaten zu Hause waren und wie wunderbar herrliche Früchte dagegen die von den Deutschen veredelten Apfel-

und Birnbäume tragen! Nehmen wir an, wie viel tausend und aber tausend Galonen vortrefflichen Weines nunmehr in Amerika erzeugt werden, während die Yankees steif und fest behaupteten, der Weinstock könne in den Staaten der Union unmöglich zum Gedeihen gebracht werden! Freilich sind die Nordamerikaner auch heut zu Tage noch nicht fähig, die Weinrebe zu cultiviren, obwohl dieselbe nun schon seit dem Jahre 1710 von unsern Landsleuten daselbst eingebürgert wurde.*) Allein diese Yankee'sche Unfähigkeit ist um so ruhmvoller für uns, als darin das Geständniß liegt, daß wir Deutsche dem Amerikaner wenigstens in Einer Beziehung, nemlich in der Cultur der edelsten Pflanze, die es gibt, überlegen sind!

Doch genug! Die Thatsache steht fest, daß wenn die Yankees in den Städten das Dominium führen, die Deutschen auf dem Lande den Amerikanern zum Muster dienen könnten, und es wird daher keinem „unbefangenen" Amerikaner einfallen, unseren Landsleuten in dieser Beziehung nicht Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Nur muß man hiebei, wie sich von selbst versteht, die Farmen oder Bauern-

---

*) Die Pfälzer, welche anno 1710 in Folge der Franzosengräuel ihr Vaterland mit Amerika vertauschten, waren die ersten, welche in Verbindung mit einigen Schweizern in ihren Niederlassungen zu Friedrichsburg und Neubern in Virginien Weinberge anlegten, und ihnen folgten dann andere deutsche Ansiedler in Nordcarolina. Neuester Zeit haben sich besonders die Deutschen in Ohio dem Weinbau gewidmet und auch in Missouri (hauptsächlich in und um Herrmann) sind sie nicht zurückgeblieben. Die meiste Aussicht, weinproducirende Staaten zu werden, haben jedoch Californien und Oregon, da sie weit günstiger gelegen sind, als alles Land westlich vom Felsengebirge, und es widmen sich daher seit neuester Zeit sehr viele der dorthin eingewanderten Deutschen mit großem Vortheil dem Winzergeschäfte.

höfe ausnehmen, welche den sogenannten „lateinischen Bauern“ oder „Gentlemen-Farmers“ angehören. Es kommt nemlich nicht selten vor, daß Männer aus den gebildeten Ständen Deutschlands, welche durch das Schicksal oder durch ihren eigenen Willen nach Amerika hinüber geschleudert wurden, in der Verzweiflung, weil sie einsahen, daß sie sich mit dem, was sie erlernt haben, unmöglich fortbringen können, zu dem Auskunftsmittel greifen, eine kleinere oder größere Farm zu kaufen, um von deren Erträgniß zu leben. Sie sind nemlich der Ansicht, die Sache mache sich in Amerika so leicht als im alten Vaterlande, wo Einer, der ein Landgut kauft, einen Verwalter oder wenigstens Oberknecht einstellt, welcher dann alles Nöthige besorgt, so daß auch solche, die von der Landwirthschaft gar nichts verstehen, zur Noth als Gutsbesitzer existiren können. Leider aber sind die Verhältnisse in Amerika total anders, denn hier gibt es keine „Oberknechte“ und keine „Verwalter,“ sondern man muß vielmehr den Pflug selbst in die Hand nehmen und das Vieh mit eigenen Händen melken, wenn man nicht in wenigen Jahren schon ein ruinirter Mann sein will. Ist aber die Farm so groß, daß man ohne Beihülfe nicht umkommen kann, so wird man allerdings genöthigt, einen oder zwei Knechte, wenn man sie nemlich anders bekommen kann, zu miethen; allein die Kosten derselben sind so groß, daß man jedenfalls „mitarbeiten“ muß, und überdieß, wie werden solche Knechte mit dem Landgute umgehen, sobald sie einsehen, daß der Besitzer von dem Betrieb desselben nichts versteht? Es ist daher eine Erfahrungssache, daß die gebildeten Deutschen, die sich in Amerika der Oekonomie widmen, ohne daß sie dieselbe vorher „praktisch“ erlernt haben, meistentheils, auch wenn

sie ein ziemliches Vermögen besaßen, schon nach wenigen Jahren elendiglich zu Grunde gingen, oder daß sie sich wenigstens nur mit großer Mühe und unter übermäßigen Anstrengungen durch's Leben brachten. Mancher wird dieß unbegreiflich finden, denn in Deutschland stellt man sich das Ding ganz anders vor, als es in Wirklichkeit ist, und Mancher meint, es werde genügen, wenn er ein paar Dutzend landwirthschaftliche Bücher durchlese. Ja der Eine oder der Andere geht in seiner Illusion sogar soweit, daß er glaubt, das Leben auf einer Farm habe etwas „Idyllisches" an sich, und wenn man den Tag durch seine Geschäfte spielend besorgt habe, so sitze man Abends vor'm Hause im Schatten der Bäume und lasse sich den kühlenden Trank im Kreise seiner Familie wohl schmecken. Aber wenn dann die „Wirklichkeit" beginnt und wenn die Schwielen an den Händen und der Schweiß auf der Stirne daran erinnert, daß man „solche Arbeit" noch nie verrichtet hat, so wird man sich urplötzlich bewußt, daß ein himmelweiter Gegensatz zwischen Theorie und Praxis besteht. Würde aber Einer „durch sich selbst" dessen nicht bewußt werden, d. h. würde er Alles ohne Murren und Wehklagen ertragen, so müßte er durch das schlechte Aussehen seiner Pferde und Kühe, sowie durch das geringe Erträgniß und die Magerkeit seiner Felder mit Nothwendigkeit daran erinnert werden. Kein Wunder also, wenn „derartige" Hofbesitzer von ihren bäuerischen Collegen, die ihre Handthierung gründlich verstehen und von Jugend an mit dem Selbstarbeiten vertraut sind, mit ziemlich verächtlichem Spott behandelt und deßwegen mit dem Titel „lateinische Bauern" oder „Gentlemen-Farmers" beehrt werden!

Nachdem wir nun gesehen, wie die Deutschen in

Amerika ihr Leben machen, und welche Art von Geschäften sie treiben, kommen wir auf ihre „Denk- und Lebensweise,“ sowie auf den „Charakter,“ den sie dort zur Schau tragen. Mancher wird nun meinen, daß hierüber nicht viel zu sagen sein könne, da unsere Landsleute über'm Wasser drüben ohne Zweifel gerade so denken und leben wie im alten Vaterlande, und in gewisser Beziehung ist der Satz richtig, denn auch in der neuen Welt sind die Deutschen meist fleißig, arbeitsam, ehrlich, bieder, wie zu Hause, und überdem essen und trinken sie, wenn sie es anders möglich machen können, gerade ebenso, wie sie es von Jugend an gewohnt waren. Dennoch aber werden ihre Charaktereigenschaften durch das Land, in welchem sie leben, unwillkürlich (vielleicht sogar ohne daß sie sich dessen selbst bewußt sind) modificirt, und sie erhalten durch die Verhältnisse, in denen sie stehen, sowie durch den Umgang mit einer ihnen ganz unähnlichen Menschenrace einen ganz absonderlichen Anstrich, so, daß einzelne ihrer ursprünglichen Eigenschaften total verschwinden, während andere um so greller hervortreten. Betrachten wir nur einmal die niederere Volksklasse, d. h. diejenige, aus welchen die Mehrzahl der amerikanischen Deutschen besteht (denn man darf, auf statistische Quellen gestützt, unbedingt behaupten, daß unter hundert Eingewanderten im höchsten Falle fünf zu den sogenannten höheren Ständen gerechnet werden dürfen) — betrachten wir also diese Leute, so fällt uns im Augenblicke auf, daß sie sich in Amerika viel „freier und rücksichtsloser“ betragen, als sie es in Deutschland zu thun gewohnt waren. Sind sie nemlich total arm, d. h. kommen sie, wie leider nur zu oft der Fall ist, nur mit wenigen Gulden in der Tasche (die von den Gemeinden

Deportirten besitzen in der Regel nicht mehr und auch viele Andere, welche freiwillig auswandern, sind oft und viel, wenn sie in Amerika an's Land treten, fast ganz ohne Geld, da sie zu Hause glaubten, man habe genug gethan, wenn man nur die Ueberfahrt bezahlen könne) auf dem ihnen gänzlich fremden Boden der neuen Welt an und erhalten sie nicht im Augenblicke (was natürlich nur selten geschieht) Beschäftigung, so bleibt ihnen nichts übrig, als Andern zur Last zu fallen. Sie machen sich also, wenn sie nemlich gesund sind, alsbald auf die Sohlen und verlegen sich ohne Weiteres auf den Bettel. Zu Hause hätten sie dieß nicht gewagt, denn sie würden die auf das bettelhafte Vagabundiren gesetzte Strafe gefürchtet und sich überdem vor ihren Nachbarn geschämt haben; in Amerika aber — was bedarf es da eines Schamgefühls und überdieß warum wäre man denn in einem freien Lande, wenn man dasselbe nicht einmal „ausbeuten" dürfte? Darum kann man auch in den Straßen der Städte, in welchen sich die Einwanderung zusammendrängt, immer Dutzende von verkümmerten Gestalten, besonders von erbärmlich gekleideten und hungrig blickenden Weibern mit noch elender dreinschauenden Kindern auf dem Arme sehen, die gegen jeden Vorübergehenden ihre Hand ausstrecken, um sein Mitleid in Anspruch zu nehmen. Andere aber, die vielleicht schon zu Hause das Bettelhandwerk verstanden, schleichen sich in die Häuser und begehren von den Inwohnern (merkwürdiger Weise wissen sie die deutschen Quartiere gleichsam instinktmäßig herauszufinden) die nöthige Unterstützung. Zugegeben muß allerdings werden, daß auf hundert Einwanderer, besonders in der neueren Zeit, kaum ein einziger Bettler kommt, allein dieser ist dann auch um so

frecher und tritt mit einer Zudringlichkeit und Schamlosigkeit auf, von der man in Deutschland keinen Begriff hat. Thut er doch gerade, als ob man ihm die Unterstützung „schuldig" wäre, und wird grob, wenn man ihm nicht genug gibt! Nicht viel anders verhält es sich mit denjenigen, welche krank, siech und elend aus dem Schiffe steigen, und von denen man glauben sollte, sie müßten in solcher Lage förmlich verzweifeln. Du lieber Gott, sie und verzweifeln! Sie „rechnen vielmehr darauf," daß sie in Krankenhäusern untergebracht und so lange verpflegt werden, bis sie im Stande sind ihr Brod zu verdienen! In der That geschieht dieß auch meistentheils, freilich nicht auf Kosten Amerika's, sondern auf Kosten der Einwanderer selbst, von denen jeder ohne Ausnahme vor seiner Einsteigung in's Auswandererschiff einen Dollar zu amerikanischen Spitalzwecken (das sogenannte Hospital-Money) hinterlegen mußte, und überdieß weiß man ja, daß es in jeder größeren Seestadt der neuen Welt, in welcher Einwanderungsschiffe ankommen, sogenannte „deutsche Gesellschaften" gibt, welche keinen andern Zweck haben, als das Elend der Frischherübergekommenen zu mildern. Eine solche Gesellschaft wurde schon im Jahre 1764 in Philadelphia gestiftet und das Jahr darauf kam durch die Bemühungen des deutsch-lutherischen Pfarrers Kuntze in Neuyork ein ganz gleiches Institut zu Stande. Was braucht sich also ein armer Deutscher lange zu grämen? Er bekommt ja Unterstützung und hat sogar ein Recht zu dieser Unterstützung!

Sehen wir nun aber von dieser verhältnißmäßig ganz kleinen Anzahl von Einwanderern ab, und werfen unsern Blick auf die große Masse derer, welche in guter Gesund-

heit, sowie mit dem Willen zu arbeiten und sogar mit hinlänglichen Geldmitteln versehen nach Amerika herüberkommen. Müssen wir uns da nicht augenblicklich überzeugen, daß sie wenigstens zum großen Theil ganz anders auftreten, als früher, und namentlich den Charakter der Bescheidenheit gänzlich verloren zu haben scheinen? Schon auf dem Schiff während der Ueberfahrt benahmen sie sich freier oder vielmehr ungezogener, als zu Hause, und erlaubten sich, Frechheit mit Freiheit verwechselnd, nicht selten eine Sprache gegen höher stehende Mitreisende, vor der sie in ihrem Heimathdorfe selbst erschrocken wären. Sind sie nun aber erst in Amerika gelandet, und haben sie durch ihre Geschicklichkeit als Handwerker oder auch durch die Kraft ihrer Hände als Arbeiter ihr gutes Auskommen gefunden, so wächst ihre Rohheit mehr und mehr und sie betragen sich oft (besonders gegenüber von solchen, die ihnen an Verstand und Bildung weit überlegen sind, dagegen aber, weil sie kein Handwerk verstanden, nicht so gut unterkamen als sie) auf eine Weise, die man nur mit dem Wort „brutal“ richtig bezeichnen kann. „Ich bin, wer Du bist,“ rufen sie, „denn in Amerika ist sich Alles gleich.“ In Deutschland hätten sie sich eine derartige „Dutzanrede“ nie erlaubt, denn dort lebt noch das Gefühl, daß der Gebildete, auch wenn er pecuniär minder gut daran ist, doch immer hoch über dem Ungebildeten steht; aber in Amerika braucht man dem Anstand keine Rechnung mehr zu tragen, sondern man hat vielmehr nun Gelegenheit, den lang verhaltenen Zorn „auf die Herren“ loszulassen. Mit dem „Sich-kuschen“ ist's jetzt zu Ende und warum sollte auch Einer, der „als Arbeiter“ zehn oder zwölf Dollar in der Woche verdient, sich nicht hoch über den „Studirten“, der vielleicht mit Mühe

seine vier oder fünf Dollar erwirbt, erheben? Er, der Zwölf=Dollarmann, kann ja im Wirthshaus „beim Lager=bier“ weit mehr daraufgehen lassen, als der arme Schlucker mit seinen vier Thalern! So denken leider nur zu Viele der deutschen Eingewanderten. Sie vermögen sich nicht in der Freiheit zu bewegen, da sie nicht in derselben erzogen worden sind, und kehren nun ungescheut ihre innerste Natur, die Rohheit, heraus. Deßwegen wollen wir aber natürlich nicht behaupten, daß die „ganze“ niedere Klasse unsrer Landsleute der Rohheit huldigt, sondern im Gegentheil nicht Wenige wissen das Gesetz der persönlichen Freiheit, welches in Amerika beinahe keine Schranke hat, so ausgezeichnet zu benützen, daß sie sich aus der unterthänigen Servilität, die ihnen in Deutschland anklebte, zu männlicher Selbstständigkeit emporarbeiten, ohne deßwegen grobe Klötze zu werden. Nur leider sind nicht sie, sondern die Andern in der Mehrzahl.

Noch auffallender, als das Benehmen des eingewanderten Deutschen in „socialer“ Beziehung erscheint, ist seine Denk= und Handlungsweise „in Sachen der Religion“. Draußen in Deutschland war er gewöhnt, Sonntags die Kirche zu besuchen und sich überhaupt so zu betragen, als ob er ein gut gläubiger Christ sei. Zum „Nachdenken“ über seine Religion kam er vielleicht nie und ebensowenig lag ihm möglicherweise an der „Uebung“ derselben; aber es hätte ja Anstoß erregt, wenn er nicht alle kirchlichen Gebräuche mitgemacht hätte, und er wäre am Ende sogar vor den Pfarrer oder Kirchenconvent beschieden worden. Um so froher ist er aber, daß dieser „Zwang“ nun endlich einmal ein Ende hat, und er gedenkt sich auch recht ordentlich dafür zu revanchiren. Was Kirche? Er hatte

draußen Langeweile genug darin, und den will er nun sehen, der ihn wieder zum Anhören einer Predigt bringt! Der Katholik allerdings wird, wenigstens zum Theil, diesen Standpunkt nicht einnehmen, denn die Leiter der katholischen Kirche waren so klug, wenn nicht überall in Amerika, so doch wenigstens in den größeren Städten deutsche Kirchen mit deutschen Pfarrern zu errichten, und diese Pfarrer wissen den katholischen Theil der deutschen Einwanderung recht wohl aufzufinden. Auch unterlassen sie es nicht, den Aufgefundenen die Hölle so heiß zu machen, daß dieselben meistentheils zerknirscht in sich gehen und auch in Amerika fortfahren, dem gewohnten Bigottismus zu huldigen. Wo aber in ganz Nordamerika bekümmert sich ein protestantischer oder vielmehr lutherischer Geistlicher um seine neu eingewanderten confessionellen Mitbrüder? Ohnehin gibt es der lutherischen Prediger nur wenige, da in Amerika der presbyterianische und methodistische (von den vielen Dutzend andern Sekten nicht zu sprechen) Protestantismus vorherrscht, und überdieß sind diese wenigen, wie sich von selbst versteht, nicht vom Staate, sondern vielmehr von ihren Beichtkindern, die zusammen eine Gemeinde bilden, angestellt. Was haben sie sich also um andere Lutheraner, welche nicht zu ihren Beichtkindern gehören, zu bekümmern? Die Schlingel von Neueingewanderten sollen sich bei ihm, dem Pfarrer, melden, wenn sie der Gemeinde beitreten wollen, aber ihm wird man doch nicht zumuthen, denselben nachzulaufen, um vielleicht mit Grobheiten empfangen zu werden? So kommt es denn, daß gar Viele, wenn nicht gar die Meisten der neu eingewanderten Deutschen Jahre lang keine Kirche sehen und noch weniger einem Gottesdienste beiwohnen. Sie müßten

ja, wenn sie zur Kirche gehen wollten, einen Stuhl darin kaufen und überdieß zur Besoldung des Geistlichen etwas Jährliches beitragen. Eine solche Thorheit aber wird man ihnen, den nunmehrigen freien Bürgern Amerika's, doch nicht zumuthen? „Wir können unsern Wein im Wirthshause trinken," rufen sie, indem sie mit der Faust auf den Tisch hineinschlagen, „und brauchen das Abendmahl nicht dazu." Aus denselben Gründen denken sie auch, wenn sie Kinder bekommen, oft Jahre lang an keine Taufe derselben, und nur erst, wenn der Frau die heimliche Angst keine Ruhe mehr läßt, citiren sie einen Geistlichen in's Haus, damit er den heiligen Actus an drei oder vier Sprößlingen zumal vornehme. „Es kostet Ein Geld," sagen sie, „ob man den Hokus-Pokus an Einem oder an Vieren vornimmt, und somit ist's doch vernünftiger, lieber gleich ein Häuflein zusammen kommen zu lassen." Solche Redensarten sind nur allzu vielfach im Schwange und wir könnten sogar, wenn wir wollten, noch weit frivolere anführen, dagegen aber dürfen wir auch nicht verhehlen, daß viele von denen, welche sich ihres Unglaubens mit so vollem Munde rühmen, in Krankheiten oder Unglückstagen in die traurigste Gemüthsverfassung fallen und längstvergessene Stoßgebetlein hervorsuchen, um sich mit ihrem Herrgott wieder zu versöhnen. Man sieht, es fehlt ihnen an dem innern Fond, sowie an der moralischen Durchbildung, womit philosophische Naturen ihre Christenthumsverläugnung zu ersetzen wissen, und der ganze deutsch-amerikanische Atheismus ist nichts anderes als eine „Forschur", wie man auf der Universität sagt.

Die „Gebildeten" unter den Einwanderern haben natürlich mit einem solchen Gebahren, durch welches sich

die Ungebildeteren, obwohl nicht zu ihrem Vortheile auszeichnen, nichts zu thun. Dagegen aber klebt ihnen eine andere Eigenschaft an, welche die ersteren nicht kennen, nemlich die Eigenschaft „des Heimwehs". Wir haben schon oben auseinandergesetzt, daß es einem gebildeten Deutschen in Amerika nur äußerst selten möglich gemacht wird, von seiner Intelligenz und den in Europa gemachten Studien zu leben, sondern daß im Gegentheil die Meisten angewiesen sind, entweder ein Handwerk zu erlernen oder aber Bauern zu werden. Sie sehen also, daß sie es trotz aller geistigen Vorzüge nicht weiter bringen können, als ihre Nachbarn, die sich vielleicht durch besondere Rohheit auszeichnen, und nun kommt ein Gefühl von Scham über sie, welches sie fast zu Boden drückt. Ueberdem fehlt ihnen natürlich fast jeder Umgang „mit Ihresgleichen" und folglich müssen sie sich entweder total von der Welt abschließen oder aber sind sie gezwungen, ein paar Stufen herabzusteigen und die Gesellschaften der Ungebildeten aufzusuchen. Muß ihnen aber da nicht der Gedanke kommen, wie ganz anders es draußen war, und wird ihnen also nicht vor Heimweh das Herz fast brechen? Wohl suchen sie sich in etwas damit zu helfen, daß sie auf das alte Vaterland mit Donnerkeulen losziehen und auf die „Tyrannen Deutschlands," sowie auf die feilen „Fürstenknechte," welche es unter solcher Tyrannei aushalten, auf eine greuliche Weise schimpfen; allein was wollen sie mit diesem Schimpfen? Ist's ihnen vielleicht wirklicher Ernst damit? Ei Gott bewahre, sondern sie wollen blos ihr Heimweh übertäuben! Darum beneiden sie auch innerlich Jeden, der wieder in's alte Vaterland zurückkehren kann, obwohl sie's keineswegs gestehen, sondern vielmehr mit dicken Backen behaupten, sie

würden es draußen unmöglich mehr aushalten. Welche Freude dann, wenn Einer, der nach Deutschland hinaus reiste, um wieder daselbst zu leben, durch irgend welche Umstände getrieben nach Amerika zurückkommt! „Ich wußte es,“ ruft dann der Eine oder der Andere triumphirend aus, „daß es dir im Lande der Knechtschaft nicht mehr gefallen konnte, und gerade so würde es auch mir ergehen, wenn ich mich verleiten ließe, hinaus zu fahren, wovor mich aber Gott bewahren wolle!“ Trotz aller dieser großsprecherischen Rodomontaden aber — wie gern, wie unendlich gern würde er sich noch in derselben Stunde zur Hinausfahrt entschließen, wenn er es nur anders möglich machen könnte! Am übelsten sind in dieser Beziehung diejenigen daran, welche in kleineren Städten zu leben gezwungen sind oder welche sich gar als lateinische Bauern ankauften, denn sie haben oft gar Niemanden, mit dem sie ihre Ideen austauschen könnten. Ihr einziges Vergnügen besteht vielmehr darin (die Jagd etwa ausgenommen), daß sie Sonntags ihre freie Zeit zum Lesen eines guten Buches verwenden; aber bei jeder Zeile, die sie lesen, kommt ihnen eine Thräne der Erinnerung ins Auge, und sie sterben fast vor Sehnsucht, nur noch einmal die deutsche Sonne scheinen zu sehen. Und doch — was bleibt ihnen anders übrig, als — Resignation?

In dieser Beziehung hat sich übrigens in neuester Zeit gar Vieles zum Besseren gewendet, und es fehlt jetzt wenigstens in keiner der größeren Städte mehr an jenen gesellschaftlichen Einrichtungen, welche uns in Deutschland das Leben so sehr versüßen. Da gibt's Musikvereine, Lesevereine, Turnvereine und wie sich diese geselligen Verbindungen sonst noch nennen mögen. Auch Bälle werden

abgehalten, sowie Concerte und noch viele andere dergleichen Unterhaltungen. Ja sogar Liebhabertheater veranstaltet man, wenn es nicht zu einem förmlichen Theater mit einer stehenden deutschen Truppe langt! Insbesondere aber dürfen wir der reindeutschen Feste nicht vergessen, welche sich seit den letzten paar Jahren in Amerika eingebürgert haben, wir meinen die „Turnfeste“, die „Maienfeste,“ und insbesondere die „Gesangfeste“, an welchen sich die ganze deutsche Bevölkerung der amerikanischen Städte zu betheiligen pflegt. Welche Lust, ein solches Fest mitzumachen! Welch' prächtige Aufzüge mit Fahnen und Standarten! Welch' entflammende Reden von der Tribüne herab und welch' herrliche Gesänge von Freiheit und Vaterland! Welch' immense Anzahl von Theilnehmern aus Nah und Fern und welche Verbrüderungen zwischen bisher Wildfremden! Freilich an Schattenseiten fehlt es auch nicht und man könnte vielleicht, wenn man dem Spott und der Satyre den Lauf lassen wollte, ein jegliches derartiges Fest mit folgenden Worten charakterisiren. „Erster Tag: Empfang der auswärtigen Gäste nebst viel Singen und Trinken. Zweiter Tag: Probe nebst recht viel Trinken und Singen. Dritter Tag: Concert nebst ungewöhnlich viel Trinken. Vierter Tag: so lange die Sonne scheint Pick-Nick oder Kneiperei im Freien nebst merkwürdig viel Singen und noch mehr Trinken. Nach Sonnenuntergang solenner Ball nebst allen Genüssen die dazu gehören, worunter absonderlich Trinken. Fünfter Tag: Katzenjammer mit falschen Tönen und mit unendlich vielem Trinken. Sechster Tag: Schluß des Festes und Abreise nebst einem ansehnlichen Abschiedstrunke.“ So könnte man sagen und es läge vielleicht in dieser satyrischen Schilderung nicht

einmal allzu viel Unwahres, denn wenn einige fünfzig oder sechzig deutsche Liederkränze ihre alljährliche Zusammenkunft haben, so machen sie es sich, wenigstens dem äußeren Anscheine nach, zur Hauptaufgabe, recht viel zu singen und noch mehr Lagerbier zu vertilgen. Allein deßwegen haben doch derartige Festivitäten einen ungemein vortheilhaften Einfluß auf den Charakter und die Bildung unserer Landsleute. Dieselben werden nemlich hiedurch nicht nur einander näher gebracht, so daß sie sich gegenseitig achten und lieben lernen, sondern sie kommen auch zur Erkenntniß, daß es außer dem Dichten und Trachten nach materiellem Wohlergehen auch noch ein Streben nach etwas Höherem und Geistigem gebe. Ja sogar auf die Bildung und Denkungsweise der Amerikaner selbst haben die deutschen Gesangfeste eine sehr wohlthätige Einwirkung, denn die jungen Yankees, welche sich nicht selten durch Neugierde verleiten lassen, Theil zu nehmen, werden dadurch aus ihrem egoistischen Wesen, sowie aus ihrer Prüderie und Scheinheiligkeit wenigstens in Etwas herausgerissen. Die älteren Amerikaner dagegen gerathen vor Erstaunen geradezu außer sich, wenn sie sich überzeugen müssen, daß zehn= oder zwanzigtausend Menschen (an einem großartigen Liederfeste betheiligen sich sogar oft noch weit mehrere) mehrere Tage lang vergnügt und froh bei einander sein können, ohne daß es zu Mord und Todtschlag, ja nicht einmal zu Händeln und Keulereien kommt! Man sieht hieraus, von welch' großer Tragweite derartige Festlichkeiten sind, und ohne Zweifel würde diese Tragweite sich noch bedeutend mehr ausdehnen, wenn alle Deutschen ohne Unterschied jene Tage der Fröhlichkeit und Brüderlichkeit mitmachen würden, allein leider kostet eine solche Gesangs=

woche nicht wenig Geld, so daß gar Viele unserer Landsleute aus Sparsamkeitsgründen wegbleiben müssen, und überdieß betheiligen sich nicht wenige Andere nicht, weil sie sich zu vornehm dünken, um mit den gewöhnlichen Arbeitern und Handwerksgesellen an Einem Tische zu sitzen oder gar zu fraternisiren.

Dieser letztere Umstand bringt uns auf eine andere Charakter-Eigenschaft, welche den Deutschen auch in der neuen Welt anzukleben pflegt, nemlich „auf die berühmte deutsche Einigkeit.“ Merkwürdiger Weise wissen sich nemlich unsere Landsleute in keiner Stadt und keinem Städtchen, wo sie sich mehr oder minder zahlreich niedergelassen haben, mit einander in die Länge zu vertragen, sondern immer gibt's Haß und Zwietracht, sowie Neid, Verhetzung und Verkleinerung. Ja sogar rein deutsche Niederlassungen, deren Amerika doch wenigstens einige zählt, *) gedeihen nur deßwegen nicht in dem Maßstabe, als sie vermöge ihrer guten Lage und wegen des Fleißes ihrer Bewohner gedeihen sollten, weil diese letzteren sich gegenseitig anfeinden und einander, wenn nicht öffentlich, doch heimlich in ihrer Entwicklung hinderlich sind. Kurz es ist kein rechter Zusammenhalt unter den amerikanischen Deutschen, gerade so wenig als unter denen, welche im alten Vaterlande leben, und wenn zehn „links“ wollen, so rufen zwanzig „rechts.“ Dreißig oder vierzig Andere aber begehren gar rückwärts statt vorwärts! Die

---

*) Wir unterlassen es absichtlich, Namen zu nennen (obwohl wir es könnten), da wir Niemanden vor den Kopf stoßen wollen, aber von unsern Lesern in Amerika werden sich Manche unwillkührlich getroffen fühlen.

Ursache dieser ewigen Anfeindungen ist übrigens leicht aufzufinden, denn sie liegt zum ersten in der „Religion,“ zum Zweiten in der „Landsmannschaft“ und zum Dritten in der „Politik“. In der Religion trennen sich die Katholiken von den Protestanten und je weniger die Letzteren von ihrem Protestantismus Gebrauch machen, um so mehr lassen sich die Ersteren von ihrer Geistlichkeit aufstacheln, die Andern als Ketzer oder gar Atheisten zu hassen. Wäre die Geistlichkeit nicht, so möchte vielleicht eher „ein Hand-in Handgehen“ möglich sein, aber die Kuttenträger schüren überall, wo sie hinkommen, und erlauben in Amerika z. B. ebensowenig gemischte Ehen, als bei uns, sobald sich nicht der akatholische Theil vorher verpflichtet, die etwaigen Kinder in der alleinseligmachenden Religion taufen zu lassen. Ein Glück freilich ist's, daß man sie nicht braucht, wenn die Brautleute so vernünftig sind, die Einsegnung „solcher“ Geistlichen nicht zu begehren, aber wie viele Brautleute und besonders wie viele Bräute sind so vernünftig? Noch mehr übrigens als der Religionshaß thut der „Nationalitätenhaß“, denn Nord- und Süddeutsch, sowie insbesondere Platt- und Hochdeutsch stehen sich in Amerika fast schroffer gegenüber als in Deutschland. „Was will der nasenweiße Preuß?“ ruft der Baier, und jener beehrt dann diesen wieder mit dem Titel „eines ungeschlachten groben Klotzes“. „Der blinde Hesse!“ schreit ein Anderer; „der superkluge Sachse!“ ein Dritter, und zum Schluß meint der Westphale: „Ihr seid alle Swoaben.“ Dem Plattdeutschen ist es nemlich nicht möglich „Schwab“ zu sagen, weil er das „Sch“ nicht aussprechen kann; dagegen aber umfaßt er all' die Verachtung, welche er gegen den Hoch- und Süddeutschen in sich trägt, in dem Wort „Swoabe“,

natürlich ohne daran zu denken, daß nur ein ganz kleiner Theil Deutschlands zu Schwabenland gerechnet werden darf! Dieser Nationalitäten- oder vielmehr Landsmannschaftshaß erstreckt sich übrigens nicht blos auf die „ungebildeteren“ Klassen des deutsch-amerikanischen Elementes, sondern selbst die ihre Nase so gar hochtragenden Herren Importers und Großhändler sind davon angesteckt und man kann sich bei uns zu Lande von dem Kastengeist und Cliquenwesen, welches z. B. unter den vornehmen Kaufherren New-Yorks herrscht, gar keinen Begriff machen. Einmal bestimmt die Größe des Reichthums sowie, wenn man sich so ausdrücken darf, der kaufmännische Stammbaum den Rang und zum Andern gibt's Hamburger, Bremer, Lübecker, Kieler u. s. w. Absonderungen. Sie fühlen sich allesammt nicht als „Deutsche,“ sondern vielmehr als Abkömmlinge eines besondern deutschen Stammes und wollen Einer über dem Andern stehen!

Der dritte Grund, warum die Deutschen in Amerika einander befeinden, liegt in den politischen Ansichten, in welchen sie befangen sind. Die nordamerikanische Union ist nemlich bekanntlich immer in mehrere politische Fractionen und Parteien getheilt, von denen jede die andere deßwegen befeindet, um selbst ans Ruder der Regierung zu kommen. Nun sollte man aber meinen, die Deutschen müßten schon ihres Interesses wegen sämmtlich ohne Unterschied auf der Seite derjenigen Partei stehen, welche der Einwanderung am günstigsten ist und zugleich das Panier der wahren Freiheit (also der Unterdrückung der Sclaverei) aufgepflanzt hat. Ist es ja doch eine unumstößliche Thatsache, daß unter allen Nationen Europas die germanische sich von jeher als die Hauptfeindin des Sclavenwesens

erwiesen hat! Ist es ja doch eine weitere Thatsache, daß überall, wo sich die Deutschen in Amerika nur irgend ansiedelten, also selbst in den sogenannten Sclavenstaaten, wie z. B. in Nord-Virginien, Maryland, Kentucky, Missouri u. s. w., das Niggerinstitut wenigstens in ihrer nächsten Nachbarschaft der freien Arbeit Platz machen mußte! Allein sind deßwegen die amerikanischen Deutschen in ihrer Parteiergreifung für den Abolitionismus einig? Nicht im Geringsten, sondern die Einen halten es mit den Demokraten, während die Andern mit den sogenannten Republikanern gehen, ohne daß sie merken, wie die Amerikaner eigentlich nur ihr Spiel mit ihnen treiben. Ja noch mehr! Die Yankees, wenn sie auch ganz entgegengesetzte Politik treiben, hassen sich deßhalb nicht persönlich; die Deutschen aber befeinden sich in solchem Falle geradezu und führen einen Krieg auf Tod und Leben gegen einander. Sieht man nun, warum es auch in Amerika mit der berühmten deutschen Einigkeit gerade so steht, wie in Deutschland selbst? Dazu kommen dann noch die persönlichen Feindschaften, welche man hie und da mit aus Europa herüber gebracht hat, die Eifersüchteleien der Neueingewanderten gegen die sogenannten „Grauen", d. h. gegen die schon längst im Lande Ansäßigen, welche sich das oft etwas absprechende Gebahren der Andern nicht gefallen lassen wollen, sowie endlich das Mißtrauen, von denen die große Mehrzahl der Eingewanderten gegen alle diejenigen beseelt ist, die draußen eine Beamtenrolle spielten. Kurz und gut, ein vollständiges Zusammengehen des amerikanischen Deutschthums ist unmöglich, eben weil das Deutschthum — Deutschthum ist!

Nur in Einem scheinen die sämmtlichen Deutschen

beinahe ohne Unterschied Hand in Hand zu gehen, nemlich darin, sich so schnell als möglich „zu amerikanisiren“. Jeder nemlich sieht, sobald er in die neue Welt eingetreten ist, ein, daß er sein Unterkommen um so weniger gut findet, je weniger er von der englischen Sprache versteht. Man kann doch dem Amerikaner nicht zumuthen, daß er der eingewanderten Deutschen wegen „deutsch“ lernt! In dieser Erkenntniß liegt etwas vollkommen Wahres und wir glauben selbst, daß Keiner unsrer Landsleute fehl geht, wenn er sich so schnell als möglich das fremde Idiom aneignet, allein muß denn Einer deßwegen, weil er englisch zu verstehen sich bemüht, auch darauf ausgehen, sein ganzes „Deutschthum“ zu verleugnen? Muß er sich denn den Anschein geben, als sei Er, der Eingewanderte, ein Eingeborener und Stock-Amerikaner, d. h. mit andern Worten: muß er sich „englisiren“ (gerade wie man in Deutschland Landpferde englisirt) und seine deutschen Sitten, seine deutschen Gewohnheiten und seine deutschen Ansichten sämmtlich über Bord werfen? Auf dem Lande, d. h. unter den Bauern merkt man von dieser Manie des Sichamerikanisirens noch am wenigsten, denn die meisten deutschen Farmer begnügen sich damit, so viel vom Englischen zu lernen, als ihnen zur Verständlichmachung mit ihren englischen Nachbarn unumgänglich nothwendig ist. Ja viele derselben lernen bis zu ihrer Sterbestunde kein Englisch, besonders wenn sie in einer blos deutsch-redenden Umgebung leben! Ganz anders aber ist es in den Städten, denn dort sind die sämmtlichen Arbeiter oder „Gesellen“, sowie auch diejenigen, welche sich als Barbiere, als Wirthe, als Grocer, oder als Importer selbstständig etablirt haben, so zu sagen „gezwungen“, sich wenigstens leidlich englisch ausdrücken

zu lernen. Allein was thun sie nun? Studiren sie wirklich die englische Sprache und geben sie sich Mühe, nicht blos englisch „reden“, sondern auch englisch „schreiben“ zu lernen? Gott bewahre, sondern sie suchen vielmehr das Sichamerikanisiren ganz wo anders! Vor Allem wirft der Kaufmannsjüngling oder Commis gleich von Anfang an den deutschen Rock ganz ab und „äfft“ den Yankee in Allem nach. Ja er geht sogar, wenn irgend möglich, mit keinem Deutschen mehr um und meint um so schneller den Amerikaner anzuziehen, wenn er blos amerikanischen Schnaps trinke und amerikanisch gekochtes Fleisch esse, so daß er sich, weil er den Deutschen nie gründlich los wird, immer mehr oder weniger lächerlich macht. Weit leichter wird es dem, der als blutjunger Bursche nach Amerika hinüber kam, seine deutsche Abstammung zu verläugnen, und am allerleichtesten gelingt dieß den in Amerika von deutschen Eltern Gebornen. Die Kinder der Deutschen wollen nemlich durchaus nicht mehr deutsch sein und Eines verspottet das Andere, wenn dieses sich je noch der „ausländischen“ Sprache bedient. Ja nicht einmal den deutsch-sprechenden Eltern gegenüber brauchen sie andere als englische Ausdrücke und man findet nur zu häufig, daß das Töchterlein oder Söhnlein der eigenen Mutter in's Gesicht lacht, wenn diese das Englische nicht versteht. Ebendaher kommt es auch, daß sogar im Pennsylvanischen, wo doch die deutsche Sprache so zu sagen Landessprache war, diese immer mehr ausstirbt oder vielmehr blos noch von den älteren Personen und den Neueingewanderten gesprochen wird, und daß also das Sichamerikanisiren auch hier immer weiter um sich greift. Allein wenn wir auch hierüber kein Wort weiter verlieren wollen, so müssen wir

uns um so mehr darüber auslassen, wie die große Masse der frisch Herübergekommenen dieß zu bewerkstelligen sucht.

Der Deutsche lernt, wenn er über das Alter der Jugend hinaus ist, nur sehr schwer englisch; allein da er, einmal auf amerikanischem Boden angekommen, um keinen Preis als ein „Greenhorn", d. h. als ein unerfahrener mit Landesart und Landessitte nicht vertrauter Junge erscheinen will, so nimmt er so schnell als möglich verschiedene amerikanische Brocken in den Mund und wirft nun mit diesen um sich, gerade wie wenn er den deutschen Ausdruck dafür nicht mehr fände. Er sagt also z. B. „Store" statt „Laden", „Butcher" statt „Metzger", „Spring" statt „Quelle" und was dergleichen mehr ist. Auch geht er nie in den „Hof", sondern immer in die „Yard", und „läutet" an keiner „Glocke", sondern er „ringt" die „Bell" (ring the bell). Noch weniger weiß er, wie er „Fancy work", oder „Fancy-Artikel" auf deutsch ausdrücken soll, und wenn er Einem sagen will: „Du kannst mich zu beliebiger Stunde besuchen", so sagt er nie anders als: „Du magst in einiger Zeit (any time) kommen". Ja sogar Liebeserklärungen macht er auf halb-englisch und sagt zu seiner Angebeteten sicherlich nie: „ich liebe Dich", sondern: „ich gleiche Dich", weil das englische Wort „like" ebensowohl „Liebhaber" als „sich gleichen" bedeutet. Kurz der deutsche Frischling bestrebt sich, so schnell als möglich „halb-englisch radzubrechen" und meint nationalisirter Amerikaner zu sein, wenn er mit einem solchen Gallimathias um sich werfe.

Damit hat er aber noch nicht einmal genug, sondern er amerikanisirt nicht selten sogar „seinen Namen". Dieß mag zum Theil darin seinen Grund haben, daß der Ame-

rikaner, wenn er den Namen eines Deutschen geschrieben vor sich hat, diesen immer auf englische Manier ausspricht und z. B. Einen, welcher „Binder" heißt, immer so anredet, als ob derselbe „Beinder" hieße, während er einem Andern, der „Lauber" heißt, „Lober" ruft, weil im Englischen das „au" wie „oh" ausgesprochen wird. Was ist also natürlicher, als daß sich der Herr Lauber, damit man seinem Namen den richtigen Klang gebe, von Stund an „Lowber" (was auf englisch wie „Lauber" klingt) schreibt u. s. w. u. s. w. Ebendaher mag es rühren, daß sich Einer, der „Gräter" heißt, in einen „Grater" und ein „Leipoldt" in einen „Liepolt", ein „Jäger" in einen „Yaguer" und was dergleichen mehr ist, umtauft. Allein woher kommt es denn, daß Einer mit dem Familiennamen „Zimmermann" oder „König" oder „Weber" sich nunmehr „Carpenter", „King" oder „Weaver" unterschreibt? Woher kommt es, daß ein „Löwenstein" sich in einen „Livingstom" und ein „Kober" in einen „Cooper" umwandelt? Geschieht es nicht deßwegen, weil diese Namen altenglischen Ursprungs sind und weil also der Deutsche, der sich dieselben anmaßt, dem Amerikaner gegenüber „als ein Eingeborener" erscheinen will? Aehnliche Beispiele könnten wir noch zu vielen Hunderten anführen, allein zur Ehre unserer Landsleute müssen wir doch constatiren, daß nur der geringere Theil derselben seine Devotion gegen das Yankeethum bis zur Amerikanisirung des angeborenen Familiennamens steigert. Im Gegentheil ist es Thatsache, daß nicht sowohl die eigentlichen „Deutschen" als vielmehr die „Juden" unter denselben, die ja ohnehin mit dem Yankee am meisten Aehnlichkeit haben, solcher Schamlosigkeit obliegen.

So sehr sich nun aber auch viele Deutsche anstrengen, sich auf diese oder jene Weise zu amerikanisiren, so gelingt es ihnen doch nur selten, und der großen Mehrzahl nach merkt man ihnen ihre deutsche Geburt hinten und vornen an. Ja nicht einmal das erreichen sie, daß sie sich hiedurch bei dem Amerikaner beliebt machen, sondern sie geben vielmehr der Verachtung, welche fast jeder Yankee dem deutschen Elemente gegenüber fühlt, nur neue Nahrung. Wenn man nemlich von der Stellung der Deutschen zu den eingeborenen Amerikanern sprechen will, so darf man ohne weiteres den Satz aufstellen, daß unter ihnen keine gegenseitige Liebe und Hochachtung besteht, sondern, daß vielmehr von allen Eingewanderten der Deutsche am wenigsten die Sympathie des Eingebornen für sich hat. *) Ausnahmen kommen allerdings vor und vielleicht sogar recht viele Ausnahmen, sowie sich überhaupt der Amerikaner den Anschein gibt, als ob er die deutsche Nation, die einem Humbold und Göthe, sowie einem Luther und Melanchthon das Leben gab, überaus hoch stelle. Allein er macht einen himmelweiten Unterschied zwischen dem „europäischen Deutschland" und zwischen dem „Deutschthum, welches nach Amerika herüberkommt", und ist in seinem Innern vollständig überzeugt, daß dieses letztere zum bei weitem größten Theil aus einer „Art von Abschaum" bestehe, welchen man nur deßwegen über's Wasser befördere, um ihn zu Hause los zu werden. Wie könnte er nun aber diesen „Abschaum" mit einem andern Auge betrachten, als dem des Hasses

*) Warum im „Allgemeinen" die Amerikaner den Eingewanderten, sie mögen nun einer Nation angehören, welcher sie wollen, nicht hold sind, haben wir schon in dem kurzen Aufsatze: „Verbrechen, Einwanderung und Nativismus" gesehen.

und der Verachtung? Man darf übrigens ja nicht glauben, daß diese Gesinnungsweise erst etwa in neuerer Zeit in Amerika Platz gegriffen habe, sondern dieselbe war vielmehr schon lange vorher, ehe die Yankees sich von England losschälten, dort zu Hause, und wir erlauben uns zum Beweise dieser Thatsache statt aller weitläufigen Auseinandersetzungen nur allein auf ein bekanntes Rescript hinzudeuten, welches seiner Zeit die Colonialregierung von Massachussetts dem englischen Parlamente zu London vorlegte. Etwa zwanzig Jahre vor der amerikanischen Revolution nemlich wollte die englische Regierung in den sogenannten Neuengland-Staaten ein Regiment Soldaten aus protestantischen Deutschen (lauter frisch Eingewanderten oder Söhnen von solchen) errichten; allein die Colonien wehrten sich mit Händen und Füßen dagegen und zwar aus folgenden Gründen. „Erstens weil es Grundsatz sei, daß ein Fremder kein Amt erhalten könne. Zweitens weil die Deutschen die englische Sprache nicht verständen und in Sitten wie Gewohnheiten von den Neuengländern abwiechen. Drittens weil sie unmöglich von derselben Vaterlandsliebe beseelt sein könnten, wie die Eingeborenen. Viertens endlich, weil sie allgemein in den Colonien nicht als Gleichberechtigte, sondern nur als Diener und Gehülfen betrachtet würden.“ So sprach man damals und ganz dieselben Gründe des Hasses und der Verachtung walten auch jetzt noch vor, obwohl nunmehr hundert oder hundert und zehn Jahre dazwischen liegen. Der Deutsche ist dem Amerikaner möglicher Weise willkommen, so lange er nichts sein will als ein Diener und Gehülfe, dagegen betrachtet er ihn immer „als einen Fremden“, der nie so denken und handeln könne wie ein Eingeborener. Die Schuld

hievon liegt vor Allem „in der deutschen Sprache", sowie „in der deutschen Lebensweise", welche unsre Landsleute, trotz aller Manie sich zu amerikanisiren, nie ablegen, und darum ist sogar der Irländer, obwohl derselbe in Beziehung auf Brauchbarkeit, Geschicklichkeit und Sittlichkeit tief unter dem Deutschen steht, dem Yankee (in mancher Beziehung wenigstens) lieber, einfach weil derselbe „englisch spricht". Ueberhaupt hält das gemeine Volk unter den Yankees jeden, der sich nicht „amerikanisch" auszudrücken versteht, für ebenso „dumm" als „roh", und überdieß will es ihm nie in den Sinn, daß man, wie der Deutsche thut, an der Natur, an geselliger Fröhlichkeit, an Musik und Gesang, und was dergleichen mehr ist, eine Freude haben kann. Noch mehr stößt es sich an dem vielen „Lagerbiertrinken" der Deutschen, da es ja beinahe durchaus der Temperenz-Heuchelei huldigt, und am allerwiderwärtigsten ist es ihm, daß unsre Landsleute Sonntags die Kirche so wenig frequentiren, dagegen um so mehr die Wirthshäuser, aus denen — oh des Greuels — sogar am Tage des Herrn lustige Walzer heraustönen! Uebrigens nicht blos die Ungebildeten unter den Yankees verfolgen den Deutschen mit ihrem Hasse und Vorurtheile, sondern auch die Gebildeten, indem sie den Satz aufstellen, daß Leute, aus deren Mitte sie alle ihre Dienstmädchen nähmen, unmöglich andere Seelen, als Bedienten-Seelen haben könnten und demnach nicht würdig seien, dieselben politischen Rechte auszuüben, wie sie, ihre Herren. Ja manchem Amerikaner ist der Nigger lieber, als der Deutsche, weil er jenen seiner Hautfarbe wegen ungenirt mit Geringschätzung behandeln darf, während er gegen diesen wenigstens noch „einige" Rücksicht zu nehmen hat! Zugegeben übrigens, daß dergleichen

Amerikaner jedenfalls als bornirte Nativisten anzusehen sind, so werden aber umgekehrt selbst diejenigen Eingeborenen, welche zu den Aufgeklärten zählen und die Einwanderung mit günstigem Auge betrachten, nie zu dem Geständniß zu bringen sein, daß die Deutsch-Amerikaner auf den Bildungsgrad und die geistige Entwicklung der eingebornen Amerikaner je irgend einmal einen thatsächlichen Einfluß ausgeübt hätten. Kurz es ist nicht wegzudisputiren, daß der größte Theil der Amerikaner den eingewanderten Deutschen mit Haß und Verachtung betrachtet, und zwar mit einem Hasse und einer Verachtung, die sich bei jeder Gelegenheit auch äußerlich geltend machen. Nicht daß etwa ein neuenglischer Farmer, der einen Knecht braucht, oder ein Yankee-Fabrikherr, welcher Arbeiter nöthig hat, das deutsche Element nicht benützte! Im Gegentheil, er thut dieß regelmäßig, einfach weil er seinen Vortheil dabei findet; aber er wird, wenn er „unter Seinesgleichen" von einem dieser seiner geschickten und fleißigen Arbeiter spricht, doch nie unterlassen, denselben „einen Dutchman" oder gar „einen Regular-Dutch-Blockhead", d. h. einen eingefleischten deutschen Querkopf zu nennen. Noch weit häufiger bedient sich, wie man sich wohl denken kann, die große Masse des ungebildeten Amerikanerthums solcher Schimpfausdrücke und dieselbe läßt den Deutschen bei jeder Gelegenheit fühlen, daß derselbe „einer untergeordneten Race" angehört. Man besteige z. B. in der guten Stadt Newyork oder Boston oder selbst Philadelphia einen der vielen Eisenbahnzüge, welche auf Pferdebahnen die Straßen durchkreuzen, so wird man finden, daß jeder einsteigenden Dame von den im Wagen sitzenden Stock-Amerikanern aus Höflichkeit im Augenblicke Platz gemacht wird. Sieht man dagegen die-

ser Dame, trotz ihrer eleganten Kleidung, an, daß sie eine Deutsche ist — und notabene ein Yankee hat in dieser Beziehung ein ungemein scharfes Auge —, so wird es Niemanden einfallen, sich zu erheben, um der Lady einen Sitz anzubieten. Liegt nun hierin nicht ein klarer Beweis, wie die Neu-Engländer unsern Landsleuten gegenüber denken? Noch klarer aber wird dem Leser vielleicht die Sache, wenn wir ihm erzählen, wie es vor einigen Jahren bei dem Untergang des großen Dampfschiffes „Central-Amerika" zuging. Damals kam dem untergehenden Schiffe, gerade im entscheidenden Momente, die von Kapitain Hernton befehligte Barke Marion zu Hülfe und es wurden sofort alle Anstalten getroffen, um die Passagiere und Mannschaft der Central-Amerika zu retten. Zu allererst kamen die Damen an die Reihe, wohl verstanden aber die deutschen Ladies nicht zugleich mit den amerikanischen, sondern erst nachdem die Letzteren bereits in Sicherheit gebracht waren. Kaum hatte man übrigens die Frauenwelt durch die hochgehende See, in welcher die Rettungsnachen sich oft fast gänzlich mit Wasser füllten, glücklich auf die Marion hinüber gebracht, so versah man die amerikanischen Damen auf's Zuvorkommendste mit Mänteln und andern Kleidungsstücken, wie sie sich eben vorfanden, und wies ihnen zugleich die besten Kajüten an, damit sie sich daselbst von dem kalten Bade erholen könnten. Dagegen aber, wie benahm sich Kapitain Hernton gegen die deutschen Ladies? Er ließ sie, ohne sich irgend Gewissensbisse darüber zu machen, drei Tage und drei Nächte lang in ihren nassen Kleidern auf dem Verdecke kampiren, unter dem Vorwande, daß in den Kajüten alles überfüllt sei! Ja noch mehr: die sämmtlichen deutschen Passagiere, Herren wie Frauen-

zimmer, mußten für ihre Ueberfahrt in den nächsten Seehafen je fünfundzwanzig Dollars als Passagegeld bezahlen, während die sämmtlichen Amerikaner vollkommen gratis befördert und noch überdieß mit einer Rücksicht behandelt wurden, von welcher die Deutschen nichts erfuhren! So ging es damals auf der Barke Marion zu. Nun wird uns aber vielleicht der geneigte Leser den Einwand machen, daß solches ein Ausnahmsfall gewesen sei, und daß man von dem Benehmen des Kapitain Hernton noch nicht auf das Betragen der übrigen Amerikaner schließen dürfe, allein die Zweifelnden mögen sich nur in eigener Person nach der neuen Welt begeben, so werden sie sich schon nach sehr kurzem Aufenthalte überzeugen, daß die Herrn „Herntons“ daselbst nicht die Ausnahme, sondern vielmehr die Regel bilden. Man besuche einmal eine der vielen öffentlichen Gerichtssitzungen, welche alltäglich in den größeren und kleineren Städten stattfinden, und sehe da zu, wie die verschiedenen Partien behandelt werden. Wird man da nicht alsbald die Gewißheit erlangen, daß, wenn Deutsche gegen Amerikaner prozessiren, die letzteren immer besser wegkommen? Wir wollen damit nicht sagen, daß die „sämmtlichen“ Richter Nordamerika's „wissentlich und absichtlich“ ungerecht urtheilen, aber wir behaupten ungescheut, daß sie beinahe immer, vielleicht ohne daß sie sich dessen bewußt sind, innerlich Partei nehmen und geneigt sind, den Deutschen eher für den Schuldigen zu halten, als ihren Sprachgenossen und Landsmann. Ja schon aus den bloßen Zeugenverhören ist dieß ersichtlich, denn man beobachte nur die Rücksicht und Artigkeit, mit welcher ein Amerikaner, wenn er als Zeuge auftritt, behandelt wird, während der Deutsche in diesem Falle nicht selten eine kalte, abstoßende,

an seiner Aussage zweifelnde Anrede hören muß! Ueberdieß ist es nicht eine durch langjährige Erfahrung bewiesene Thatsache, daß man die Deutschen, wo nur immer möglich, bei allen Anstellungen und Aemterverleihungen übergeht? Fünf Millionen Deutsche könnten doch gegenüber von zwanzig Millionen Neuengländern, Südländern, Irländern u. s. w. verlangen, daß der fünfte Theil der Beamtungen Leuten aus ihrer Mitte überwiesen werde, allein weder der fünfte, noch der zehnte, noch der zwanzigste Theil kommt ihnen zu, sondern kaum der hundertste oder gar nur der zweihundertste. Als Vorwand solcher Nicht-Anstellung wird stets angeführt, die Deutschen hätten nicht die nöthige Sprachkenntniß und verständen überdieß als Eingewanderte die Verhältnisse zu wenig, als daß man sie mit Aemtern betrauen könnte; der eigentliche Grund aber liegt darin, daß man das deutsche Element um jeden Preis nicht aufkommen lassen will, denn selbst in den Fällen, in welchen Deutsche bei weitem besser passen würden, als ihre amerikanischen Concurrenten, zieht man die letzteren vor und wirft die ersteren kurzweg bei Seite. Man lese nur einmal eine unparteiisch geschriebene Geschichte des Unabhängigkeitskrieges, d. h. des Krieges, in welchem sich Nordamerika von England losmachte, wer zeigte sich da am tapfersten und wem war der schließliche Sieg hauptsächlich zu verdanken? Sicherlich Niemanden anders, als den tapfern Regimentern, welche die Deutschen Pennsylvaniens, Virginiens und Neuyorks stellten. Dieß ist eine „bewiesene" Thatsache, und der berühmte Obergeneral Washington erkannte die Tapferkeit unsrer Landsleute auch dadurch an, daß er, wo etwas Kühnes auszuführen war, immer oder wenigstens haupt-

sächlich die deutschen Regimenter dazu verwandte. Wer nahm aber den Lohn und den Ruhm in Anspruch? Nun natürlich nur allein die Neuengländer oder Eingeborenen, und sobald der Krieg zu Ende war, schüttelte man die „Germanfriends“ mit einem Topf voll Undank von sich ab. Dieß erfuhren außer den Generalen Kalb und Steuben, außer den Obristen Mühlenberg, Helfenstein, Müller, Bonner, Schmeißer, Hiester, Ludwig, Fersen, Ziegler, Glaßbeck u. s. w. u. s. w. noch eine große Menge von andern Deutschen, und wenn man jetzt eine „im amerikanischen Sinne“ verfaßte Geschichte jenes Krieges zur Hand nimmt, so sollte man geradezu meinen, die Neuengländer hätten alles „ganz alleinig“ zu Wege gebracht. Gerade ebenso verfuhren die Amerikaner auch im letzten mexikanischen Kriege, in welchem die nordamerikanische Armee zu vollen zwei Fünftheilen aus deutschen Freiwilligen bestand. Der Krieg dauerte bekanntlich vom Jahre 1846 bis zum Jahre 1848 und endigte nur allein durch die deutsche Tapferkeit (ohne welche General Taylor zugestandenermaßen gar kein Resultat hätte erlangen können) mit dem vollständigen Siege der vereinigten Staatentruppen. Allein wer erntete den Ruhm und wer den Vortheil? Nun natürlich die amerikanischen „Helden“ und keine andern! Den Deutschen ließ man die Mühe sowie das Bewußtsein, die meisten Todten auf dem Platze gelassen zu haben, weil „sie“ kämpften, während „die Yankees“ flohen, und — damit mußten sie sich begnügen! *)

---

*) Der Curiosität halber wollen wir folgendes Stücklein erzählen. Ein deutscher Trompeter, mit Namen Wenzel, nahm in

So steht es mit den Deutschen in Nordamerika, aber dennoch geben wir die Hoffnung nicht auf, daß unser landsmännisches Element trotz allem dem mit der Zeit sich Bahn brechen werde. Damit wollen wir allerdings nicht sagen, daß in diesem oder jenem Theile der Union deutsche Staaten mit deutscher Gesetzgebung, mit deutscher Sprache und mit deutschen Einrichtungen in Aussicht stehen (obwohl z. B. die Schweiz den Beweis liefert, daß zweierlei oder gar dreierlei Nationalitäten ganz gut in einer und derselben Republik vereinigt sein können); aber wir wollen die Erwartung aussprechen, daß nach und nach deutsche Sitte und Geselligkeit, deutsche Bildung und Wissenschaft, sowie endlich deutsche Ehrlichkeit und Charakterfestigkeit auch unter den Amerikanern Platz greife und allgemach das Yankeethum, wenn nicht „verdränge", so doch „veredle". Es sind dieß allerdings nur schwache Hoffnungen und es gibt Leute, die auch jetzt noch steif und fest behaupten, in Amerika müsse alles Deutschthum, sobald es vom Yankeewurme benagt sei, mit Nothwendigkeit vermodern, damit auf seinem Grabhügel das Amerikanerthum aufblühe; aber ist nicht umgekehrt anzuführen, daß nunmehr nicht blos in jedem „Staate" der Union, sondern sogar in jeder nur halbwegs

---

einem Scharmützel den mexikanischen General Vega gefangen und führte denselben, nachdem er ihm den Degen abgenommen hatte, zu dem Rittmeister seiner Schwadron, einem Yankee mit Namen May. Was geschah nun? May wurde zum Obersten befördert, da er die Gefangennahme des Generals für seine eigene Heldenthat ausgab, und galt überdieß von nun an als der Tapferste der Tapfern im ganzen amerikanischen Heer. An den deutschen Trompeter aber dachte kein Mensch und obwohl der wahre Sachverhalt später durch Zeugen vollständig bewiesen wurde, so blieb derselbe doch ganz und gar unberücksichtigt. Was will man mehr?

bedeutenden „Stadt" deutsche, und zwar recht weit verbreitete deutsche Zeitungen existiren, welche das Deutschthum vertreten? *) Ist nicht weiter anzuführen, daß sogar die deutsche Literatur aufzublühen beginnt, und daß in Neuyork, Cincinnati, Philadelphia, St. Louis u. s. w. deutsche Buchhandlungen erstanden, welche unsere Landsleute über'm Wasser drüben mit allen neueren besseren Erscheinungen Europa's bekannt machen? Ist nicht endlich anzuführen, daß seit dem letzten Jahrzehnt eine Menge von deutschen Schulen und darunter sogar nicht wenige bessere Unterrichtsanstalten gegründet worden sind, in welchen deutsche Söhne und Töchter eine ebenso gründliche Ausbildung erhalten, als im alten Vaterlande? Solche Zeichen können doch nicht trügen, sondern es liegt in ihnen der Beweis, daß das Deutschthum in der Union im faktischen Aufblühen begriffen ist und am Ende doch noch den ihm längst gebührenden Einfluß auf Nordamerika gewinnt!

---

*) Die erste deutsche Zeitung wurde im Jahre 1729 in der deutsch-pennsylvanischen Niederlassung German-Town unter dem Titel „der pennsylvanisch-deutsche Berichter" von einem Württemberger, Namens Christoph Sauer, gegründet. Etwas später, anno 1743, kam das hochdeutsche „Pennsylvania-Journal" heraus, und noch später, anno 1771, „der pennsylvanische Staatsbote". Der „Readinger Adler" erschien anno 1797 in Reading, also ebenfalls im Pennsylvanischen, und besteht jetzt noch; die meisten der jetzigen deutschen Zeitungen aber verdanken ihren Ursprung nur erst der Einwanderung von 1830 bis 1860.

9.

Wie speist man im Lande der Yankees.

Die Franzosen behaupten, ihre Küche habe die Runde durch die ganze Welt gemacht, und sie vermeinen hierin, wie in der Kleidung, vollkommen den Ton angeben zu können. Allein sie täuschen sich, denn im Essen und Trinken gehören jeder Nation ihre Eigenthümlichkeiten, welche sie nicht so leicht fallen läßt, und Klima, Naturerzeugnisse und was dergleichen mehr ist, richten sich nicht nach dem Pariser Tone.

Dem Deutschen, welcher Nordamerika besucht, fällt es besonders auf, daß er fast nirgends eine „Suppe" findet. In seinem Heimathland ist es Styl, den Freund „auf einen Teller Suppe" einzuladen und diese paar Worte bedeuten nicht mehr und nicht weniger als die Mittagsmahlzeit; in den Vereinigten Staaten dagegen ist dieses Sprüchwort vollständig unbekannt und wenn man es brauchte, so verstände man es nicht, einfach deßwegen, weil man von einer Suppe nichts weiß. Eine gewöhnliche Hausfrau nemlich kann es sich gar nicht denken, wie man eine solche nur überhaupt bereitet, und selbst in den reicheren Privathäusern, die Gasthöfe ebenfalls nicht ausgenommen, war bis vor Kurzem jenes Wort eine ganz unbekannte Größe. In neuester Zeit jedoch haben einzelne

größere Hotels angefangen, auch Suppe auf den Speisezettel zu setzen, allein es geschieht dieß nur der Fremden wegen und außer ihnen macht fast Niemand von der neumodischen Speise Gebrauch. Ein Wunder ist dieß aber nicht, denn „diese" Art von Suppe hat keineswegs besonders viel Einladendes, schon deßwegen nicht, weil man keine Abwechslung in sie zu bringen versteht. Man kauft nemlich, um sie zu bereiten, das allerwohlfeilste und allerschlechteste Stück vom Ochsen, das Halsstück oder den untersten Theil des Fußes, siedet dasselbe aus, um es nachher als unbrauchbar zum Essen wegzuwerfen, bringt sofort verschiedene Pflanzen, als da sind Thymian, Pfefferkraut, Zwiebeln und Kartoffeln in die Brühe, fügt dann noch einiges Gewürz, wie z. B. Nelken und Muskatnüsse hinzu, mischt zuletzt noch etwas gehackten Fisch nebst einem Becher voll Rothwein hinein und — die Suppe ist fertig. Man gibt einer solchen Brühe den großartigen Namen „Chowder," allein deßwegen bleibt dieselbe doch ein so unschmackhaftes Gemengsel, daß ein Deutscher oder Franzose sie kaum hinunterzubringen vermag. Welch' ganz anderes Labsal gewähren da die dutzenderlei von Suppenarten, welche unsere europäischen Hausfrauen zu bereiten verstehen! Doch daß wir es nicht vergessen, im Yankeelande wird nunmehr auch die Schildkrötsuppe nachgemacht, jene berühmte Suppe, welche bei dem großen Festessen des Lordmajors von London eine so hervorragende Rolle spielt, und sie ist wirklich gut, diese Suppe! Allein in den Privathäusern, die allerreichsten ausgenommen, weiß man nichts von ihr, und in den Gasthöfen oder Restaurationen wird sie mit einem Preise bezahlt, daß nur der Feinschmecker, welcher das Geld nicht anschlägt, nach ihr

greift. Ueberdieß sind nicht die Präliminarien, welche einem Schildkrötsuppenessen in den großen Städten Amerika's voranzugehen pflegen, in der That eckel- wenn nicht gar schaudererregend? Sobald nemlich der Inhaber eines Lokals, der eine solche Suppe seinen Gästen vorsetzen will, die Schildkröte um sein gutes Geld gekauft hat, legt er sie schon Morgens früh auf den Rücken vor dem Straßeneingang seines Speisesalons, und läßt das große mächtige Thier den ganzen Tag lang in der Sonne zappeln, ohne ihm auch nur einen Trunk zu reichen. Die Vorübergehenden sollen sich durch den Augenschein überzeugen, daß er wirklich eine „lebende" Schildkröte zu der Suppe verwendet, und neben dem erspart ihm ja eine solche Ausstellung jede gedruckte Einladung vermittelst der Zeitungen! Was kümmern ihn also die zwölfstündigen Qualen des armen Thieres?

Eben so schlecht wie mit der Suppe ist es in Nordamerika mit den Gemüsen bestellt. Spinat, Gelberüben, Schwarzwurzeln, Spargeln, Kohl, Carviol, Mangold, süße Rüben, Bohnen, Linsen, Erbsen, sogar Sauerkraut — was weiß der Nordamerikaner von all' diesen Delikatessen? Ja, wenn er derlei Gartenerzeugnisse auch „sieht", oder wenn er sie sogar „kauft", so versteht er es doch nicht, sie zu bereiten! Höchstens nimmt er einen ganzen Kohlkopf, reinigt ihn, brüht ihn im Salzwasser ab und bringt ihn in dieser Form auf den Tisch, jedem Gaste Gelegenheit gebend, sich seine Portion, nach Belieben, groß oder klein, vom ganzen Haupte abzuschneiden. Ganz auf dieselbe Art zubereitet werden auch Kartoffeln als Gemüse aufgetragen. Ebenso grüne noch im Saft stehende Welschkornkolben, sowie auch Bohnen, Spargeln, Blumenkohl u. s. w.;

allein der Deutsche findet natürlich derlei Speisen vollkommen geschmacklos. Auch der Amerikaner liebt sie nicht, sondern läßt sie meist verächtlich stehen; dagegen aber fängt er an in den Gegenden, wo viele Deutsche wohnen, ein starker Sauerkrautesser zu werden und wenigstens insgeheim die Restaurationen zu besuchen, in welchen dieses Labsal zu haben ist. Es schmeckt ihm gar wohl, das Sauerkraut, und ich habe viele der eingefleischtesten Yankees bemerkt, die davon zwei und drei Portionen, was man sagt, auf einen Sitz verzehrten. Davon jedoch kann nicht die Rede sein, daß Einer diese seine Verirrung öffentlich bekennen oder gar seine Frau auffordern würde, für die Zukunft die Tiefen des Sauerkrautbereitungssystems zu ergründen! Eben deßwegen hat auch jede Amerikanerin einen wahren Horror vor der besagten Speise und sogar in einem Gasthofe würde ein amerikanischer Koch seine Ehre für verletzt halten, wenn man ihm zumuthete, das Lieblingsessen der Deutschen auf den Tisch zu bringen. Kurz, der Yankee muß sich damit begnügen, alle seine Gemüse „in Salz abgesotten" zu genießen, und wer sie so nicht essen will, der mag sie stehen lassen. Eine Amerikanerin hat keine Zeit, einen halben Tag mit Kochen zuzubringen, und wenn sie auch Zeit dazu hätte, so würde sie sich doch keinesfalls einem solch langweiligen Geschäfte unterziehen. Ueberdieß ist wohl zu bemerken, daß die meisten der oben genannten Gemüse von amerikanischen Gärtnern gar nicht gepflanzt werden, sondern nur allein von eingewanderten Deutschen, und man kann sie also an vielen Orten, selbst wenn man wollte, nicht bekommen. Ja einzelne derselben, wie z. B. Linsen, sind überhaupt nur importirt zu haben, weil sie,

bis jetzt wenigstens, noch gar nicht unter die amerikanischen Cerealien gehören.

So bleibt also, da Suppe und Gemüse fehlen, in Nordamerika als Hauptspeise nichts übrig, denn Fleisch, allein auch dieses wird auf eine ganz andere Art zubereitet, als bei uns. Hiegegen spricht allerdings die Wortbenennung der verschiedenen Fleischsorten, denn es ist eine eigenthümliche Erscheinung, daß dieselben sämmtlich „französisch" klingen, so daß man versucht wäre, zu glauben, die amerikanische Küche könne nur eine französische sein. So heißt z. B. das Ochsenfleisch: »Beef« (Boeuf), während der Ochse selbst auf amerikanisch oder englisch »Ox« benannt wird. So heißt das Schaffleisch »Mutton« (Mouton), das Schaf aber »Sheep«; so das Schweinefleisch »Pork« (Porc) und das Schwein »Swine«; so das Kalbfleisch »Veal« (Veau) und das Kalb »Calf«. Ohne Zweifel kommt dieß daher, daß die Normannen, als sie England eroberten, dort die vorgefundenen Ochsen, Schafe, Schweine und Kälber unter der Benennung nehmen mußten, wie sie ihnen von den unterjochten Angelsachsen geliefert wurden, daß sie dagegen das Fleisch der geschlachteten Thiere auf ihre Art zubereiteten und demselben daher auch den gewohnten vaterländischen, d. h. französischen Namen gaben. Allein wenn man hieraus den Schluß ziehen wollte, daß die jetzige amerikanische Küche auch noch im französischen Style geführt werde, so würde man sich vollkommen täuschen, denn nie gab es einen größern Gegensatz. Nehmen wir nur z. B. das französische „Boeuf", — ist dieses etwa in dem amerikanischen „Beef" wieder zu erkennen? Wahrhaftig wo denkt denn ein Yankeekoch daran, je einmal Ochsenfleisch zu „sieden" und wo wäre vollends

ein eingeborener Amerikaner dahin zu bringen, ein solches Zeug zu verspeisen? Beef in allen Formen, nur um Gotteswillen nicht gesotten! Da wird ja alle Kraft ausgesogen und es bleiben nur die zähen Fasern übrig! Die beste Bereitungsart des Ochsenfleisches nach amerikanischen Begriffen ist also, wenn man dasselbe in Beefsteak, Cornbeef oder Roastbeef, verwandelt, und wer es in anderer Form genießt, der muß schon dem Hungertode nahe sein. „Ein Beefsteak?“ fragt nun der Deutsche, und meint, ein solches könne er sich auch wohl gefallen lassen; allein er denkt nicht daran, daß ein amerikanisches Beefsteak in zwei Minuten fertig ist, weil man es noch blutig in halbrohem Zustande verzehrt. Ein wirklich durchgebratenes hätte für einen Yankee allen Wohlgeschmack verloren und er würde es als kraft- und saftloses Zeug ausspucken! Das „Cornbeef“ besteht aus großen ausgebeinten Stücken Rindfleisch, welche man einige Wochen lang in Salz oder Salpeter legt, damit sie recht haltbar werden, und die Bereitung ist äußerst einfach. Man bringt nemlich das besagte Fleisch, sobald man es genießen will, mit etwas Schmalz über ein gelindes Feuer und läßt es da so lange dampfen, bis es weich genug ist, um geschnitten werden zu können. Nun stellt man es an die Luft und verzehrt es kalt zu jeder Mahlzeit, besonders zum Frühstück und zum Abendessen. Auch schmeckt es in der That, wenn von einem kräftigen Ochsen genommen und nicht zu arg gesalzen, gar nicht schlecht, und der Amerikaner zieht es daher jeder andern kalten Speise vor; wenn es dagegen, was gewöhnlich der Fall ist, lange Zeit in einer Salpeterlauge lag, so ist es für einen andern Menschen, als einen Yankee kaum zu genießen. Am wohlschmeckendsten

dürfte noch das „Roastbeef“ genannt werden. Es ist dieß eine Art Lendenbraten, der vom saftigsten Theile des Ochsen genommen und entweder kalt oder warm verspeist wird, nachdem man denselben auf dem Roste über Kohlen langsam gahr gemacht hat. Allein so mürbe und kräftig auch ein solcher Braten schmeckt, so kommt er doch, weil seine Preise sich ziemlich hoch stellen, fast nur dem Reichen zu gut. Man kann nemlich nur die allerbesten Stücke des Ochsen dazu verwenden, d. h. entweder das „Tenderloin“, zu deutsch „das zarte Lendenstück“, oder das „Sirloin“, zu deutsch dasjenige Lendenstück, welches nur auf den Tisch eines „Sire“ oder Reichsbaronen paßt. Kein Wunder also, wenn das Sirloin am ganzen Ochsen bei weitem am theuersten bezahlt wird! Ueberhaupt dürfte hier die Bemerkung nicht überflüssig sein, daß die Preise des Ochsenfleisches sich in Amerika stets nach der Qualität der Theile richten, die man zu haben wünscht, und daß also die besseren Stücke nur allein auf die Tafel des Reichen kommen. Deßwegen ist auch weder ein Beefsteak, noch ein Cornbeef, noch ein Roastbeef zu verachten, wenn man zu dem ersten den Hinterschenkel, zu dem zweiten den Brustkern, und zu dem dritten das Nierenstück verwendet; allein für die große Masse des Volkes sind die übrigen Theile des Schlachtviehs gut genug und der gewöhnliche Yankee muß sich daher mit dem sogenannten „Saltbeef“, d. h. mit den geringsten Sorten des Ochsen, welche von den Mezgern dick mit Salpeter getränkt fässervollweise eingemacht werden, begnügen. Besser aber Hunger leiden, denn Saltbeef essen!

Nach dem Ochsen kommt in Nordamerika sogleich das „Schwein“ und man darf mit Recht sagen, daß „wenn in den größern Städten das Ochsenfleisch die Hauptnahrung

der Menschen bildet, auf dem Lande alle Welt nur von Schweinefleisch lebt. Besonders in den westlichen Staaten herrscht dieser Nahrungszweig vor und man wüßte dort gar nicht, mit was man seinen Hunger stillen sollte, wenn es kein Schweinefleisch gäbe. Selbst die Juden machen von dieser Regel in den weiten Revieren des Westens keine Ausnahme und jener alte Hebräer hatte ganz Recht, als er einem Spötter die Antwort gab: „Na schneiden Sie mich auf, und Sie werden finden, daß ich schon bin halb Schweinefleisch.“ Daran ist jedoch nicht zu denken, daß man es die ganze Zeit über „frisch“ oder „süß“ bekäme, sondern es wird im Gegentheil fast durchaus in eingepöckeltem Zustande, als „Saltpork“ genossen. In den Städten allerdings wird jeden Tag gemezget, aber wie wäre dieß auf dem Lande möglich? Dort leben ja die Farmer oder Bauern in einzelnen Höfen zerstreut und müssen sich, weil sie viel zu weit in die Stadt haben, ihr Fleisch selbst schaffen. Es bleibt ihnen also nichts Anderes übrig, als alle sechs oder acht Wochen ein Schwein zu schlachten, dasselbe einzusalzen, und so nach und nach zu verzehren. Daher kommt es denn auch, daß nicht sowohl Schweinefleisch, als vielmehr „schweinenes Pöckelfleisch“ die einzige Nahrung des amerikanischen Bauern bildet, und daß oft Monate lang nichts Anderes auf seinen Tisch kommt. Er genießt es zum Frühstück wie zum Mittagessen, zum Mittagessen wie zum Abendbrode, und die einzige Abwechslung besteht darin, daß es wenigstens einmal des Tages warm aufgetragen wird. Gut geschmort schmeckt es nun allerdings nicht so gar übel und besonders die deutschen Einwanderer machen sich im Anfang mit einem ungeheuern Appetite darüber her; allein wenn man

sich gezwungen sieht, es Monate lang dreimal des Tages fort und fort zu genießen, so erzeugt es am Ende einen förmlichen Eckel und mancher sehnt sich dann nach seiner abgenommenen Milch mit Kartoffeln im alten Vaterlande zurück. Ja sogar Krankheiten entstehen aus dem fortgesetzten Genusse, insbesondere der Skorbut, denn die amerikanischen Schweine werden außerordentlich fett und man bekommt daher nicht sowohl „Fleisch" als „Speck" zu essen. Der letztere aber muß außerordentlich stark gesalzen werden, um ihn genießbar zu machen und lange zu erhalten! Abgesehen übrigens von dem Saltpork gewährt auch das „frische" Schweinefleisch nicht den Genuß, welchen man bei uns davon hat. Man versteht es nemlich in Amerika nicht, einen guten Schweinsbraten, welcher durch und durch fertig wäre, herzustellen; sondern man ißt das Fleisch in der Regel nur halb geschmort, so daß bei jedem Schnitt das Blut nachläuft. Noch weniger kennt man unsere Schweins-Coteletten, welche den Köchen allzu viele Mühe machen würden; dagegen aber werden in den Gasthöfen oft und viel Schweinsköpfe mit Citronen und verschiedenen andern Zierrathen geschmückt in geröstetem Zustande mit weit aufgesperrten Mäulern aufgetragen, und merkwürdiger Weise heißt man diese Speise weder „Porkhead", noch „Swinehead", sondern vielmehr „Hogshead", zu deutsch Saukopf. Es sind dieß übrigens mehr Schaustücke und man trägt sie gewöhnlich, weil ja doch kein Mensch etwas davon essen könnte, unzerlegt wieder ab.

„Hammelsbraten" ist in den Städten Amerika's nicht unbeliebt, allein man darf auch hier weniger an ein gebratenes als an ein geschmortes Stück Fleisch denken und es wird daher, weil es sonst nicht zu genießen wäre,

meist kalt verzehrt. Gesottenes Hammelfleisch, wie wir es zu grünen Bohnen u. s. w. lieben, kommt gar nicht vor und noch weniger eingebeiztes. Was verstünde auch eine amerikanische Hausfrau einen ordentlichen „Lack", wie man ihn zu einer guten Beize braucht, zu bereiten, und wer wollte ihr vollends gar zumuthen, das „Spicken" zu erlernen? Nicht einmal ein Koch läßt sich auf dergleichen Dinge ein und höchstens versteigt er sich zu einem sogenannten »Leg of Mutton«, d. h. zu einer gebratenen Hammelskeule. Freilich in den feinern Gasthöfen, die in der neuesten Zeit entstanden sind, findet man auf dem Speisezettel auch »Mutton chops«, d. h. kleine Hammels-Coteletten, welche mit einer eisernen Gabel über dem Feuer geröstet werden und in einer halben Minute gahr sind, allein diese Neuerung wurde bloß von den aus Deutschland und Frankreich importirten Köchen eingeführt und die Herren Yankees wußten es ihnen nicht einmal Dank. Im Gegentheil lassen diese derlei künstliche Speisen ohne Weiteres stehen und halten sich an ihr Beef oder an ihr Pork.

Noch weniger als mit dem Hammelfleisch wissen die Amerikaner mit dem „Kalbfleisch" umzugehen. Gesotten hat es überall keinen Werth und gebraten? Pah, selbst in diesem Zustande erscheint es einem Yankee zu kraft- und saftlos! Ueberdieß — von unserer Art, einen Kalbsbraten herzustellen, wissen die Amerikanerinnen ohnehin nichts; einfach, weil sie das Geheimniß einer guten Sauce noch nicht ergründet haben. Für letztere gibt es sogar nicht einmal eine amerikanische Benennung und das Wort Bratenbrühe ist ihnen also eine unbekannte Größe. Eben deßwegen schlachtet man in den kleineren Städten, in

welchen nur Yankees wohnen, gar keine Kälber und auf den amerikanischen Farmen kommt dieß ohnehin nicht vor. In den größeren Städten dagegen, in denen sich viele Deutsche niedergelassen haben, können die Mezger freilich nicht umhin, auch diese Fleischsorte auszubieten, denn unseren Landsleuten geht ja bekanntlich, nach Sauerkraut und Schweinefleisch, Kalbsbraten über Alles. Doch machen sich die Yankee-Butcher offenbar nur mit Widerwillen daran und es erregt ihnen deßhalb auch gar kein Bedenken, ein halbjähriges Rind ebenfalls noch für ein Kalb auszugeben. Wenn nun aber auch in amerikanischen Privathäusern Kalbfleisch unter gar keiner Form vorzukommen pflegt, so kann man in den nach europäischem Styl eingerichteten Gasthöfen doch nicht so barbarisch sein, diese Fleischsorte ohne Weiteres mit Geringschätzung gänzlich von der Hand zu weisen, und man liest daher nicht selten auf dem Speisezettel eines feinen Restaurateurs die Worte »Fillet of Veal«, oder »Veal-Steaks«, oder endlich »Fricassée of Veal«. Wer aber, durch die Namen getäuscht, glaubt, das „Fricassee“ sei nach deutscher oder französischer Art eingeschnitten, die „Steaks“ oder Karbonaden haben den saftigen mürben Geschmack, wie in Europa, und das „Fillet“ oder die kleinen gerollten Pastetchen, welche die Franzosen so unübertrefflich darzustellen wissen, seien auch nur zur Hälfte so viel werth, als die welche man bei uns aufträgt, der wird sich bitter getäuscht finden. Nach Amerika passen einmal dergleichen feinere Speisen nicht, denn der Yankee ist kein Freund von ihnen und übergeht sie entweder gänzlich oder aber verschlingt er sie, als wären sie ein Stück gemeinen kalten Rindfleisches.

Geflügel gibt es in Amerika eine Menge, und zwar

sowohl zahmes als wildes. Von letzterem nennen wir die Rebhühner, die Schnepfen, die Spechte und die sogenannten Robins, eine Art von Krametsvögel, welche in großen Massen getroffen werden. Besonders zahlreich sind übrigens wegen der vielen Sümpfe und Seen im Innern des Landes die Wildenten, und es gibt deren so viele Species, daß europäische Ornithologen oft ganz verblüfft dastehen. Hier z. B. sind die sogenannten „Bergenten“ zu Hause, dort die „Schellenten“, da die „Eisenten“, an einem andern Orte die „Löffelenten“, wieder anderswo die „Schwalbenenten“ u. s. w. u. s. w. Die allerverbreitetsten sind jedoch die sogenannten „Canvaß-Black-Enten“, welche am Potomak und andern großen in den atlantischen Ocean mündenden Flüssen oft in unabsehbaren Zügen getroffen werden und deren Fleisch, wenn man es gut zubereitet, ganz vortrefflich schmeckt. Dessen ungeachtet machen die amerikanischen Hausfrauen, wenn sie auf den Markt gehen, nur ganz selten Geflügeleinkäufe und man muß eine gute Restauration aussuchen, wenn man nach dergleichen ein Gelüste hat. In den Gasthöfen allerdings vergeht beinahe keine Mittagstafel, ohne daß man wenigstens eine Wildente zu sehen bekäme, allein die Eingeborenen des Landes legen auf derlei Gerichte offenbar nur wenig Werth und belächeln sogar die Fremden, wenn diese ihr Wohlgefallen darüber allzulaut äußern. Noch weniger in Gnaden steht das „zahme“ Geflügel und ein Amerikaner macht sich weder aus einem fetten Hahnen noch aus einer jungen Gans allzuviel. Nur allein bei einer einzigen Geflügelsorte findet eine Ausnahme statt, nemlich bei dem sogenannten „Turkey“, oder dem wälschen Hahnen, welcher bei uns auch den Namen Truthahn führt. Am »Thanks-

givings-day«, das ist am Erndtefeste, welches gewöhnlich an einem und demselben Tage in ganz Nordamerika abgehalten wird, muß Jedermann, der Aermste wie der Reichste, einen Turkey haben, und ein Amerikaner würde glauben, wenn dieser Vogel fehlte, so fehle auch das Fest selbst. Ja wenn man die Sache beim rechten Licht betrachtet, so besteht eigentlich die ganze Feier des Tages darin, daß man in jedem Hause einen wälschen Hahn verzehrt, und man kann sich daher wohl denken, welche unendliche Massen dieser Thiere auf diesen einen Tag zu Markt gebracht werden. Es gibt aber auch der Turkeys in Nordamerika weit mehr, als in irgend einem andern Reiche der Welt, und außerdem, daß der Vogel in den Ausläufern des Felsengebirges in großen Heerden wild nistet, wird er von jedem Farmer, selbst dem geringsten, zu Duzenden, Hunderten und sogar Tausenden gezüchtet. Ein paar Tage vor dem Thanks-givings-day beginnt sofort ein allgemeines Schlachten und man versendet dann die armen Opfer zu Millionen in große Fässer gepackt auf Hunderte von Meilen mit Eisenbahnen und Dampfbooten, um der außerordentlichen Nachfrage Genüge zu thun. Trotzdem jedoch steigen die Preise eines Turkeys zur Zeit des Erndtefestes oft ums Doppelte des gewöhnlichen Werthes, besonders wenn die Witterung kühl und trocken ist; tritt aber Wärme und Regenwetter ein, so gehen die in den großen Fässern fest zusammengepackten Vögel leicht in Gährung über und man muß sie dann um jeden Preis so schnell als möglich losschlagen, so daß in solchem Falle selbst der fetteste Truthahn dem Pfunde nach nur auf wenige Cents zu stehen kommt.

Fische liebt der Amerikaner nicht besonders, obgleich

die vielen Flüsse und Seen dieselben wahrhaft im Ueberflusse liefern. Noch mehr erzeugt das Meer und zwar in den wunderlichsten, oft grundhäßlichsten Formen, die aber auf den Geschmack keinen Einfluß haben. Eben deßwegen sind dieselben auch so zu sagen „spottwohlfeil", allein trotzdem kommen sie nur selten auf eine amerikanische Tafel, die Wirthstafeln natürlich ausgenommen, und eine Yankeehausfrau weiß sie auch gar nicht zuzubereiten. Wenigstens hat sie von „Fischsaucen" oder vom „Blauabsieden" ganz und gar keinen Begriff, und höchstens kennt sie das „Braten" oder vielmehr „Schmoren", wobei dann der Fisch wörtlich genommen im Schmalze schwimmt. Dagegen gibt es der Menschen eine Menge, welche sich mit dem „Räuchern" oder „Anderlufttrocknen" der genannten Wasserthiere abgeben, und viele der auf diese Art präparirten Fische ißt man, wie z. B. die Bücklinge, nach Art des Brodes aus der Hand. Auch geräucherte Aale, natürlich See-Aale, sind sehr beliebt, obgleich sie einen ziemlich widerwärtigen, thranigten Geschmack haben; dagegen weiß der Amerikaner weder etwas vom „Stockfische", wie man ihn bei uns genießt, noch auch vom „Laberdan" oder „Klippfisch", wie man das Thier im eingesalzenen Zustande heißt, obgleich dasselbe bei Neufundland, nur wenige Tagreisen von der atlantischen Küste Amerikas, in unendlichen Massen gefangen wird. Er kennt es nur als „frischen" Fisch oder als „Kabeljau", d. h. um uns seines eigenen Ausdrucks zu bedienen, als „Codfisch", und seine ganze Zubereitungsweise besteht abermals im unvermeidlichen Schmoren. Ist er nun aber auch kein besonderer Freund der Fische, so liebt er die Krebse und Austern um so mehr. Von den erstern kennt er übrigens blos

die Hummern oder Lobster, d. h. die Seekrebse, welche bekanntlich zwanzigmal so groß werden als die Landkrebse, und obgleich außer den Scheeren oder „Pinchers" nichts Gutes an ihnen ist, so betrachtet er sie doch als ein Leckermahl. Seine Hauptliebhaberei bilden aber die Austern und zwar ißt er sie besonders gern roh aus der Schaale mit etwas spanischem Pfeffer, Salz und Essig. Doch verachtet er auch weder einen Oysterstew, d. h. eine Austernsuppe, noch Fryed oysters, d. h. geschmorte Austern, und man hat daher, um diese Thiere recht groß und saftig zu bekommen, an vielen Theilen der Seeküste Austernparke oder Austernmastungen angelegt, gerade wie man bei uns Geflügelmastungen und Gänsestoppanstalten hat.

Wildpret wird in den meisten Staaten Nordamerika's immer mehr zur Rarität, allein der Eingeborene entbehrt es auch recht gern; er müßte denn in einer Einöde wohnen, wo er Hungers sterben würde, wenn der Wald ihm keine Nahrung böte. In den cultivirten Gegenden nemlich hat man das Wild beinahe systematisch ausgerottet, gerade wie man auch die Wälder selbst nur zu oft schonungslos vernichtete, und man findet daher dort selten mehr etwas Anderes, als höchstens kleine, elende Hasen, die aber sowohl in Farbe als in Geschmack mehr den Kaninchen gleichen, als den Feldhasen. Mittelst der Eisenbahnen jedoch bringt man wenigstens im Winter, wenn der Frost stark ist, selbst bis nach Neuyork und Philadelphia Rehe und Hirsche, die vielleicht wenige Tage zuvor in einer Entfernung von mehreren hundert Meilen von Hinterwäldlern erlegt wurden. Ja sogar Bärenfleisch ist nichts Seltenes, und die Restaurateure kündigen in der Zeit von Weihnachten bis Ostern fast jede Woche Bären-

braten oder am Spieß geröstete Bärentatzen an. In den Privathäusern dagegen, selbst in den wohlhabendsten, sieht man oft jahreweise kein Wildpret auf dem Tische und man findet von Seiten der Yankees um so weniger Geschmack daran, als die Köchinnen ihm so wenig als dem Hammelfleische eine „Beize" zu geben verstehen.

Noch schlimmer als mit dem Wildpret steht es mit den sogenannten Kunstfleischwaaren, das ist mit den Würsten und Rauchwaaren, von den Füllen und Gelées gar nicht zu sprechen. Die letzteren kennt man nicht einmal dem Namen nach und die ersteren sind geradezu als noch in der Kindheit begriffen zu bezeichnen. Wo gäbe es z. B. einen amerikanischen Mezger, der nicht förmlich perplex dareinschauen würde, wenn man ihm von einer geräucherten Gänsebrust vorspräche? Geräucherte Zungen sowie Schinken gibt es allerdings, allein sie sind meist zäh und faserig, und zwar einfach deßwegen, weil man sie vor dem Räuchern verschiedene Tage lang in eine Lauge von Salpeter legte. In der Bereitung der Schinken übrigens, d. h. in der Genießbarmachung derselben ist neuerdings, wenigstens in den größern Städten, durch die Einwirkung der Deutschen eine Besserung eingetreten und man kann sich nun welche verschaffen, welche fast so gut schmecken, als die bei uns präparirten. Sie heißen jedoch zum Unterschied von denen, welche für gewöhnlich auf den Markt gebracht werden, »Cityhams«, d. h. Stadtschinken, und man bezahlt sie fast doppelt so theuer, als die andern. Wenn es nun aber trotzdem, daß jährlich in Nordamerika Millionen von Säuen dem Schlachtbeile verfallen, um die Schinkenbereitung so schlimm aussieht, so versteht es sich wohl von selbst, daß die große Wissenschaft der Wurst-

bereitung dem Amerikaner noch ein böhmisches Dorf ist. Knackwurst, Leberwurst, Blutwurst und wie die hunderterlei andern Sorten von Würsten heißen, kommen nie auf eine Yankeetafel und man hat sogar nicht einmal einen Namen für sie. Die einzige Wurst, die man in Amerika kennt, ist vielmehr die »Sausage«, eine Art von Bratwurst, welche, obgleich aus purem Schweinefleisch bereitet, doch äußerst schlecht schmeckt, weil ihr die gehörigen Gewürzingredienzien fehlen und das Hacken des Fleisches nur sehr oberflächlich besorgt wird. Man sieht hieraus, wie weit die Amerikaner noch in der Kultur zurück sind, doch gestehen wir gerne zu, daß die eingewanderten Franzosen und Deutschen aus Kräften nachhelfen, um das Fehlende zu ersetzen, leider aber ohne bei den Eingeborenen die gehörige Würdigung und Nachahmung zu finden.

Bei solchen Urzustandsverhältnissen können natürlich die „Beigaben", auf welche man bei uns so großen Werth legt, unmöglich große Abwechselung und Mannigfaltigkeit darbieten und in der That befindet sich Amerika hierin förmlich auf der Primitivstufe. Zu allen Braten und Gemüsen gibt man nemlich nichts, als entweder Kartoffeln, natürlich immer auf die eine und dieselbe Art in Salzwasser abgekocht, oder Eier, aber nie anders als hartgesotten, oder endlich grünen Salat, d. h. damit wir uns richtig ausdrücken, Salatkraut in der reinsten Naturform, denn man überläßt es dem Gaste, sich dasselbe nach Belieben süß oder sauer mit Zucker oder Essig anzumachen. Das ist aber auch Alles! Eines jedoch darf ich nicht vergessen, nemlich die sogenannten „Mixpickles", d. h. Gurken, Bohnen, Kornähren, Zwiebeln, grünes Wälschkorn und dergleichen mehr zusammen in Essig, mit spanischem Pfeffer

eingemacht, ein Mischmasch, der so scharf schmeckt, daß er Einem fast die Zunge verbrennt. Dessenungeachtet bildet dieses ätzende Gemüse die einzige gewürzhafte Beilage und muß all' unser Eingemachtes mitsammt Saucen ersetzen.

Mehlspeisen kennt der Amerikaner keine, den Pfannkuchen und den Pudding ausgenommen. Pfannkuchen wird aber fast nur allein am Fastendienstag aufgetragen, weßwegen dieser Tag auch der „Pancake-tuesday", das heißt der Pfannkuchen-Dienstag heißt; um so häufiger dagegen findet man den Pudding, ein Mittelding zwischen einem Auflauf und einem Kloße. Ja, der Pudding darf, als Lieblingsgericht der Damen, so zu sagen bei keiner ordentlichen Mahlzeit fehlen, und wenn es heute „Plumpudding" d. h. Pflaumenkloßauflauf gibt, so hat man morgen „Applepudding" oder Apfelkloßauflauf, übermorgen Rosinenpudding, am vierten Tage Traubenpudding und am fünften Stachelbeer-, Quitten-, Melonen- oder gar Heringspudding. Auch wird bei keinem dieser Aufläufe der Zucker gespart, sondern man verwendet ihn vielmehr in so großem Ueberfluß, daß der Geschmack des eigentlichen Inhalts in der Süßigkeit ganz verschwindet. Hiebei ist übrigens zu bemerken, daß die gewöhnlichste und beliebteste Sorte immer der „Plumpudding" bleibt, sowie daß, wenn man je Trauben, Stachelbeeren und dergleichen mehr zu der Fülle verwendet, diese Früchte sich nicht in reifem, sondern nur in halbreifem Zustande befinden dürfen, — eine Kochweise, über welche unsere deutschen Hausfrauen nicht wenig staunen werden. Ausnahmsweise kommen auf eine Wirthstafel hie und da auch noch Maccaroni oder gar gebackener Reis, und in den westlichen, an Wälschkorn so überreichen Staaten, wartet man noch extra mit dem sogenannten

„Homony“ auf, d. h. einem groben mit Wasser angemachten Maisbrei, der zwar sehr nährend sein mag, aber gar keinen Geschmack hat.

Den Nachtisch einer guten Tafel bilden theils Obst, theils Cakes und Pies. Obst gibt es in Amerika in Hülle und Fülle, und wenn auch vielleicht die Feinheit der dort wachsenden Aepfel und Birnen nicht so groß ist, als die unserer einheimischen Sorten, so ersetzen sie diesen Mangel durch ihre äußere Schönheit und Größe. Ueberdieß werden Erdbeeren in unendlicher Masse gezogen und in den Melonen sowie in den Pfirsischen können wir mit Nordamerika nicht wetteifern. Bedenkt man dann noch, daß Südamerika, sowie insbesondere Westindien durch tägliche Dampfschifffahrtsverbindungen den größeren Städten der Union ganz nahe gerückt ist, und daß also Orangen, Ananas, Kocosnüsse und Pisang beinahe zu den Alltäglichkeiten gehören, so wird man zugeben müssen, daß das Füllhorn der Pomona sich über kein Land der Welt reichlicher ergossen hat, als über Nordamerika. Um so schlimmer dagegen verhält es sich mit dem „gebackenen“ Nachtisch, nemlich mit den Cakes und Pies. Die ersteren sollen nemlich unsere Kuchen vertreten, sind aber nichts Anderes, als gewöhnliches Weißbrod in Kuchenform, und das Durchkneten mit Butter fehlt gänzlich. Wer wollte sich auch in Amerika die Mühe des Knetens machen und überdieß gibt es ja nur gesalzene Butter, welche man bekanntlich zum Backen nicht verwenden kann! Kaum besser als die Cakes schmecken die Pies, denn sie sind eigentlich nichts Anderes, als mit Aepfeln, Pflaumen, Birnen, Kirschen, Pfirsichen, Erdbeeren oder dergleichen mehr angefüllte runde Weißbrodstücke, und wenn auch die Fülle gut sein mag, so schmeckt das Back-

werk selbst um so zäher. Torten kennt der eingeborene Amerikaner gar nicht, ebensowenig als Biscuit, obwohl er das ungenießbare, ohne Sauerteig und Salz gemachte schwarze Schiffsbrod mit dem stolzen Namen „Biscuit" belegt; wie weit aber dieses von unserem Zuckerbrode absticht, davon wissen die am besten zu sagen, welche schon Monate lang zur See von solch' gräßlichem Brode leben mußten. Doch wenn auch den eigentlichen Amerikanern, das ist den im Lande Geborenen, alle diese Dinge gänzlich unbekannt sind, so muß man dagegen zugeben, daß in dieser Branche des Wissens von Ausländern, insbesondere von eingewanderten Deutschen und Franzosen, fast Unendliches geleistet wurde. Haben doch, wenigstens in den größeren Städten, die Conditoreien einen Aufschwung genommen, wie sonst nirgends in der Welt, selbst nicht in Paris! Sie bereiten die feinsten Confituren, welche von den das Süße liebenden Amerikanerinnen in Unmasse verschlungen werden, und bei ihnen findet man Pasteten mit so kühnen Aufsätzen, daß denselben selbst ein Bildhauer seine Anerkennung nicht versagen würde. Kunst, Geld und Gewandtheit haben sich vereinigt, um das Unmögliche möglich zu machen, und weil nun die Conditoreien einen solchen Flor erreichten, so konnten auch die größeren Gasthöfe, sowie die Restaurants ersten Ranges, nicht länger zurückbleiben, sondern mußten, wenn sie den Gaumen ihrer Kunden befriedigen wollten, eigene „Pastrybaker", zu deutsch Pastetenbäcker, anstellen, welche gar nichts anderes zu thun haben, als nur allein das Kunstbackwerk auf die Tafel zu liefern. Demgemäß steht nun seit einigen Jahren die Kunstbäckerei in Amerika auf einer Stufe, die sehr viel Aehnlichkeit mit der Vollkommenheit hat; allein wem

verdankt man dieses Resultat? Wie gesagt, fast einzig den Deutschen oder Franzosen, welche recht gerne nach Amerika hinüberschiffen, weil allda eine Backwerks-Notabilität weit besser bezahlt wird, als im alten Vaterlande. Die Eingeborenen selbst verstehen sich auf diese Kunst durchaus nicht und am allerwenigsten haben die amerikanischen Hausfrauen einen Begriff davon. Im Gegentheil, wenn dieselben in der Bildung so weit gekommen sind, um einen zähen Cake bereiten zu können, so glauben sie Alles zu leisten, was ein schleckhafter Ehemann nur immer von ihnen fordern mag. Man sieht, auch hierin, wie in so vielem Anderen, liegt in Amerika die Welt noch im Argen.

Wir wissen nun aus diesem flüchtigen Schattenrisse, „was" in Amerika gekocht wird. Auch „wie" gekocht wird, haben wir gesehen, nemlich meist weder gesotten noch gebraten, sondern geschmort und in Fett schwimmend. Das Fett bildet überhaupt eine Hauptingredienz der amerikanischen Küche und zwar immer und immer das gleiche Fett. Wir in Deutschland bedienen uns zur Bereitung der einen Speise der Butter, und zum Fertigmachen eines andern Artikels des Schweinefettes, während zu einer dritten Mahlzeit, wenn der richtige Geschmack erzielt werden soll, nothwendig Rindsschmalz, wenn nicht gar Gänsefett oder Olivenöl gehört. In Amerika dagegen kennt man nur Schweineschmalz und dazu noch nicht einmal reines, sondern vielmehr meist solches, das betrügerischer Weise mit talgartigen Gegenständen gemischt ist. Sogar das Oel besteht aus „Lard", d. i. aus ausgelassenem Schweinefett, in welches, damit es sich in flüssigem Zustande erhalte, einige Tropfen von der Olive gemischt werden. Wer dächte

aber daran, Rindsschmalz zu bereiten und Butter auszulassen? Gesalzene Butter kann man ja gar nicht auslassen und wenn man einem amerikanischen Farmer zumuthen wollte, seine Butter nicht zu salzen, so würde er Einem in's Gesicht lachen. Wie soll sich denn die Butter ohne Salz halten? Ueberdieß, zu was denn Rindsschmalz? Lauter Unsinn, denn Fett ist Fett und Schweinefett kostet nur wenige Cents, während die Butter einen drei oder viermal größeren Werth hat. Aus dem zuletzt Gesagten darf man übrigens keineswegs den Schluß ziehen, daß der Hauptgrund, weßhalb in Amerika keine Butter ausgelassen wird, im Geize liegt. Nein, Geiz ist es nicht, sondern der eigentliche Grund liegt vielmehr darin, daß dem Amerikaner der Wohlgeschmack Nebensache ist. Pflegt er doch mit der Butter nicht nur nicht karg umzugehen, sondern sie vielmehr auf eine wahrhaft Entsetzen erregende Weise zu verschwenden! Morgens zum Kaffee kommt Butter und ditto Abends zum Thee. Ja sogar Mittags zum Nachtisch darf dieses Ingrediens nicht fehlen! Ohne Butter wird gar kein Brod gegessen und selbst der allerärmste Yankee wäre unglücklich, ohne seine täglichen drei großen Butterbrode! Butter muß her um jeden Preis; aber darauf kommt es nicht viel an, ob dieselbe rein und unverfälscht, oder ob sie mit Schweineschmalz vermengt und nachher gefärbt ist. Dieß ist ihm so ziemlich gleichgültig, gerade wie er sich auch nichts darum bekümmert, ob die Fleischsorten kalt oder warm auf den Tisch kommen, denn die „Quantität“ ist die Hauptsache, nicht die „Qualität“.

Auf diese Art ißt der Amerikaner und es wird sich also kein Mensch darüber wundern, warum derselbe immer über einen schlechten Magen und über Verdauungslosigkeit,

sowie überhaupt über Unterleibsbeschwerden klagt. Er stopft ja seinen Leib tagtäglich mit lauter schlecht gekochten und schlecht schmeckenden Speisen von oben bis unten an, so daß es ihm immerfort aufstößt, — wie könnte er da gesund bleiben? Noch bleibt uns übrig, einige andere Eigenthümlichkeiten der Amerikaner beim Essen kurz zu berühren. Die Zeit, wann gespeist wird, ist die in der ganzen Welt übliche, d. h. die arbeitende Klasse nimmt das Frühstück ungefähr um sieben Uhr Morgens, das Mittagbrod um zwölf Uhr und das Abendessen zwischen sechs und acht Uhr ein. Nur die Reicheren und Vornehmeren unter den Bewohnern der größern Städte ahmen die französische oder englische Sitte, um fünf Uhr Abends oder noch später den Haupttisch zu halten, nach, und ersetzen das Mittagessen um eilf Uhr durch ein solennes Gabelfrühstück, allein etwas Besonderes können wir hierin nicht sehen. Um so eigenthümlicher aber ist die Art und Weise, wie in Amerika gespeist wird. Der Yankee nimmt nemlich seine Mahlzeit nie mit Behagen ein, sondern er verschlingt sie vielmehr mit einer Hast, wie wenn er seit acht Tagen dem Hungertode ausgesetzt gewesen wäre. Diese Manier zu „schlingen" hat für einen Europäer, der gewohnt ist „zu beißen und zu kauen", ehe er schluckt, etwas mehr als Abstoßendes und zwar um so mehr, als der Amerikaner sogar an den feineren Wirthstafeln, ohne irgend Rücksicht auf die Nebensitzenden zu nehmen, mit der Freßwuth eines Wehrwolfs alle Schüsseln, die er mit den Händen erhaschen kann, an sich reißt, um deren Inhalt sofort verschwinden zu machen. Dabei kümmert sich derselbe ganz und gar nichts darum, ob Eins zum Andern paßt oder nicht, sondern er macht es vielmehr wie ein Hund, der Angst hat, ein

anderer Vierfüßler seiner Race wolle ihm seine Speise wegnehmen. Ebenso eigenthümlich ist, daß der Amerikaner während der Mahlzeit stets den Hut auf dem Kopfe behält, und zwar nicht blos zu Hause in seinen vier Wänden, sondern auch an einer öffentlichen Wirthstafel, wenn nicht gerade die Gegenwart höherer Gäste oder gebildeter Damen mehr Rücksicht von ihm verlangen. Auch vom „Tellerwechseln" ist der Yankee kein Freund und sowohl im Familienkreise, als auch im Gasthofe, natürlich die großen Tafeln in den Hotels ersten Ranges ausgenommen, begnügen sich die Speisenden mit einem einzigen Teller. Es würde ja viel zu viel Zeit hinwegnehmen, zu warten, bis der beschmutzte Teller mit einem frischen ersetzt wäre, und so nimmt man denn nach einander was nur immer kommt, also Süß und Sauer, Kalt und Warm, Trocken und Naß, alles durcheinander. Was einem nicht schmeckt, das schiebt man auf den Rand hinaus und holt sich flugs eine neue Portion von einem andern Artikel, bis man am Ende den Teller so voll hat, daß man keine weitere Speisen darauf unterbringen kann. Mit dieser, allen unseren Gesetzen des Anstandes zuwiderlaufenden Sitte stimmt eine weitere amerikanische Eigenthümlichkeit vollkommen überein, nemlich die, daß bei jeder Mahlzeit (natürlich wieder mit Ausnahme der ersten Gasthöfe und Restaurants) alle Speisen „zumal" aufgetragen werden. Es gibt nicht verschiedene „Gänge" mit den gehörigen Zwischenpausen, sondern man stellt vielmehr die ganze Bescheerung auf einmal auf den Tisch, so daß jeder die vollkommenste freie Wahl hat, zu nehmen was er will. „Herz was willst Du?" heißt es da, warum sollte man also nicht zulangen?

So wird man in Amerika meist schon in wenigen Minuten mit der Mahlzeit fertig, und die Speisenden stürzen sofort, während sie noch den letzten Bissen in der Kehle stecken haben, mit einer Hast zum Zimmer hinaus, als ob Leben und Tod von ihrer Eile abhinge. Es wäre ein Luxus, seine Zeit mit der Gastronomie zu verschwenden und somit verliert natürlich auch Niemand einen Augenblick damit, daß er sich den Mund ausspült oder die Hände wascht. Nicht einmal die Lippen wischt man, denn man sieht ja nirgends eine Serviette und sogar die Tischtücher werden noch in manchen Gegenden für einen Ueberfluß angesehen. Ja nicht Wenige sind der Ansicht, daß das Sitzen zum Essen ebenfalls ein Luxus sei und verzehren daher ihre Mahlzeiten stehend.

10.

Musik und Musikanten in den Vereinigten Staaten.

Herrgott im Himmel, wie unendlich unmusikalisch hast du doch die Nordamerikaner erschaffen! Millionen von Menschen ohne Sang und Klang; Millionen von Menschen ohne Poesie und Melodie; Millionen von Menschen ohne die Gabe, ein Liedchen trällern oder ein solches auch nur pfeifen zu können! Wer kann das begreifen?

Bei uns in Europa, wenigstens in Frankreich, Deutschland und Italien, gibt es fast keinen einzigen Menschen, der nicht wenigstens in seiner Jugend der Lust zum Singen fröhnte. Bauernbuben und Bauernmädchen, Städter und Städterinnen, Handwerksbursche und Soldaten, Gymnasiasten und Studenten, kurz alles, was jung ist, bethätigt seine Fröhlichkeit damit, daß es ein frisches Lied anstimmt, wenn es ihm recht wohl ist, und selbst die Alten, deren graues Haupt von ihrem gesetzten Wesen zeugt, stimmen zeitenweise fröhlich mit ein oder summen doch wenigstens die Melodie vor sich hin, wenn sie auch vielleicht dem lauten Johlen abgeschworen haben. Ja sogar bei der Arbeit singt man bei uns, nicht blos in den Erholungsstunden oder bei lustigen Gelagen, und man darf also wohl sagen, daß der Gesang zu unserer innersten

Natur gehört, weßhalb wir auch so reich an Volksliedern und Volksmelodien sind. Wie ganz anders aber verhält es sich hiemit in Nordamerika! Da gibt es keinen Menschen, der, wenn er über Wald und Flur wandert, ein frisches Lied anstimmte oder auch nur eins pfiffe, und nicht einmal in den Wirthshäusern sitzen die Leute zusammen, um sich durch einen fröhlichen Gesang das Herz wieder zu stärken. Ja in ganz Nordamerika gibt es weder ein Volkslied, noch eine Volksmelodie, und daraus erklärt sich der mangelnde Sinn für's Singen hinlänglich.

„Wie," fragt der Leser erstaunt, „kein Volkslied und keine Volksmelodie? Haben denn die Amerikaner nicht das berühmte Nationallied genannt: Yankee Doodle und die noch berühmtere Nationalhymne Hail Columbia?" Gewiß haben sie diese beiden Gesänge, aber hat der Leser vielleicht einmal schon den Yankee-doodle gehört und weiß er vielleicht auch, wie die Amerikaner zu demselben gekommen sind? Es war in der berühmten Schlacht von Bunkershill, mit welcher bekanntlich der nordamerikanische Freiheitskrieg seinen Anfang nahm, da verlangten die Männer von Massachussetts beim Vorrücken gegen die Engländer, daß ihnen ein Sturmmarsch vorgeblasen werde; allein es fehlte gänzlich an Musikanten und nur ein eingewanderter Deutscher befand sich in ihren Reihen, der sich auf die Handhabung der Pfeife verstand. Dieser Deutsche nun — die Einen sagen, es sei ein Bayer, von der Grenze der Tyrolerberge, die Andern, es sei ein Rheinländer aus Westphalen gewesen — mußte sich an die Spitze stellen und auf seiner Pfeife aus Leibeskräften blasen, auf daß die Yankees zum Angriff begeistert würden. Im Drange des Augenblicks jedoch erinnerte sich unser armer Landsmann keiner andern

Melodie, als eines lustigen Tanzes, welchen er oft früher bei Hochzeiten geblasen hatte, und diesen Tanz nun gab er mit schrillen Tönen zum Besten, fort und fort blasend bis das ganze Treffen zu Ende gekommen war. Bekanntlich siegten die Nordamerikaner, und weil sie siegten, kam auch die Melodie, nach welcher sie marschirt waren, nicht mehr aus ihrem Kopfe, sondern sie mußte ihnen von nun an in jedem Treffen, das sie den Engländern lieferten, vorgeblasen werden. Auch kümmerten sie sich gar nichts darum, daß die Letzteren diesen ihren Schlachtmarsch spottweise nur „das Dudeldumdei der Yankees" nannten, sondern sie nahmen vielmehr das Spitzwort als einen Ehrennamen an und hießen die Melodie mit freudigem Herzen den „Yankee doodle". Auf diese Art entstand die besagte amerikanische Nationalhymne, allein wenn man die Wahrheit sagen will, so ist sie ein erbärmliches Tonstück ohne irgend etwas Ergreifendes und Herzerhebendes, wie sich dieß auch von einem „Hopser" nicht anders erwarten läßt. Einen ganz ähnlichen Ursprung nahm auch das „Hail Columbia", auf welches die Nordamerikaner so stolz sind, wie die Deutschen auf die Kompositionen ihres Mozart. Dieses Hail Columbia nemlich wurde während des zweiten amerikanisch-englischen Kriegs anno 1812 von einem deutschen Musiker in Neuyork, Namens Feil, componirt und zuerst in einem der dortigen Theater aufgespielt. Die Melodie fand stürmischen Beifall und dieser Beifall erhielt bald ein Echo in den ganzen Vereinigten Staaten, so daß man in Kurzem nach jeder günstigen Nachricht, welche über die Kriegsoperationen einlief, nichts mehr hören wollte, als das Hail Columbia. Freilich des deutschen Componisten vergaß man dabei gänzlich und jetzt würden es die Herren Yankees für

eine schwere Beleidigung ansehen, wenn man ihnen sagte, daß ihre zweitgrößte Nationalhymne eben so gut deutschen Ursprungs sei, als ihr Yankee doodle.

Wie steht es nun aber mit den übrigen Volksliedern und Volksmelodien? Man mag suchen, so lang man will, so wird man nirgends in der ganzen Union etwas dergleichen finden! Einige Liedchen sind allerdings im Gebrauch und haben sich sogar bei gewissen Menschenklassen so beliebt gemacht, daß man sie bei jeder Lustbarkeit zu hören verlangt. So z. B. das bekannte: »O Susannah don't cry for me,« zu deutsch: „O Susanna jammre nicht für mich." Allein woher stammt dieses Lied? Aus keinem andern Lande, als aus England, und ebenso verhält es sich auch mit verschiedenen andern ähnlichen Poesien und Melodien. Mehrere derselben verdanken sogar ihren Ursprung dem tief verachteten Geschlechte der Neger und in allen Theatern, sowie bei sonstigen Gelegenheiten müssen „Negerlieder" vorgetragen werden. Wie diese klingen und welchen Inhalt die ihnen zu Grunde liegenden Texte haben, darüber will ich lieber ganz schweigen, und der Leser kann sich das Nöthige denken, wenn er sich erinnert, auf welcher Kulturstufe die Schwarzen in Nordamerika stehen. Allein abgesehen hievon, — ist es nicht bezeichnend genug, daß die Herren Neuengländer aus Mangel an eigener Productivität sich die Erzeugnisse einer Menschenklasse aneignen müssen, welcher sie das Menschenthum so zu sagen absprechen?

Fragt man nun aber nach der Ursache, warum die Nordamerikaner gar keinen musikalischen Gedanken haben, so darf man nicht zu weit gehen, um dieselbe zu finden. Bei uns zu Lande ist alles lebendig in Wald und Flur.

Ueberall zwitschert es im Laube und wo man geht und steht, erschallen die herrlichsten Vogelstimmen. In Amerika dagegen ist sowohl der Wald als das Feld todt und nirgends läßt sich in der Luft ein gefiederter Sänger hören. Da gibt es weder Drosseln noch Finken, weder Lerchen noch Nachtigallen, weder Wachteln noch Amseln, und wenn auch Vögel in Menge herumfliegen, so besitzen sie doch keinen Kehlkopf zum „Singen", sondern nur zum „Kreischen". „Wie?" fragt der Leser. „In ganz Nordamerika keine Singvögel? Steht ja doch beinahe kein Haus in den atlantischen Städten, in welchem nicht ein Vogelbauer mit einem zwitschernden Thierchen hienge, — wie kann man also sagen, es fehle in der amerikanischen Union an Singvögeln?" Ja freilich, „diese" Art von Singvögeln, die Canarienvögel nemlich, sind da, aber sie sind sämmtlich aus Europa importirt und zwar eben deßwegen, weil Amerika selbst keine derartigen Thiere producirt. Es fragt sich übrigens noch sehr, ob die Herren Yankees ihre Vogelbauer des Vogels oder des Bauers wegen in ihren Zimmern aufhängen, denn jedenfalls ist mancher Eingeborne auf seinen schönen luxuriösen Käfig weit stolzer, als auf den kleinen Sänger, welchen er darin eingesperrt hält. Auch sieht er, wenn er von einem der deutschen oder holländischen Importeure einen Vogel kauft, mehr auf dessen gleichmäßige goldgelbe Farbe, als auf die übrigen Eigenschaften, und eine Nachtigall mit ihrem unscheinbaren Aeußern hat für ihn weit weniger Werth, als ein glänzender Colibri. Sei dem nun aber, wie ihm wolle, so ist jedenfalls so viel sicher, daß die Singvögel in Amerika nicht heimisch sind, und es werden wohl noch Jahrhunderte vergehen, bis man so viele derselben über das Wasser her-

übergeschleppt hat, daß sie im Stande sind, die Felder und Wälder zu beleben. Wie kann man aber von den Einwohnern eines Landes, das in dieser Beziehung von der Natur so sehr benachtheiligt wurde, verlangen, daß sie musikalisches Talent besitzen?

„Doch wenn auch die Natur den Yankees das musikalische Genie versagt hat, so wird man ihnen doch nicht absprechen wollen, daß sie wenigstens Freunde der Musik sind und die Kunst auf alle Weise unterstützen? Sieht man dieses nicht schon aus dem Kaufen der Singvögel und geht es nicht noch deutlicher daraus hervor, daß in jeder größern Stadt eine eigene Oper existirt, sowie ferner daraus, daß es beinahe keine gebildete Familie gibt, welche sich nicht ihr eigenes Piano hielte?“ Gewiß diese Facta lassen sich nicht abläugnen und es geht z. B. die Masse der Piano's, welche in Amerika fabricirt oder dahin importirt werden, wirklich in's Unendliche. Aber handelt es sich nicht in nur zu vielen Fällen weniger darum, daß die Familienglieder eine Freude am Klavierspielen haben, als vielmehr darum, daß sie sagen können, „wir besitzen ein Instrument, welches wir mit 500 oder gar mit 1000 Dollars bezahlt haben?“ Freilich die Tochter des Hauses muß das Instrument spielen lernen, und wenn ihr das Ding noch so schwer eingienge, allein wie weit bringt sie es gewöhnlich? Ei nun, bis zum Yankee doodle, sowie bis zur Kunstfertigkeit, am Sonntag einen Psalm choralmäßig abspielen zu können! Ausnahmen gibt es allerdings, denn wo in der Welt gäbe es keine Ausnahmen, und ohnehin muß zugegeben werden, daß in den gebildeten Familien der südlichen Pflanzer meistentheils ein so stark ausgeprägter musikalischer Sinn herrscht, als nur irgendwo

in einem europäischen Hause. Was wir also behaupteten, geht nur die Bewohner der nördlichen Staaten an, aber — wird ein Mensch läugnen wollen, daß dort die Ausnahmen von der Regel sehr selten sind? Dort ist das Pianohalten „Modesache" und nichts weiter! Oder wie? Stimmt nicht hiemit das ganze übrige Leben zusammen? Man gehe einmal des Sonntags in eine Kirche, wird man da eine ordentliche Musik oder auch nur einen kräftigen Choral, welchen die ganze Gemeinde zusammensingt, zu hören bekommen? Ei Gott bewahre, sondern es gibt vielmehr nicht einmal eine gute Orgel und ein eingeborener Amerikaner, der die Orgel zu spielen verstände, könnte sich als ein Wunderthier sehen lassen. Nur allein die katholischen Kirchen machen eine Ausnahme, und hier trifft man auch ein systematisches Geläute, was man bei den sämmtlichen protestantischen oder vielmehr akatholischen Gotteshäusern nur allzu schmerzlich vermißt. Wäre aber dieß alles nicht längst anders geworden, wenn die klavierspielenden Yankeedamen in Amerika eine wirkliche Freude an der Musik hätten?

Aber wenn diese Freude selbst den Damen fehlt, wie kann sich dann irgendwo eine Oper halten? Du lieber Gott, warum denn nicht? Müssen denn die Leute, welche ihr Geld für ein Opernbillet ausgeben, nothwendiger Weise Sinn für Musik haben? Geht man nicht vielmehr dorthin, weil es einmal fashionable ist, seine Schritte nach jenem Hause zu lenken, und weil man für einen ungebildeten Menschen gelten würde, wenn man nicht dort gewesen wäre? Man muß nemlich wissen, daß die Herren Opernunternehmer in Newyork, Philadelphia u. s. w. klug genug sind, für jede Saison eine oder einige vielbekannte

Gesangsnotabilitäten aus Europa zu verschreiben, damit sie einen Angelpunkt haben, an dem sie die Nordamerikaner festhäkeln können. Somit zahlen sie einer Grisi, einer Jenny Lind, einer Sonntag u. s. w. u. s. w. ungeheure Preise, um sie zu verlocken, in Nordamerika aufzutreten, und wenn es ihnen gelingt, eine solche Berühmtheit auf die Bühne zu bringen, so können sie sicher sein, stets ein volles Haus zu haben. Oder welcher amerikanische Gentleman und welche neuenglische Lady möchte den herben Vorwurf über sich ergehen lassen, eine Jenny Lind oder eine Sonntag nicht gehört zu haben? Könnte denn da nicht am Ende gar jemand glauben, man gehöre nicht in die Klasse der höher Gebildeten oder man habe nicht so viel Geld in der Tasche, um den erhöhten Eintrittspreis zu bezahlen? Beim Himmel, man muß doch mit der übrigen Haute volée ausrufen können: „sie hat einzig, ja sie hat göttlich gesungen," denn sonst würde man für einen Barbaren gelten! Man sieht hieraus, warum der Nordamerikaner die Oper besucht, und es handelt sich also keineswegs um die Freude an der Musik, sondern vielmehr um den Zwang, welchen die Mode ausübt. Mag daher auch, was nicht selten vorkommt, die aus Europa herübergekommene Notabilität eine ausgesungene Primadonna oder ein abgelebter alter Tenor sein, — all' eins, wenn nur die Namen pompös klingen! Auf das, was solch' ein Sänger „jetzt" zu leisten vermag, kommt es nicht an, sondern auf „das Renommé", in welchem er in Europa steht; denn die Nordamerikaner werden es sich doch nicht nachsagen lassen, daß die in der alten Welt ihnen in irgend etwas voraus seien? Eben deßwegen fragt der Nordamerikaner auch gar nichts darnach, wie die Oper

„sonst" besetzt ist, und es kann ihm im Ganzen höchst gleichgültig sein, ob das Orchester die Fähigkeit hat, seinen Verpflichtungen nachzukommen, oder ob der Chor stark genug ist, um die Räume auszufüllen. Ja sogar dann, wenn Verstöße gegen das musikalische Gehör vorkommen, erbost er sich nicht, denn er geht ja nicht hin, um Musik zu hören, sondern um nachher sagen zu können, er habe die bewußte europäische Notabilität mit eigenen Augen gesehen! So steht es mit der Oper in den größeren Städten Amerika's, und wir werden wohl kaum nöthig haben, hinzuzusetzen, daß unter solchen Umständen ein an gute Musik gewöhnter Europäer sich meist nur gar wenig befriedigt findet, und unwillkürlich gezwungen ist, Vergleiche zwischen der alten und neuen Welt anzustellen, welche keineswegs zum Vortheil der letztern ausfallen.

So schlimm es nun aber auch in dieser und anderer Beziehung mit der Musik in Amerika steht, so wird doch in der That und Wahrheit nirgends mehr Musik gemacht, als in den größeren Städten Amerika's. Dem Amerikaner geht nemlich gar nichts über öffentliche Aufzüge, und er stattet diese so prunkend als nur immer möglich aus. Jede Miliz-Kompagnie, selbst die kleinste, hält jährlich drei- oder viermal eine große Scheibenschießen-Parade ab, wobei sie unter dem Schalle einer pompösen Musik durch die Hauptstraßen der Stadt zieht, und mit nicht geringeren Feierlichkeiten treten die verschiedenen Freimaurerlogen, die gesellschaftlichen oder politischen Vereine, die Feuerwehrmänner u. s. w. u. s. w. auf. Immer ist vor Allem eine starke Musikbande erforderlich, welche voranzuziehen hat und einen Höllenlärm machen muß, damit die Welt auf das Schauspiel aufmerksam werde. Sogar bei Be-

gräbnissen dürfen die Musikanten nicht fehlen, und bei Umzügen in Wahlangelegenheiten u. s. w. spielen sie ohnehin eine Hauptrolle. Kurz, es vergeht in einer größeren Stadt Nordamerika's kein Tag, oder vielmehr fast keine Stunde, in welcher man nicht Straßenmusik hörte, und wenn man vielleicht auch über das „Musikalische" dieser Musik den Kopf schüttelt (denn wie gesagt, „der Lärm" ist das, was vor Allem gefordert wird, und die große Trommel sowie die Querpfeife übertönen daher fast immer alle anderen Instrumente), so ist die Musik deßwegen doch vorhanden. Dazu kommen dann noch die vielen Institute, welche „stehende" oder vielmehr bleibende Musikchöre halten und dem Publikum fast den ganzen Tag über mit schmetternden Melodien die Ohren zerreißen. Es ist nemlich in Amerika Sitte, daß jeder Circus und jede Menagerie, ja sogar jedes Schauspielhaus und Museum (unter Museum versteht man übrigens im Lande der Yankees keine Gesellschaft, deren Mitglieder sich des geselligen Vergnügens wegen, sowie um sich durch Zeitungslectüre u. s. w. einen Genuß zu verschaffen, geeinigt haben, sondern vielmehr eine Anstalt, in welcher gegen ein billiges Entré alle möglichen Sehenswürdigkeiten und Merkwürdigkeiten, insbesondere Abnormitäten, Naturwunder u. s. w. gezeigt werden) auf den Balkon über die Eingangsthüre eine Bande von Musikern placirt, welche den Tag über einen ungeheuren musikalischen Lärmen aufzuschlagen haben, um das Publikum anzulocken, und da es nun an Museen, Theatern, englischen Reitern u. s. w. in keiner größeren Stadt der neuen Welt zu mangeln pflegt, so kann man sich wohl denken, wie viele Musiker erforderlich sind, um das immense Bedürfniß zu befriedigen. Ueberdieß gibt es in den

besagten Städten auch noch zahlreiche andere Anstalten, welche zwar ihrer Immoralität wegen gesetzlich verboten sind, aber deßwegen doch alle Abende von einem großen Theil der männlichen Einwohnerschaft frequentirt werden — ich meine jene Häuser, in welchen verächtliche Weiber ihre Reize zur Schau und zum Genuß ausstellen —, und an allen diesen Orten, sie mögen einen Namen führen, welchen sie wollen, wird ebenfalls Musik gemacht. Allerdings ist es keine schmetternde Trompetermusik, welche man da zu hören bekommt, und ebenso wenig wird das Ohr durch das schrille Pfeifen des Flageolets oder durch den Brummbaß der großen Trommel beleidigt, aber um so gewisser darf man darauf zählen, daß ein Piano in dem Empfangsalon steht, hinter welchem ein gemietheter Klavierspieler sitzt und seine Musikstücke abhämmert. Ohne Tanzmusik wären ja die Schönheiten, die man dort trifft, nicht im Stande, jene graziösen Bewegungen zu machen, welche die Sinne aufreizen sollen, und deßwegen muß der Inhaber einer solchen Anstalt schon seines eigenen Vortheils wegen darauf bedacht sein, einen Klaviervirtuosen zu acquiriren, der allnächtlich zur bestimmten Stunde erscheint, um das Instrument mit dem Yankee doodle und andern ähnlichen Stücken zu quälen. In jenen andern Häusern aber, welche mit den eigentlichen Prostitutionsanstalten so genau verwandt sind, in den öffentlichen Tanzhäusern nemlich, in denen sich die Matrosen und anderes ähnliche Volk mit den Straßendirnen vergnügen, genügt nicht einmal ein simpler Klavierspieler, sondern es gehört zum allerwenigsten noch ein Geiger und Clarinettist dazu. Kurz, in den größern Städten Amerika's ist an allen Ecken und Enden Musik los und am

allermeisten noch wird in jenen Straßen musicirt, in welchen die Bierlokale der Deutschen liegen. Da gibt es nemlich fast jeden Abend sogenannte „Gratis-Concerte“, d. h. musikalische Aufführungen, die den Gast nichts kosten, sondern vom Wirthe bezahlt werden, und aus diesem Grunde vom Publikum äußerst stark besucht sind. Hierin aber, in dem starken Besuche, liegt gerade die Ursache, warum der Wirth einen „musikalischen Abend“ abhält; denn er miethet die paar Sängerinnen, welche ihre stark mit Zoten gewürzten Lieder abzuleiern haben, oder die sechs Trompeter, die „altvaterländische“ Weisen blasen müssen, natürlich nicht, um sich selbst ein Vergnügen zu machen oder um seinen gewohnten Gästen etwas zum Besten zu geben, sondern um recht viel „ungewohnte“ Gäste herbeizulocken, die ihm das Bier abtrinken und hiedurch die Auslage für die Musikanten doppelt und dreifach ersetzen. Warum soll er also nicht eben so gut Musik machen lassen, als der berühmte Barnum vor seinem Museum?

Aus dieser kurzen Skizze wird der Leser ersehen haben, daß in jeder größern amerikanischen Stadt unendlich viel Musikanten nöthig sind, um das allgemeine Bedürfniß zu befriedigen, und es fragt sich nunmehr, woher diese Musikanten kommen. Amerika selbst producirt sie nicht, und wenn je unter tausend Schnurranten sich ein im Lande geborener befindet, so darf man sicher darauf rechnen, daß entweder seine Mutter oder sein Vater einer andern Menschenrace angehörte, als dem reinen Yankeestamme. Um es übrigens kurz zu machen, so verdankt Amerika all seine Musik nur allein den eingewanderten Deutschen. Einige Franzosen, vielleicht auch hie und da ein Italiener oder ein paar Böhmen u. s. w. mögen aller-

dings mit unterlaufen; allein der Hauptstamm ist deutsch, und man geht daher nie fehl, wenn man einen Musikanten mit deutscher Zunge anredet. Hierin also, d. h. in der Musik, ist das deutsche Element Meister und man hat daher Amerika schon oft das Paradies der deutschen Musiker genannt. Auch geht es daselbst in der That keinem einzigen unserer Landsleute schlecht, sobald er nur irgend ein Instrument versteht. Ja Mancher hat es schon hiedurch, wenn auch nicht zu einer angesehenen Stellung, so doch zu einem guten Auskommen und sogar zu einigem Vermögen gebracht. Gewöhnlich bilden nemlich sechzehn oder zwanzig solcher Gesellen eine eigene Bande mit einem sogenannten „Leader" oder Oberanführer, welcher das Materielle der Gesellschaft besorgt und zugleich als Musikdirektor fungirt. Sobald nun ein Deutscher, welcher die Trompete zu blasen oder den Fidelbogen zu führen im Stande ist, nach Amerika hinüber kommt, so verfügt er sich alsobald zu irgend einem der verschiedenen Leader und fragt an, ob in der Bande keine Stelle vacant sei, d. h. ob man ihn nicht als weiteres Mitglied aufnehmen wolle. Die Antwort fällt gewöhnlich bejahend aus, denn je vollzähliger eine Musikkompagnie ist, um so mehr wird sie für Bälle und Paraden gesucht, und überdieß macht ja auch der Tod manche Lücke, so daß neue Rekruten von Nöthen sind. Sobald aber ein „Ja" erfolgt, so hat der Ankömmling eine vollkommen gesicherte Stellung und braucht um sein Fortkommen nicht mehr besorgt zu sein. Vergeht doch fast kein Tag, an welchem die Gesellschaft nicht da= oder dorthin engagirt wird, während ein ordentlicher Leader sich nie schlechter bezahlen läßt, als mit drei bis fünf Dollars für den Kopf, je nachdem kürzer oder

länger Musik gemacht werden muß! Freilich — von einer wahrhaft künstlerischen Stellung ist hiebei nicht die Rede, sondern nur von der Stellung eines „Musikanten", allein in Amerika muß ein Mensch froh sein, wenn er nur wenigstens sein Auskommen hat! Etwas schlimmer haben es diejenigen Musiker, die auf keinem Blas- oder Streichinstrumente eingeübt sind, sondern sich vielmehr auf das Klavierfach verlegt haben, und hieher gehören insbesondere die Tausende von Dilettanten, welche in Deutschland das Pianospiel nur als Liebhaberei trieben, aber nach ihrer Ankunft in Amerika durch die Noth gezwungen sind, diese ihre Kunst handwerksmäßig auszubeuten. Bei uns in Deutschland glaubt man nun freilich, auch dieser Sorte von Künstlern könne es nicht fehlen; denn da ja fast in jedem Haus ein Piano stehe, so dürfe man sich nur als Klavierunterrichtgeber annonciren, um alsobald genug zu thun zu bekommen, und es gingen deßhalb schon Viele in dieser Absicht über's Wasser hinüber. Aber wie bitter fühlten sie sich enttäuscht, als sie es nun versuchten, Schüler zu bekommen! Erstens gibt es ja der Klavierspieler, wenigstens in den Seestädten, fast mehr als der Pflastersteine, und zweitens nimmt ein Amerikaner, durch die Erfahrung gewitzigt, nicht leicht Jemanden zum Lehrer seiner Tochter in's Haus, wenn derselbe nicht die besten Empfehlungsbriefe aufzuweisen vermag. Ja sogar „wirkliche" Künstler, d. h. solche, welche das Klavierspiel gründlich erlernt haben, finden es nur zu oft rein unmöglich, ihr Leben durch Lectionen zu fristen, und müssen am Ende froh sein, wenn sie als Klavierspieler in einem der feineren Prostitutionshäuser ihre zehn Dollars in der Woche verdienen. Wie viel öfter aber passirt dieß einem bloßen Dilettanten, also

einem früheren Beamten oder Offiziere, der von den Noten nur so viel versteht, daß er ein Stückchen abspielen kann? Es ist freilich ein hartes Loos für einen gebildeten Mann, in einem solchen Locale tagtäglich die Tasten rühren zu müssen, allein die Noth lehrt einen Eingewanderten gar Manches, an das er im alten Vaterlande nicht dachte. Ueberdieß, bleibt einem solchen Herrn nicht wenigstens der Trost, daß er sich, ohne deßhalb von irgend Jemanden zur Rede gestellt zu werden, in seinen Visitenkarten „Professor of Musik" nennen kann? Ja darf er sich nicht sogar die Freiheit nehmen, nach Deutschland hinauszuschreiben, daß er nun „Professor der Musik" geworden sei, und als solcher bis Nachts zwei Uhr zu thun habe? Den Bekannten in der alten Heimath braucht man den wahren Sachverhalt nicht aufzudecken, denn es ist schon genug, das Bewußtsein der Schmach in sich selbst herumtragen zu müssen!

So steht es mit der Musik und den Musikanten in den Vereinigten Staaten.

11.

Der Irländer in Amerika.

Unter allen den europäischen Nationen, welche ihr Contingent nach Nordamerika hinüberschickten, ist außer der deutschen die irländische am zahlreichsten vertreten. Genaue statistische Notizen besagen, daß nur allein in den Jahren 1691 bis 1745 263,000 Männer und Frauen aus Irland in den Häfen von Neuyork und Philadelphia angekommen sind, und in den Jahren 1783 bis 1820 betrug diese Anzahl mehr als das Vierfache. Im Ganzen genommen hat „Grün-Erin" oder „die Smaragdinsel", wie man Irland gewöhnlich zu bezeichnen pflegt, nicht weniger als vier Millionen seiner Einwohner nach den Vereinigten Staaten hinübergeschickt und es ist deßhalb auch seine Bevölkerung in stetem Abnehmen begriffen, während umgekehrt in Nordamerika die größeren Städte ganze Quartiere aufweisen, die nur von Irländern bewohnt werden. Hieraus folgt, daß das irische Element einen bedeutenden Einfluß in der nordamerikanischen Union haben muß, und wir können daher nicht umhin, demselben einen kleinen Aufsatz zu widmen.

Dem Aussehen nach besitzt der Irländer viel Kraft und Muth, denn seine Gestalt ist stämmig, sein Wuchs

derb und sein Blick kühn. Viel Feinheit darf man allerdings bei ihm nicht suchen und am allerwenigsten paßt er dazu, einen Stutzer oder Dandy vorzustellen; dagegen aber dürfen unsere Leserinnen deßwegen doch nicht glauben, daß seine Erscheinung eine widerliche sei; sondern sie macht eher einen guten Eindruck, besonders wenn man die leibarme Erscheinung des Neuengländers mit seinen fleischigten Armen und Beinen vergleicht. Noch schöner als die Männer sind fast die Frauen und man trifft selten eine Irländerin, die sich nicht durch eine römisch gebogene Nase, durch ein paar große dunkle Augen, durch eine hohe offene Stirne, durch einen lächelnden gutgeformten Mund, durch blühende rosigte Wangen, durch eine volle wogende Brust, sowie endlich durch einen schwellenden üppigen Wuchs auszeichnete. So große Vorzüge dieß nun aber auch sind, so fehlt ihr doch immer das, was man in Amerika das „Ladymäßige" nennt, d. h. die feine Noblesse, welche sich in jeder Bewegung einer Dame von Stand und Erziehung kund gibt. Sonst sagt man: „Kleider machen Leute", allein bei dem irländischen Volksstamm bewährt sich dieses Sprüchwort doch nicht ganz; denn man mag ein männliches Mitglied desselben anziehen, wie man will, so bekommt er doch nie das Aussehen eines „Gentleman," und ebensowenig läßt sich eine Irländerin durch seidene Kleider und Crinolinen in eine „Dame" verwandeln. Deßwegen sieht aber doch jedes irische Mädchen recht appetitlich und einladend aus, besonders wenn es sich die Mühe nimmt, seine Kleider reinlich zu halten. In dieser Beziehung nemlich, das heißt in Beziehung auf die Reinlichkeit des Anzugs, lastet ein schwerer Vorwurf auf den irländischen Weibern und man kann deren theils in Irland

selbst, theils in den englischen Städten eine Menge sehen, welche Jahr aus Jahr ein mit Bürste, Wasser und Seife in keine nähere Berührung treten. Ja sogar so weit gehen sie in der Vernachlässigung ihres „Aeußern", daß sie Sommers und Winters „barfüßig" einherschreiten, und ich habe in Liverpool Hunderte gesehen, welche Hut und Schleier trugen, dagegen Strümpfe und Schuhe für einen Luxusartikel, der füglich ganz entbehrt werden könne, hielten. In Amerika jedoch legen sie sämmtlich diese Unsitte ab und geben dem Schuhmacher gerade so viel zu lösen, wie die Amerikanerinnen selbst.

Dem Aussehen des Irländers entspricht sein Charakter. Man sieht ihm an, daß ein frisches feuriges Blut durch seine Adern kreist, aber nicht minder klar ist, daß sein Ungestüm ihn oft zur Rohheit und sein Feuer nicht minder oft zur Liederlichkeit hinreißt. Eigentliche Ausdauer und Energie besitzt er nicht und seine Willenskraft geht nicht so weit, um ein ehrgeiziges Ziel consequent zu verfolgen; dagegen lodert er als ächter Sanguiniker augenblicklich in hellem Brande auf, sobald ihn etwas afficirt, sowohl in Freundschaft als in Feindschaft. Für den Feind hat er stets seine Faust oder den Knittel parat und wenn es zum Dreinschlagen kommt, so wächst da, wo sein Hieb hinfällt, kein Gras mehr. Auch flucht er ganz entsetzlich dazu und braucht Ausdrücke, welche einem gebildeten Menschen Schauder einflößen. Umgekehrt jedoch beweist er sich dem Freunde gegenüber so treu und anhänglich, als man nur immer von einem Freunde fordern kann. Ja es kommt ihm sogar nicht darauf an, einem Kameraden oder Verwandten durch einen falschen Schwur aus der Patsche herauszuhelfen, und vor kleineren Lügen scheut er

sich ohnehin nicht. Die Landsmannschaft geht ihm überhaupt über Alles und es gibt keinen Irländer, der nicht im Augenblicke bereit wäre, seinem Stammgenossen beizustehen, ohne lange zu untersuchen, ob derselbe im Recht sei oder nicht. Auch treibt er die Anhänglichkeit an sein früheres Vaterland sowie an seine Familie so weit, daß er den armen Verwandten zu Hause an Geld und Geldswerth, soviel er nur immer entbehren kann, schickt, um auch ihnen die Möglichkeit zur Auswanderung nach Amerika zu verschaffen, — eine Eigenschaft, die um so mehr hervorgehoben werden muß, als er der Lustigkeit sehr ergeben ist und seinen Verdienst gern bei Spiel und Tanz daraufgehen läßt. Ganz ebenso wie der Mann zeigt sich auch die Frau. Auch sie flucht wie ein Dragoner und geht bei jedem Streite nur zu gerne in Thätlichkeiten über. Allein trotz dieser ihrer Rohheit sinkt sie, wenn verheirathet, doch selten zu liederlicher Gemeinheit herab und eine grundsätzlich untreue Gattin darf eine Seltenheit genannt werden. Freilich als Mädchen, d. h. als eine unverheirathete Person, die noch Niemanden Treue gelobt hat, nimmt es eine Irländerin nicht so genau und ihre lebhaften Sinne reißen sie nur zu leicht so weit hin, daß man von ihr haben kann, was man will.

Was die Lebensweise des Irländers in Amerika betrifft, so unterscheidet sie sich von derjenigen, die er im alten Vaterlande führte, hauptsächlich dadurch, daß er nunmehr weit besser ißt, als früher. In Irland mußte er sich für gewöhnlich mit Kartoffeln begnügen und Fleisch war eine Rarität; in Amerika dagegen kommt letzterer Artikel jeden Tag dreimal auf den Tisch und die Kartoffeln werden schnöde verachtet. Auf eine gute Zube-

reitung des Fleisches kommt es ihm aber nicht an und ebensowenig sieht er auf eine gute Qualität desselben. Die Hauptsache ist die Quantität, sowie daß das Fett nicht gespart wird, und wenn er sich z. B., was eine besondere Liebhaberei von ihm ist, Fische auftragen läßt, so müssen diese geradezu im Schmalz schwimmen. Von „Feinschmeckerei" kann man also bei ihm nicht reden und eben so wenig sieht er auf „Feinheit" in der Wohnung. Im Gegentheil sind die irländischen Behausungen immer die schlechtesten in der ganzen Stadt und wo es recht schmutzig und heruntergekommen aussieht, da darf man sicher sein, auf ein irländisches Quartier zu stoßen. Ordnung und Ordnungssinn kennt nemlich eine irländische Frau nur vom Hörensagen und es ist ihr gar nicht wohl, wenn sie eine reinliche gutgesäuberte Stube betritt. Für gewöhnlich ist daher in einem irischen Haushalt die „Vernachlässigung" eingebürgert und nur selten denkt ein Ehepaar jenes Volksstammes daran, sich gute Meubles anzuschaffen. Ja sogar auch dann, wenn solches einmal ausnahmsweise geschieht, verliert die Einrichtung gar bald allen Glanz der Neuheit und schon nach einem Jahre sehen die kostbaren Sophas, Sessel, Commoden u. s. w. u. s. w. gerade so aus, wie wenn sie aus einem Trödlerkram angekauft worden wären. Wie könnte dieß übrigens anders sein, da der Sinn des Irländers und seiner Frau nur allein auf das Trinken gerichtet ist? Schon zu Hause in Altirland gab es für ihn keinen höheren Genuß, als sein Unglück in einem Rausche zu begraben und in Amerika, allwo der Schnaps so gar wohlfeil ist, verschafft er sich diesen Genuß natürlich so oft, als nur immer möglich. Man darf nemlich nicht daran denken, daß ein Irländer

je sich in Bier oder Wein übernehme, sondern er verachtet vielmehr das erstere von ganzem Herzen und unter Tausenden wird kaum Einer zu finden sein, der je einen Tropfen „dieses schmählichen Getränkes“ zu sich genommen hätte. Einen nicht minder großen Abscheu hat er vor dem Weine, denn dieser kostet ja ein höllenmäßiges Geld, und man müßte drei oder vier Flaschen zu sich nehmen, um eine gehörige Wirkung zu verspüren. Da ist es doch etwas ganz anderes beim Schnapse, besonders beim „Whisky“, von welchem einige wenige Gläser hinreichen, um selbst den stärksten Mann zu werfen! Somit ist der Whisky das Lieblingsgetränke des Irländers, dem er sein Lebenlang treu bleibt; denn selbst wenn er Abends toll und voll betrunken zu Bette ging, so erregt ihm der Schnaps doch keinen Eckel, sondern er sehnt sich vielmehr schon in aller Frühe wieder darnach, mit einem abermaligen Becher voll Feuerwasser Bekanntschaft zu machen. An einen ordentlichen Genuß, d. h. an ein ruhiges, behagliches Schlürfen denkt er dabei nicht, sondern er trinkt vielmehr immer stehend und stürzt den Whisky, selbst den stärksten, glasvollweise mit einem Eifer hinab, als wäre es Brunnenwasser. Ja wenn es ihm gelingt, sich einer ganzen Flasche zu bemächtigen, so ruht er nicht, als bis er den Boden derselben sieht, und wenn er auch gleich den Tod davon hätte! Hierin ergeht es ihm, wie dem Löwen, der auch nicht aufhören kann, wenn er einmal Blut verschmeckt hat, und man mag ihm sein Laster noch so eindringlich vorstellen, so läßt er doch nicht davon, sondern entschuldigt sich vielmehr mit seinem schlechten Magen, der ihn nöthige, hie und da „einen Tropfen Medicin“ zu sich zu nehmen. Uebrigens gilt das, was wir hier sagen, nicht blos vom

Irländer, sondern ebenso gut von der Irländerin und man darf sogar kühnlich behaupten, daß diese dem Laster des Schnapstrinkens fast noch leidenschaftlicher ergeben ist, als ihr Herr Gemahl. Gibt es doch Frauen, welche all das Geld, das der Mann vielleicht mit saurer Mühe verdient, regelmäßig in den Schnapsladen tragen, und sich sogar nicht schämen, all' ihr Mobiliar mit sammt den Kleidern und überhaupt allem, was zu Geld gemacht werden kann, nach und nach zu versilbern und in Whisky zu verwandeln! Der Gatte versucht es vielleicht im Anfang mit guten Worten, sie von diesem Laster abzubringen oder er wendet möglicher Weise auch, wenn die Worte nichts fruchten, etwas kräftigere Mittel an und prügelt seine Ehehälfte am Ende so lange, bis sie verspricht, von nun an eine gute Haushälterin zu werden; allein was hilft ein solches Versprechen bei einer Irländerin? Sie kann es nicht halten, selbst wenn sie auch wollte; denn sowie sie nur irgendwo einen Tropfen Whisky riecht, erwacht auf einmal die alte Gierde und sie muß, von ihrer Leidenschaft überwältigt, so lange trinken, bis sie bewußtlos umfällt. Ausnahmen mögen allerdings stattfinden, aber leider sind die Beispiele der Trunkenboldie allzuhäufig, als daß die Ausnahmen zur Regel werden könnten.

Aus dem Bisherigen schon ersieht man, daß es mit der Bildung des Irländers nicht weit her sein kann, und in der That ist die Stufe der Cultur, auf welcher er steht, eine sehr niedere. Selten kommt Einer von der Smaragdinsel nach Amerika herüber, der sich rühmen könnte, in den Wissenschaften des Lesens und Schreibens besonders bewandert zu sein, und derjenige, welcher im Stande ist, seinen Namen auf ein Papier zu krizeln oder

einen empfangenen Brief buchstabenweise zu enträthseln, gehört schon unter die Besten seiner Stammesgenossen. Hand in Hand hiemit geht die übrige Unwissenheit und es hat selten Einer etwas mehr gelernt, als das Ausstecken der Kartoffeln, sowie das Tragen der schweren Fruchtsäcke. In die Lehre zu irgend einem Handwerker ist er ja nie gekommen, ebenso wenig als in eine Schule, und seine ganze Bildungslaufbahn beschränkte sich darauf, daß er entweder auf dem Felde oder in einer Fabrik arbeitete. Ueberdieß kam er nicht weit in der Welt herum, sondern blieb bis zu seiner Abreise nach den Vereinigten Staaten stets in Irland, es müßte denn sein, daß er eine Zeit lang in der großen Seestadt Liverpool gearbeitet hätte. Wie kann man ihm also zumuthen, geistig oder körperlich über die allerersten Anfangsgründe hinübergekommen zu sein? So tief er nun aber auch in der Nacht der Unwissenheit begraben ist, so sieht er sich hiedurch doch keineswegs gedemüthigt, sondern er meint vielmehr, das Wissen sei förmliche Nebensache. „Wenn man nur den wahren Glauben hat", denkt er, „so ist man des Himmels gewiß, was braucht man also viel zu lernen?" Den wahren Glauben aber hat er, denn er ist römisch-katholisch durch und durch, und der Priester, welcher sich seines Seelenheils annahm, sorgte dafür, daß der gute Mann alles Nichtkatholische für eitel Teufelswerk hält. Zwar allerdings gibt es auch protestantische Irländer, allein ihre Zahl ist äußerst gering, und sie stehen in tödtlicher Feindschaft zu dem eigentlichen Mutterstamm, welcher eben wegen dieses Abfalls eines Theils seiner Glieder um so eifriger darauf bedacht ist, dem Bigottismus zu huldigen. Ihm also, dem wahren Irländer, geht nichts über die

katholische Religion, d. h. über das, was ihn der Priester gelehrt hat, „Religion" zu nennen, und er wird sich z. B. um keinen Preis nachsagen lassen, daß er je einmal am Palmsonntage die Beichte versäumt habe. Ebensowenig darf das Bildniß seines Schutzheiligen, des heiligen Patrik, an der Wand seiner Wohnung fehlen, und zwar in der Regel recht bunt bemalt, dieweil die grellen Farben seinen Schönheitsbegriffen am meisten entsprechen. Ueberdieß lüpft er bei der bloßen Nennung des heiligen Vaters in Rom stets ehrfurchtsvoll den Hut, ob er gleich keine eigentliche Vorstellung davon hat, wer und was der Pabst ist; allein sein Beichtiger lehrte ihn, den besagten Oberhirten der katholischen Kirche höher zu schätzen, als selbst unsern Herrgott im Himmel, warum sollte er es also nicht thun? Geht ihm doch der Ausspruch seines Paters über Alles! Gehorcht er doch diesem so zu sagen blindlings! Opfert er ihm doch geradezu sein eigenes Ich! Wäre er doch sogar bereit zu stehlen, nur um den Priester gut zu versorgen! Noch bigotter fast, als die Männer, sind die Frauen und der Religion oder vielmehr dem Priester zu lieb kommt es ihnen auf keinerlei Art von Opfer an. Allein wie sie hierin das männliche Geschlecht zu überbieten suchen, so auch in der Unwissenheit und Unbildung. Ja die letztere steigert sich bei ihnen nicht selten bis zur Unfläthigkeit, und es macht z. B. einen überaus eckelhaften Eindruck, wenn man ein paar Mädchen oder Frauen neben einander sitzen sieht, mit nichts Anderem beschäftigt, als sich gegenseitig vor aller Welt jene ungeflügelten Insecten zu fangen, welche auf dem Hinterkopfe unreinlicher Menschen vorzukommen pflegen. Einen solchen Liebesdienst aber erweisen sich die Irländerinnen fast bei allen ihren Zu-

sammenkünften und aus der Unbefangenheit, mit welcher sie dabei zu Werke gehen, ersieht man deutlich genug, daß sie keineswegs glauben, durch eine derartige Handlungsweise gegen den Anstand zu handeln. Noch schamloser aber erscheint es in den Augen eines gebildeten Menschen, wenn er sehen muß, wie eine irische Mutter, die mit ihrem Säugling an der offenen Straße vor dem Hause sitzt, sobald der letztere schreit, ohne sich lange zu besinnen, das Kleid öffnet, die Brust heraushängt und das Kind ohne Rücksicht darauf, ob zwei oder zwanzig Männer zusehen, öffentlich saugen läßt. Sollte man da nicht meinen, man habe eine Kuh vor sich, welche den Durst ihres Kalbes stillt?

Dieser letztere Umstand bringt uns darauf, über die Kindererziehung der Irländer einige wenige Worte zu sagen. Eigentlich übrigens ist das Wort „Erziehung" hier übel angebracht, indem von einer solchen in einem irländischen Haushalt nur wenig oder gar nichts zu bemerken ist. Der Vater kümmert sich nichts um seine Rangen, denn er muß seinem Geschäfte nachgehen, und hat, wenn er dieses beendigt, die Schnapskneipe zu besuchen. Somit bleibt alles der Mutter überlassen, allein diese hat auch keine Zeit, sich viel mit dem jungen Geschmeiß zu befassen; sondern sie überläßt dasselbe vielmehr den ganzen Tag lang sich selbst, fest überzeugt, genug gethan zu haben, wenn sie der kleinen Brut das nöthige Essen und Trinken reichte. Die Folge hievon ist, daß die Knaben und Mädchen, sobald sie nur halbwegs krabbeln können, auf die Straße hinabgehen, um allda im Sonnenschein zu spielen, und sobald man auf ungewaschene oder vielmehr mit Schmutz überzogene, in halbnacktem Zustand herum-

streichende Kinder stößt, so darf man mit Bestimmtheit darauf zählen, daß sie dem irischen Stamm angehören. Auf diese Art wachsen die Söhne und Töchter der Irländer halb wild auf und sie würden vielleicht total verwildern, wenn nicht mit dem siebenten Jahre in Amerika die Schulzeit begänne. Freilich, würde der Schulunterricht Geld kosten, so dürfte man sicher darauf zählen, daß nur wenige irische Elternpaare daran dächten, ihre Kinder desselben theilhaftig werden zu lassen, allein zum großen Glück für die letzteren sind fast in allen Staaten der Union „Freischulen" errichtet, und man hat nicht nur kein Unterrichtsgeld zu bezahlen, sondern die Kinder bekommen auch noch die nöthigen Bücher, Landkarten, Schreibmaterialien u. s. w. umsonst. Warum sollte man sie also nicht hinschicken? Ist ja doch der weitere Vortheil damit verbunden, daß die wilden Dinger, so lange sie in der Schule sitzen, gut aufgehoben sind, ohne irgend einer weitern Beaufsichtigung zu bedürfen! Somit werden dieselben jeden Morgen regelmäßig mit einem kleinen Frühstück in der Tasche nach der Schule abgesandt und die Mutter ist froh, nunmehr der Last überhoben zu sein, allein sieht sie vielleicht auch darnach, ob die junge Brut in der That und Wahrheit in die Lehranstalt geht oder nicht? Straft sie vielleicht die Kinder, wenn der Lehrer ihr berichtet, daß dieselben tagweise ausbleiben, um sich auf den Straßen herumzutummeln, und bekümmert sie sich überhaupt etwas darum, ob ihre Sprößlinge im Lernen weiter kommen? Ei Gott bewahre; weder sie noch ihr Mann lassen sich dergleichen Kleinigkeiten anfechten, denn sie denken Beide, daß man die armen Racker nicht allzuhart anspannen müsse, dieweil allzuviel Wissen Kopfweh

mache. Umgekehrt aber, wenn einer der Buben oder eines der Mädchen schreiend nach Hause kommt, und sich darüber beklagt, daß es der Lehrer geschlagen habe, so macht sich der zärtliche Vater, statt daß er das Kind, welches die Schläge ohne allen Zweifel gar wohl verdiente, seinerseits ebenfalls abstrafte, alsbald auf die Socken, steigt dem Lehrer auf die Stube und droht ihm mit einer tüchtigen Tracht Prügel, wenn er sich je unterstehe, dem Kinde noch einmal etwas zu thun. Ist das nicht eine prächtige Erziehung?

Die Beschäftigung des Irländers entspricht dem, was wir bisher über ihn bemerkten, vollkommen. Er ergreift nemlich nie eine feine Arbeit, sondern liebt vielmehr das Rohe, sowie überhaupt dasjenige, wobei man nicht viel zu lernen braucht. Somit wird man in ganz Nordamerika keinen einzigen irländischen Uhrmacher, Goldarbeiter und was dergleichen mehr ist, treffen, und ebensowenig ist seine Race unter den Malern, Musikern, Steinmetzen u. s. w. u. s. w. vertreten. Die Kunst geht über seinen Horizont, um so mehr aber liebt er eine Arbeit, bei welcher körperliche Kraft erforderlich ist, und ein großer Theil der Kanäle, Eisenbahnen, Brücken, Straßen u. s. w., welche in Amerika existiren, sind durch seine kräftige Beihilfe entstanden. Ueberdem fungirt er gerne als Lastträger beim Ein- und Ausladen der Schiffe, oder als Knecht in einer Kohlenhandlung und was dergleichen mehr ist. In den Fabriken, welche mit schwerer Handarbeit zu thun haben, ist er ohnehin zu Hause und als Fuhrmann, besonders wenn es sich um die Weiterbeförderung von schweren Kaufmannsgütern handelt, leistet er ebenfalls das Seinige. Kurz, er weiß sich als tüchtiger Arbeiter geltend zu machen, und

wenn man nicht mehr von ihm fordert, als was vermittelst Anstrengung der Muskeln und Gliedmaßen geleistet werden kann, so wird man beinahe immer mit ihm zufrieden sein. Nur muß man ihm nie zumuthen, selbstständig d. h. ohne Aufsicht und Anleitung zu arbeiten. Zur Selbstständigkeit nemlich paßt er durchaus nicht, einfach deßwegen, weil er seine eigenen Leidenschaften nicht zu beherrschen versteht, und wenn er daher irgend einmal aufhört, anderer Leute Diener zu sein, um ein eigenes Geschäft zu betreiben, so geht er regelmäßig nach kurzer Zeit zu Grunde. Ja sogar nicht einmal als selbstständiger Bauer oder „Farmer" kommt er fort und man sieht es einer Hofwirthschaft alsobald an, ob sie von einem Irländer betrieben wird oder nicht. Zeichnet sich doch solch' ein Anwesen stets durch ungewöhnlichen Schmutz aus! Darf man doch bei ihm sicher sein, immer zerbrochene, mit Papier geflickte Scheiben zu finden! Wird doch sein Vieh stets ungeputzt mit zottigen Haaren halbwild herumstreifen! Tragen doch seine Felder, weil nur roh und oberflächlich bearbeitet, kaum die Hälfte der Frucht, welche sein Nachbar, wenn dieser ein Yankee oder ein Deutscher ist, erzielt! Ebenso nachlässig und schmutzig sieht es aus, wenn man die innern Zimmer seiner Wirthschaft besucht, denn seine Frau läßt sich keineswegs besser an, als er selbst, und man ist daher stets froh, wenn man einer irländischen Farm den Rücken kehren kann. Ausnahmen kommen allerdings hie und da vor, und gar Mancher, dessen Besitzthum in der Mitte von deutschen Ansiedlungen lag, hat sich in kurzer Zeit auffallend gebessert. Ja es ereignete sich sogar schon das Wunder, daß Einer ein nüchterner und geordneter Mann wurde, blos weil er kein böses Beispiel mehr sah;

allein sobald irgend ein Landsmann bei ihm einkehrte oder sich gar in der Nachbarschaft niederließ, so nahm es mit der Tugend und Enthaltsamkeit bald ein Ende und die frühern Gewohnheiten stellten sich in verstärktem Maße wieder ein. Kurz ein Irländer wird es als Bauer selten besonders weit bringen und es ist daher ein wahres Glück für Nordamerika, daß nur wenige der irischen Einwanderer sich auf's Land begeben, um daselbst dem Ackerbau obzuliegen, sondern daß vielmehr die meisten sich in den größern Städten als Handarbeiter niederlassen.

Wie sich in Folge dessen das Verhältniß der Irländer zu den eingeborenen Amerikanern gestaltet oder vielmehr gestalten muß, dürfte nicht schwer zu errathen sein. Der Irländer ist der Knecht, der Amerikaner aber der Herr! Was braucht man weiter? Freilich sollte man meinen, ein gebildeter Yankee werde einen unwissenden, rohen, ungeschlachten und trunksüchtigen Burschen, wie der Irländer meistens ist, nicht einmal als Knecht gern um sich sehen, und in der That wird auch der Amerikaner beim Anblick eines Sohnes Grün-Erins nicht selten von seinen Gefühlen so hingerissen, daß er in die harten Worte: „damned dirty irish Puppy, du verdammter schmutziger irischer Bengel“ ausbricht; allein wen sollte man denn zu den gemeineren und schwereren Arbeiten verwenden, wenn nicht den Irländer? Ein Eingeborener gibt sich ja bekanntlich nicht leicht zu derlei Geschäften her und hat auch die Kraft nicht, dieselben zu versehen; ein eingewanderter Deutscher aber, der allerdings weit fleißiger, weit gewandter und weit solider seyn mag, als ein Irländer, paßt deßwegen nicht so gut, weil ihn der Amerikaner nicht versteht. Ueberdem erweist sich nicht der Sohn der Smaragd-

Insel weit fügsamer, als jeder andere Eingewanderte? Ja ist der Irländer trotz seines rauhen, plumpen Wesens nicht sogar kriechend-unterwürfig gegen den Yankee und redet er ihn nicht stets mit den Worten: „Your honor“ oder „Your reverence“, d. h. Euer Ehren oder Euer Hochwohlgeboren an? Eine solche Ansprache thut wohl, selbst wenn sie aus dem Munde eines so ungebildeten Menschen, wie der Irländer ist, kommt, und man übersieht über diesem Respekt manches andere Widerwärtige. Zudem wo wäre ein Deutscher oder auch ein Franzose in der Union zu finden, welcher sich beeilte, sein Deutschthum und Franzosenthum abzulegen? Wollen diese Menschen nicht vielmehr ihre Nationalität beibehalten und erfrechen sie sich nicht sogar, dem Yankee gegenüber ihren eigenen Gang zu gehen? Da ist der Irländer ein ganz anderer Mensch, denn er fügt sich in allem und jedem und erkennt die Superiorität des eingeborenen Amerikaners ohne Widerstreben an. Kein Wunder also, wenn der Letztere lieber einen Sohn Grün-Erins beschäftigt, als einen Nachkommen Teuts!

Dazu kommt noch ein anderer Umstand, welcher nicht wenig dazu beiträgt, das gegenseitige Verhältniß zwischen eingeborenen Amerikanern und Irländern freundlich zu gestalten, nemlich die gemeinsame Abneigung, welche beide Theile gegen die englische Nation hegen. Diese Abneigung hat, wie wir schon bei der Schilderung des Stockamerikaners gezeigt haben, bei dem Eingeborenen ihren Grund im Neide, den er gegen Altengland fühlt; bei dem Irländer aber entspringt sie aus dem Rachegefühl, von dem derselbe gegen Alles, was englisch heißt, beseelt ist. Das irländische Volk gehört nemlich, wie bekannt, unter die schwerstgedrückten

Nationen der Welt; denn die Engländer begnügten sich, als sie Irland eroberten, nicht damit, Land und Leute in Unterwürfigkeit zu erhalten, sondern sie nahmen vielmehr allen Grund und Boden als ihr Eigenthum hinweg und behandelten die früheren Besitzer desselben wie Sclaven. So besaß denn der Irländer im eigenen Vaterlande kein Stück Feld mehr, das er sein eigen nennen konnte, und sogar seine Religion wurde kaum geduldet. Kurz man betrachtete ihn als einen Auswürfling, und er genoß nicht einmal den Schutz der Gesetze, die doch für jeden Unterthan die gleiche Rechtskraft haben sollten. Ist es also ein Wunder, wenn sich endlich in dieser schwer gebeugten Nation ein tiefer Haß gegen ihre Unterdrücker festsetzte, und wenn Millionen über's Wasser hinüber nach Amerika zogen, nicht blos um ihre Lage zu verbessern, sondern auch, weil sie hofften, daß es doch mit der Zeit nothwendig zu einem Kriege zwischen England und der Union kommen werde, durch welchen sie dann Gelegenheit erhielten, ihre Wuth an den Britten auszulassen? Hierin also, in der Abneigung gegen Großbritannien, stimmen Amerikaner und Irländer überein, und diese Uebereinstimmung ist kein geringer Grund für ihre gegenseitige Annäherung. Daher kommt es denn auch, daß das Irländerthum schon in der zweiten und dritten Generation sich mit dem Yankeethum so zu sagen verschmilzt und zu dem wird, was man das jetzige Amerikanerthum nennen muß. Der Irländer denkt ja nicht daran, eine eigene Nation in Amerika zu bilden, und somit will sein Sohn oder wenigstens sein Enkel nichts anderes sein, als ein Amerikaner! Hat er aber vollends in eine Yankeefamilie hineingeheirathet, so ist der Verschmelzungsproceß wenigstens bei seinen Nach-

kommen ein durchaus vollständiger und das Irländerthum hat dann gänzlich aufgehört.

So steht es mit dem Irländer in Amerika und es bleibt uns nun nur noch übrig, über einige wenige Eigenheiten zu berichten, welche ihm, so lange er sich noch im frisch eingewanderten Zustande befindet, ankleben. Hieher gehört vor Allem die Feier des St. Patrikstages, welche alljährlich am 17. März von allen in der Union wohnenden Irländern auf's Festlichste begangen wird. St. Patrik war nemlich, wie dem Leser ohne Zweifel bekannt ist, der Apostel Irlands, und es gibt keinen in jenem Lande Geborenen, der nicht mit tiefster Ehrfurcht auf denselben hinblickte. Warum sollte man also seinen Ehrentag nicht feiern? Hiegegen hat nun sicherlich auch kein Mensch etwas einzuwenden und wir würden den bewußten 17. März ganz mit Stillschweigen übergehen, wenn das Fest anders ausfiele, als es auszufallen pflegt. Worin besteht aber dasselbe? Einfach darin, daß alle Irländer an diesem Tage so viel und so lange Whisky trinken, bis sie vollständig zum Thiere geworden sind! Am frühen Morgen scheint es allerdings, als ob große Feierlichkeiten stattfinden sollten, denn es rücken die sämmtlichen irischen Milizregimenter aus, um mit schallender Musik in großer Procession durch die Straßen zu ziehen. Auch finden große Zweckessen statt, bei welchen die sämmtlichen Theilnehmer im Sonntagsstaate erscheinen, und zugleich werden solenne Bälle angezeigt, damit die Damen ebenfalls Gelegenheit hätten, ihre Pracht zu entwickeln. Allein der gewöhnliche Verlauf des Tages ist, daß jedes Mitglied des irischen Volksstammes, sei es nun männlichen oder weiblichen Geschlechts, schon vor Tisch eine weit größere Portion Schnaps in sich hineingießt,

als es zu ertragen vermag, und in Folge dessen gibt es dann am Mittag nur äußerst selten noch einen nüchternen Irländer. Sobald es aber so weit gekommen ist, müssen sich alle diejenigen, welche sich nicht gerne in Händel verwickelt sehen, so schleunig als möglich in ihre sicheren Häuser retiriren, und die Wirthe, welche nicht der irländischen Nation angehören, thun wohl daran, ihre Lokale sofort zu schließen, denn sie dürfen darauf zählen, daß, sobald ein betrunkener irischer Haufe hereindringt, alles kurz und klein geschlagen wird. Noch toller werden die Excesse gegen den Abend hin und bei einbrechender Nacht durchziehen die St. Patriksverehrer unter furchtbarem Geschrei die Straßen, attaquiren jeden, der ihnen begegnet, und schießen dazu so toll aus Revolvern, Pistolen oder Büchsen, daß man glauben könnte, sie liefern einander eine Feldschlacht. Kurz es ist eine Heiligen-Feier, von der man bei uns in Deutschland keinen Begriff hat, und noch am Morgen kann man Hunderte von ihnen im bewußtlosen Zustand in den Gassen liegen sehen, welche dann von der Polizei, die sich den Tag vorher wohlweislich nicht blicken ließ, in die Stationshäuser „zum Rauschausschlafen" geschleppt werden; aus den Zeitungsberichten aber erfährt man sofort, wie viele friedliche Bürger von den viehisch Besoffenen niedergeschlagen und wie viele andere Brutalitäten von ihnen begangen worden sind.

Eine zweite Eigenheit des Irländers ist „die Großthuerei, welche er bei allen Begräbnißfeierlichkeiten entwickelt." Gewöhnliche Menschen begraben ihre Todten dem Stande gemäß, welchem dieselben im Leben angehört hatten, und es wird dabei kein größerer Aufwand gemacht, als der Geldbeutel es erlaubt. Ganz anders der Irländer.

Zuerst nemlich bestellt er eine solenne Leichenwache, welche er natürlich mit Speise und Trank, absonderlich aber mit Whisky so freigebig als möglich versorgt. Sodann läßt er den Todesfall bei allen Freunden, Bekannten und Verwandten in der ganzen Runde ansagen und ladet die ganze Sippschaft auf's Feierlichste sowohl zum Leichenbegängniß, als auch zum Leichenschmause ein. Sein Zweck bei dieser Einladung ist, so viel Menschen als möglich zu Leidtragenden zu bekommen, denn je größer der Zug ist, der einer Bahre folgt, und insbesondere je mehr es der Chaisen sind, welche hintendrein fahren, um so größer ist die Ehre und die Genugthuung. In der That finden sich deßhalb auch immer, selbst bei einem ganz armen Irländer, unverhältnißmäßig viele theilnehmende Herzen ein, und es wird unendlich viel geweint, geschluchzt und gejammert, ehe man auf den Kirchhof hinauszieht; kaum aber ist die Beerdigung vorbei und kaum hat man das Trauerhaus wieder erreicht, so beginnt auch alsobald der Leichenschmaus oder vielmehr der Leichentrunk, und nun kann man sich leicht denken, warum sich so viele Leute zu der Feierlichkeit gedrängt haben. Der Whisky fließt nemlich in Strömen und dem Todten zu Ehren werden so viele Libationen gebracht, daß bald die ganze Gesellschaft, Männer, Weiber, Buben und Mädchen, ja selbst Vater, Mutter, Gatte, Gattin, Schwester, Bruder, Sohn und Tochter nicht ausgenommen — mit einem Worte Alles, was da ist, sich im „aufgeregtesten" Zustand befindet. Auch endet ein solcher Leichenschmaus oft und viel mit einer allgemeinen Prügelei und jedenfalls geht man in einer ganz andern Stimmung auseinander, als man zusammengekommen ist, denn „nüchtern" oder auch nur annähernd nüchtern, entfernt sich kein Einziger.

Unter die Dinge, welche der Irländer am meisten liebt, gehört der Name „Paddy“, ein Diminitivum des Wortes Patrik, und wenn man nicht weiß, wie ein Sohn Grün-Erins getauft ist, so rufe man ihn nur immerhin mit dem besagten Namen, denn man darf dann gewiß sein, daß er sich wenigstens umschaut. Dasjenige Ding aber, das er am meisten haßt, ist das Wort „Temperenz“ oder „Mäßigkeit“. Daß er den Engländer nicht liebt, haben wir oben gesehen, und wir können ihm dieß auch nicht verübeln. Ebenso gut mag es noch hingehen, daß ihm der Deutsche ein Dorn im Auge ist, denn dieser bildet ja so zu sagen seinen Concurrenten und in nur zu vielen Fällen handelt es sich darum, ob der eingeborene Amerikaner ihm oder dem Sohne Teuts den Vorzug geben will. Allein wie geringfügig erscheint die Abneigung gegen Deutschthum und Engländerthum gegenüber der furchtbaren Rache, welche er dem „Temperenzthum“ geschworen hat, denn dieses letztere will ihm ja das einzige Labsal, das er im Leben besitzt, den Whisky, rauben! Bekanntlich gibt es in Nordamerika eine große religiös-politische Partei, die sogenannte Temperenz-Partei, welche es sich vorgesetzt hat, den Genuß aller geistigen Getränke durch ein allgemeines gesetzliches Verbot geradezu unmöglich zu machen, und die Mitglieder derselben, hauptsächlich methodistische Geistliche und exaltirte Damen, drängen sich mit ihren Traktätlein allüberall ein, um neue Proselyten zu gewinnen. Allein es soll sich einmal eine derartige Dame (die Geistlichen sind klug genug wegzubleiben) in das Haus eines Irländers verirren, — Herrgott im Himmel, wie wird sie da empfangen! Mit einer Legion von Flüchen donnert sie der Sohn Grün-Erins nieder und nicht blos

sie verflucht er, sondern auch die Mutter, welche sie geboren, sowie den Vater, der sie gezeugt! Ja ihre Großeltern sogar entgehen seinen Verwünschungen nicht und mit Entsetzen ergreift sie die Flucht, um nie mehr wiederzukehren! Aus diesem Grunde wird man auch in den sogenannten Neuenglandstaaten, also in Connecticut, Massachussetts, Maine u. s. w., in welchen die Temperenzpartei besonders mächtig ist, nur äußerst wenige Irländer treffen, und wenn je Einer durch die Verhältnisse gezwungen dort seinen Aufenthalt nimmt, so betrachtet er die Stadt, in der er wohnt, keineswegs als seine Heimath, sondern vielmehr als eine Art von Verbannungsort, welchen er je eher je lieber mit Neuyork, Baltimore, Philadelphia, Louisville, St. Louis oder einer andern Metropole, in welcher der Schnaps nicht verboten ist, zu vertauschen im Sinne hat. Ueberdieß hält er sich, so lange er in Hardford, Concord, Portland und wie die andern Städte in Neuengland heißen, zu verbleiben genöthigt ist, in Ermangelung eines Wirthshauses, in welchem er für sein Geld Whisky bekommen kann, immer an einen Apotheker, der so freundlich ist, ihm den Schnaps, freilich ums doppelte Geld, „als Arznei" zu verkaufen.

Die „Hauptkrankheiten", an welchen die Irländer sterben, sind der Sonnenstich und der Säuferwahnsinn. Der erstere kommt, wie sich von selbst versteht, nur in den heißesten Monaten des Sommers vor und es sind demselben die Abkömmlinge aller Nationen ausgesetzt; eigenthümlicher Weise aber erkranken besonders die Söhne Grün-Erins daran, und unter zehn Fällen, welche einen tödtlichen Ausgang haben, betreffen neune immer den irischen Volksstamm. Diese auffallende Erscheinung erklären die

Aerzte daraus, daß die Gehirnnerven der Irländer, ihres ewigen Schnapstrinkens wegen, bei weitem mehr afficirt sind, als die anderer Amerikabewohner, und ohne Zweifel haben die gelehrten Herren hierin auch vollkommen Recht. Oder woher käme es denn, daß so viel irisches Volk vom Säuferwahnsinn befallen wird? Die Ursache hievon liegt ebenfalls nirgends anders als im Whisky!

Zum Schluß bemerken wir noch, daß der frisch aus seinem alten Vaterlande herübergekommene Irländer immer leicht an seiner schnarrenden Sprache zu erkennen ist, daß er diese aber mehr und mehr ablegt, je länger er im Lande wohnt. Die zweite Generation spricht schon nicht mehr mit irischem Accente und die dritte bewegt ihre Zunge ganz so wie der Amerikaner, dessen Voreltern schon vor zweihundert Jahren in Amerika ansässig waren.

12.

Singsing, das große Zuchthaus.

Wenn man von Neuyork den Hudson hinauffährt, so wird man unwillkürlich an den Rhein erinnert. Links ist das Ufer des majestätischen Stromes von einem hohen Bergrücken, welchen von unten bis oben ein dichter Wald bedeckt, eingefaßt; rechts dehnt sich eine herrliche Landschaft aus, besäet mit freundlichen Städten, oder auch mit einzelnen Farmen und Landhäusern, die in ihrer weißen Festkleidung mit den grünen Jalousien so einladend und frisch aussehen, wie ein liebliches Kind am ersten Mai! Es fehlen nur die alten Burgruinen, nebst den saftig grünen Weinbergen, sowie die lieblichen Vogelstimmen, welche an beiden Ufern ihre Lerchentöne erschallen lassen. Insbesondere aber vermißt man die frohen, fröhlichen Gesichter, denen man überall am Vater Rhein begegnet und diese lassen sich durch keine auch noch so herrliche Natur ersetzen.

Ist man den Strom etwa vierzig Meilen (d. h. englische Meilen, von welchen fünf auf eine deutsche gehen) aufwärts gefahren, so hat man zur Rechten ein großes Dorf, dessen Häuser und Häuschen an der Uferhügelkette zerstreut sich wohl eine Stunde weit ausdehnen, umgeben

von fruchtbaren Feldern, zum Theil versteckt unter Bäumen und Laubwerk; am Fuße des Dorfes aber, fast hart am Hudsonflusse, erheben sich hohe, massiv steinerne Gebäude, welche auf drei Seiten von einer nicht minder hohen und massiven Mauer umgeben sind. Nur die Stromseite ist ohne Umfassungsmauer, denn der Hudson, welcher hier eine Breite von zwei englischen Meilen einnimmt und in reißender Schnelligkeit dahinfließt, gewährt sicherlich mehr Schutz, als die höchste Mauer thun würde. Das besagte Dorf nun heißt Singsing und innerhalb der hohen massiven Mauern befindet sich das berühmte gleichnamige Zuchthaus des Staates Neuyork, welches schon so vielen andern Zuchthäusern der alten und neuen Welt zum Muster gedient hat.

Eigentlich sind es zwei Zuchthäuser, das für Männer, sowie das für Weiber, und beide liegen ganz getrennt von einander. Zwischen ihnen hindurch nemlich führt die Hudson-river-rail-road, jene berühmte Eisenbahn, welche hart am Ufer des Hudson, oft in denselben hineingebaut oder über breite Strombuchten hingeleitet, nach Albany hinaufführt und als ein Wunder der Baukunst gilt. Somit kann von einer Gemeinsamkeit der beiden Zuchthäuser nicht die Rede sein und überdieß ist auch das eine derselben um soviel größer und umfangreicher, als das andere, daß das letztere gegenüber von dem ersteren eigentlich ganz verschwindet. Betrachten wir uns also eines nach dem andern, und zwar zuerst das männliche Zuchthaus, um dann am Schlusse auch des weiblichen mit einigen Worten zu gedenken.

Wenn man am Landungsplatze der Dampfboote, welcher sich am Fuße des Dorfes Singsing unweit des

Eisenbahnstationshauses befindet, ausgestiegen ist und sofort dem Zuchthause ein paar hundert Schritte weit zugewandelt ist, so wird man von ein paar Männern in langen grauen Kutten, mit noch längeren Gewehren über den Schultern, in Empfang genommen und gefragt, wohin man zu gehen begehre. Es sind dieß die Privatschutzwächter des Zuchthauses (stehendes Militär, das „hiezu" zu verwenden wäre, gibt es bekanntlich in Amerika nicht), also so zu sagen die Außenposten der Festung, denn sie haben ihren Standpunkt ringsum auf den kleinen Uferhügeln, von denen aus sie das Zuchthaus, den Hudson, sowie die ganze Umgebung übersehen und jede verdächtige Bewegung überwachen können. Ihre Anzahl beträgt im Ganzen etliche und fünfzig, aber sie wechseln alle vier Stunden mit einander ab, so daß bei Tage stets nur fünfzehn, bei Nacht aber nie weniger als sechs auf den Beinen sein müssen. Diesen Schildwachen nun nennen wir natürlich unser Begehr und sofort begleitet uns Einer von ihnen bis an's Thor der hohen Mauer. Dort befindet sich ein kleines Häuschen, in welchem der Thorschreiber sitzt und von diesem eingeladen verewigen wir unsere Namen in ein großes Buch, worin schon Tausende vor uns ebenfalls eingeschrieben stehen. Zugleich aber hinterlegt Jeder von uns zwei Schillinge, das ist nach süddeutscher Währung siebenunddreißig Kreuzer, welche als Entreegebühr gelten können. Das Geld — und es macht jährlich eine Summe von mehreren tausend Thalern aus — wird zum Nutzen der Anstalt verwendet und vertritt nebenbei auch die Stelle des Trinkgeldes an den Führer, welcher, von dem Thorschreiber durch eine Glocke citirt, nach wenigen Minuten erscheint, um uns als Cicerone zu dienen.

Wir machen uns also auf den Weg, voraus den Führer, der uns ebenso freundlich als höflich begegnet. Er verspricht uns sämmtliche Merkwürdigkeiten zu zeigen und erklärt sich bereit, auf alle unsere Fragen Antwort zu ertheilen; nur ersucht er uns, nirgends, wo wir uns in der Nähe der Zuchthausgefangenen befinden, am allerwenigsten aber in den Arbeitslokalen ein lautes Wort zu sprechen. Ja nicht einmal „flüstern" sollen wir, denn „schweigen" ist die erste Regel in Singsing, und diese Regel hört blos auf, wo keine Gefangenen sind! Wir besehen zuerst das eigentliche Gefängniß, das Gebäude, worin sich die Zellen der Sträflinge befinden, also das große Schlafzimmergefängniß oder die „Halle", wie man dasselbe gewöhnlich nennt. Sie ist fünf Stockwerke hoch, fünfhundert Fuß lang, vierundvierzig Fuß tief und durchweg massiv aus dicken Quadern erbaut. Jedes Stockwerk enthält zweihundert Zellen, nemlich hundert gegen Mittag und andere hundert gegen Mitternacht, so daß sich in allen fünf Etagen im Ganzen genommen tausend Zellen befinden. Schmal und eng ist jede Zelle, nur drei Fuß breit, sechs Fuß drei Zoll lang, sowie sechs Fuß acht Zoll hoch. An der Wand sieht man eine eiserne Bettstätte aufgeschlagen, welche Abends, wenn man den Sträfling einsperrt, heruntergelassen wird, und das ganze Ameublement besteht aus einem einfachen niederen Schemel oder Stuhl nebst einem schmalen Gesims, auf welchem eine Bibel nebst einem Gesangbuche liegt. Sobald die Bettstelle heruntergelassen ist, nimmt sie fast den ganzen Raum ein und der Gefangene hat dann nur die Wahl entweder auf dem Bette zu liegen oder auf demselben zu sitzen. Besonders einladend sieht letzteres aber nicht aus, denn es besteht aus

nichts als aus einem Strohsack, einer Strohmatratze und einem Strohkissen, sowie aus zwei wollenen Teppichen, den Leib zu bedecken. Doch ist Alles reinlich und auch die Zelle selbst hat einen properen Anstrich, denn man gypst die Wände regelmäßig alle Jahre, so daß sie bei Lichte ganz weiß glänzen. Eine schwere eiserne Thüre verwahrt den Eingang zu jeder Zelle und in der Thüre befindet sich ein kleines Loch für Luft und Licht; alle die hundert Thüren aber, welche gegen Norden oder Süden hinauslaufen, schließen sich vermittelst einer einfachen Mechanik durch einen einzigen Druck, so wie sie sich auch wieder durch nur einen Druck öffnen, und somit können die sämmtlichen tausend Zellen von einem einzigen Manne gar leicht hinter Schloß und Riegel gehalten werden. Ist das nicht sinnreich? Im Uebrigen jedoch dürfte über die besagten Zellen wenig mehr zu bemerken sein, außer daß die Wände hinten und auf beiden Seiten, so wie der Fußboden und die Decke oben aus mächtig dicken Quadern bestehen, ohne Zweifel damit keiner der Gefangenen von seinem Nachbar ein Wort oder auch nur einen Laut hören könne. So herrscht denn in diesen Räumen eine tiefe grabähnliche Stille, und der Tritt des Wächters, der in dem breiten Gange vor den Zellen auf und ab wandert, klingt hohl und schaurig, wie der eines finstern Gespenstes.

Wir sind froh, das Zellengefängniß hinter uns zu haben, denn das Unheimliche desselben hat uns die Herzen zusammengeschnürt. Treten wir nun aber in den Hof hinaus, so stehen wir alsobald vor einem anderen Gebäude; doch macht dieses einen bei weitem bessern Eindruck, schon deßwegen, weil es nicht so „massig" ist und nur zwei Etagen hat. In seinem zweiten Stockwerk

enthält es einen Betsaal für etliche hundert Personen, sowie einen Spital für etwa den dritten Theil dieser Anzahl, welche beide Lokalitäten mit hellen, hohen, wenn auch fest vergitterten Fenstern versehen sind. Aus dem ersten Stockwerk, also aus dem Parterre steigt Rauch auf, denn es befindet sich hier die mächtige Zuchthausküche, in welcher das Essen für die sämmtlichen Gefangenen bereitet wird, und gleich daneben liegt der Speisesaal, der geräumig genug ist, um tausend Sträflinge zu gleicher Zeit ihr Mittagsmahl einnehmen zu lassen. Die Einrichtung desselben ist übrigens äußerst einfach und besteht eigentlich aus nichts als verschiedenen mächtig langen Bänken und Tischen aus Tannenholz. Was braucht man auch mit Zuchthäuslern viele Umstände zu machen? Ebenso einfach erweisen sich die Speisegeräthe, denn hölzerne Schüsseln, hölzerne Teller, sowie hölzerne Löffel sind alles, dessen die Kostherren bedürfen. Die Speise selbst kann aber weder schlecht noch mangelhaft genannt werden und sogar für Abwechslung hat man wenigstens einigermaßen gesorgt. Die Gefangenen bekommen nemlich an dem einen Tag zum Mittagbrod: gesalzenes Fleisch, Kartoffeln und Brod, und am andern: Brod, Suppe nebst frischem Fleisch. Am Sonntag aber besteht die Mahlzeit aus Brod, Reis, Fleisch, Kartoffeln und Molasses, d. h. Syrup um ihn auf's Brod zu streichen. Ist das nicht genug? Zudem gibt es außer dem Mittagessen auch noch ein Frühstück, bestehend aus Kafee und Brod nebst etwas Pudding oder Mus, sowie ein Abendbrod mit Molasses und Kartoffeln. Kein Wunder also, wenn die Zuchthäusler meist wohlgenährt und zum Theil sogar besser aussehen, als zu der Zeit, die sie

in der Freiheit zubrachten! Die geregelte Lebensweise sowie die Diät schlägt prächtig bei ihnen an!

Wir kommen nun in's Freie über große Hofräume, in welchen eine Menge langer niederer Gebäude zerstreut liegen, denn die Anstalt bedeckt einen Flächenraum, auf welchem eine mäßige Stadt bequem Platz hätte, und es gibt allda großartige Werkstätten bis zu zweihundert Fuß Länge nebst vierzig Fuß Breite. Man muß nemlich wissen, daß die Insaßen des großen Zuchthauses in Singsing nicht dazu da sind, um „nichts" zu thun, sondern vielmehr dazu, um gehörig beschäftigt zu werden, und man hat also verschiedene Arbeitslokale eingerichtet, in welchen sie den ganzen Tag die Hände rühren müssen. Wohin gehen wir nun zunächst? In die Eisen- und Messinggießerei oder in die Hutfabrik, in die Teppichweberei oder in die Schreinerei, in die Cigarrenfabrik oder in die Schusterhandwerksstätte? Stille jetzt! Keinen Laut! Das geringste Wort könnte einem Gefangenen Aufschluß geben über einen Versuch seiner Freunde, ihn zu befreien! Also nochmals Stille, und insbesondere auch keine Miene verändert, damit nicht dieser oder jener Sträfling darinnen etwas lese! Wir treten in die Arbeitssäle. Sie sind groß und luftig und Alles ist darin auf's emsigste thätig. Jedem von ihnen steht ein sogenannter „Vormann", d. h. ein Obergeselle vor, welcher das Ganze zu leiten hat. Es ist dieß übrigens kein Sträfling, sondern vielmehr ein in seinem Fach gut bewanderter und eben so gut besoldeter Meister-Arbeiter, welchem es obliegt, die unwissenden Bursche, wenn sie in die Anstalt eintreten, im Handwerke zu unterrichten und Jedem seine tägliche Aufgabe anzuweisen. Somit könnte man ihn, den besagten Obergesellen,

auch den „Geschäftsführer“ des Saales nennen, welchem der Sträfling als Lehrling gegenüber steht; nicht minder aber fungirt er als „Aufseher“, denn er hat die Pflicht, die sämmtlichen unter ihm stehenden Zuchthäusler zu überwachen und zu beaufsichtigen. Kein Wort, kein Sterbenswörtchen dürfen sie unter sich reden, diese Zuchthäusler! Keine Miene darf sich verziehen zur Zeichensprache, kein Auge zur Augensprache; und doch — wie beredt schaut uns das Auge der Gefangenen an, wenn wir in den Saal treten! Wie viel Trauer und Wehmuth, besonders aber wie viel Hohn und Haß liegt in diesem Auge! „Auch wieder Einer,“ so scheint uns dasselbe zu sagen, „auch wieder Einer, der gekommen ist, die Menagerie von Singsing, bei der wir die Rolle der wilden Thiere vertreten, zu beschauen!“

Sie haben kein strenges Tagewerk, die Sträflinge! Sommers zwölf Stunden, nemlich von früh sechs bis Abends sechs Uhr; Winters aber nur von früh acht bis Abends vier ein halb Uhr, also im Ganzen blos acht ein halb Stunden! Ueberdieß gibt es über Mittag regelmäßig ein Interstitium von dreißig Minuten, und im Hochsommer, während der heißesten Jahrszeit, wird dasselbe oft auf mehrere Stunden ausgedehnt. Doch nicht blos hiedurch erweist man sich gegen die Zuchthäusler wohlwollend, sondern noch viel mehr dadurch, daß sie nicht „umsonst“ arbeiten müssen. Im Gegentheil werden dieselben regelmäßig für ihr Tagewerk bezahlt und nicht einmal schlecht bezahlt. Die verschiedenen Fabriken nemlich, welche sich in Singsing befinden, gehen auf Rechnung von einzelnen Contractoren und Fabrikanten, welche vom Staate die Begünstigung erhalten, die Zuchthäusler zu beschäftigen

und nun den einzelnen Sträfling mit 50 bis 75 Cents, also mit 1 fl. 12 kr. bis 1 fl. 48 kr. für seine Tagesarbeit belohnen. Von diesem Geld zieht man natürlich zuerst die Auslagen für Kost und Logis ab (wenn wir nicht irren 25 Cents), den Rest aber schreibt man dem Sträfling zu gut und zahlt ihm denselben nach erstandener Strafzeit bei Heller und Pfennig aus. Ist das nicht alles Mögliche? Ja ist es nicht sogar mehr, als ein Zuchthäusler nur irgend verlangen kann? Und doch — man gehe einmal in eine Fabrik „außerhalb" des Zuchthauses und vergleiche sie dann mit der Fabrik „im" Zuchthause! Lust an der Arbeit, Lust am Leben spricht aus dem Gesichte des freien Arbeiters, und ein heller frischer Ton klingt durch den ganzen Saal; — im Zuchthause aber Widerwillen, Mattheit, Ueberdruß, Eckel, Haß! Ja „Haß" ist das rechte Wort, Haß vor Allem, Haß gegen den Aufseher, Haß gegen den Vormann, Haß gegen die Anstalt, Haß gegen die Menschheit! Und dazuhin ein Haß, den man tief verschlossen, Jahre lang tief verschlossen im Innern halten muß, so daß er nicht einmal in der Miene sichtbar wird. „Aeußern" oder auch nur „merken lassen" darf man ihn ja nicht, wenn man nicht schwerer Strafe gewärtig sein will, äußern weder durch Worte, noch durch Bewegungen, noch durch Blicke! Der Sträfling weiß ja, daß er von allen Seiten beobachtet wird; er weiß ja, daß der Inspector mit seinen verschiedenen Untergebenen und Gehülfen seine Augen überall hat, und daß diesen Aufsehern nichts entgeht, auch nicht das Geringste! Ja daß sie nur zu gerne geneigt sind, selbst da etwas Strafbares zu sehen oder zu hören, wo gar nichts derartiges vorgekommen ist! Glaubt man nun, unter solchen Umständen werde der Haß der Zuchthäusler

sich mit der Zeit mildern? Glaubt man, sie werden „gebessert“ aus der Anstalt gehen?

Die Kleidung des Zuchthaussträflings ist in der ganzen Welt wenn nicht die gleiche, so doch eine ähnliche. Sie besteht fast überall aus einem Wamms und Beinkleidern von Trillich, welche grau und schwarz gefärbt sind. Diese Farben darf man sich aber nicht „melirt“ denken, sondern man bezweckt vielmehr einen Gegensatz zwischen Grau und Schwarz, und in Singsing sieht der Anzug gerade so aus, als ob er aus lauter schmalen schwarzen und grauen Streifen, immer ein schwarzer auf einen grauen folgend, zusammengesetzt wäre. Ein weiteres Kennzeichen des Sträflings ist der Mangel an Kopfhaar, denn dieses wird ihm beim Eintritte in die Anstalt nicht blos kurz geschoren, sondern sogar abrasirt. Auch wiederholt man natürlich diese Procedur alle vier oder sechs Wochen, und sollte daher ein Sträfling je Gelegenheit finden, aus der Anstalt zu entfliehen, so würde ihn der geschorene Kopf, von welchem die Ohren weit hervorstehen, schon verrathen. Ebenso „zuchthausmäßig“, d. h. ebenso übereinstimmend mit den Gewohnheiten in den übrigen Zuchthäusern, erscheint auch in allem Andern die Behandlung der Sträflinge, und es darf z. B. Keiner von ihnen mehr als vier Briefe im Jahr an Weib und Kinder oder überhaupt an seine Angehörigen (mit „Nichtangehörigen“ ist jede Communication auf's strengste untersagt) schreiben. Ueberdieß müssen diese Episteln vorher von dem Inspector durchgesehen und gutgeheißen werden, sowie auch umgekehrt alle Schreiben, welche in's Zuchthaus hereinkommen, vorher inspicirt werden müssen, ehe sie an ihre Adresse gelangen dürfen. Besuche sind keine gestattet, außer in dringenden Nothfällen

und nur von den allernächsten Verwandten, denn der Zuchthäusler soll sich als von der übrigen Welt abgeschlossen betrachten lernen. Dagegen aber gibt man ihm Gelegenheit, wenn er etwa in der Schulbildung noch weit zurück wäre, wenigstens das Allernothwendigste, nemlich das Lesen und Schreiben, zu erlernen, und es sind deßhalb ein paar eigene Lehrer angestellt, welche Winters und Sommers nach Beendigung der Arbeitsstunden von Zelle zu Zelle gehen, um, in der einen Hand die Lampe, in der andern die Bücher, sich der Unwissenden unter den Gefangenen anzunehmen.

Auf diese Art lebt man in Singsing, und es ist ein wirklich einförmiges Leben, dieses Zuchthausleben! Jede Woche das gleiche Essen und jede Woche die gleiche Beschäftigung! Jeden Tag die gleiche Zeit beim Aufstehen und jeden Abend dieselbe Stunde beim Niederliegen, nur allein mit dem Unterschied des Winters und Sommers! Doch nein, daß ich es recht sage, der Sonntag macht eine Ausnahme. An diesem Tage nemlich wird nach dem Gebote des Herrn nicht gearbeitet, sondern man hält vielmehr die Arbeitssäle geschlossen und die Gefangenen dürfen in ihren Zellen ausruhen. Aber liegt in „solcher" Abwechslung eine Annehmlichkeit? Ist es vielleicht eine Erholung, den ganzen Tag mit Nichtsthun beschäftigt in tödtlicher Einsamkeit zuzubringen, mit der einzigen Unterbrechung der wenigen Minuten, welche das gemeinsame Mittagessen in Anspruch nimmt? Bücher zum Lesen werden ja keine gereicht, die Bibel oder ein Gebetbuch abgerechnet, und überdieß fällt es äußerst schwer, bei dem wenigen Licht, das in die Zelle hereinfällt, die Buchstaben unterscheiden zu können. Zum Glück übrigens findet des Morgens in

dem Betsaal, dessen wir weiter oben erwähnten, ein kurzer Gottesdienst Statt, und da es jedem erlaubt ist, demselben, natürlich unter gehöriger Aufsicht, beizuwohnen, so drängen sich die Gefangenen förmlich in die kleine Kapelle hinein. Aber ob sie es thun, um für ihr Herz Erbauung zu suchen, oder ob sie nicht vielmehr nur allein deßwegen hingehen, um den schrecklichen Qualen des einsamen Nachdenkens auf eine halbe Stunde zu entgehen, — auf diese Frage dürfte die Antwort nicht schwer sein. Ja sogar diejenigen, welche den Geistlichen der Anstalt in ihren Zellen zu sprechen verlangen, thun es sicherlich nicht des religiösen Zuspruchs wegen, sondern damit sie wenigstens auf einige Minuten einen Menschen um sich haben. So geht es das ganze Jahr hindurch, einen einzigen Tag abgerechnet, nemlich den 4. Juli. An diesem Tage ist großer Feiertag und zugleich großes Festessen, denn am 4. Juli 1776 erklärten seiner Zeit die Vereinigten Staaten ihre Unabhängigkeit vom englischen Mutterlande, und darum dürfen heute die Gefangenen zu Singsing in ihren Zellen singen und jubiliren nach Herzenslust, jedoch natürlich jeder für sich allein in seiner Zelle, und ohne daß man ihm auch nur einen Tropfen Weins oder Biers darreichte, denn man erachtet es schon als eine große Begünstigung, daß nur das tödtliche Stillschweigen unterbrochen werden darf. Sieht man nun, wie fröhlich das Zuchthausleben ist?

Doch auch an den gewöhnlichen Tagen gibt es, obwohl gegen den Willen der Behörden, einige Abwechslung, und diese besteht darin, daß ein Kamerad ankommt, während ein anderer abgeht. Allerdings soll kein Sträfling von seinem Nachbar etwas wissen, nicht einmal wie er

heißt, und noch weniger, warum derselbe zum Zuchthaus verurtheilt wurde oder wie lange er zu sitzen hat und wann seine Zeit um ist. Die Zuchthäusler sind ja numerirt, d. h. sie haben mit ihrem Eintritt in die Anstalt ihren Namen abgelegt und bekommen ihn erst wieder, wenn ihre Zuchthausperiode ein Ende erreicht hat. Auch wird ein Zeitungsblatt, aus welchem man den Namen, die Strafzeit und das Verbrechen eines Candidaten erfahren könnte, nie und nimmermehr zugelassen. Ja nicht einmal der geringste Fetzen einer Zeitung darf herein, nicht ein Abschnipfelchen, so groß wie ein Taubenei! Von der Welt außen brauchen die Gefangenen nichts zu erfahren, denn sie sind nicht mehr in der Welt, sondern im Zuchthause! Allein trotz all' dieser Strenge und all dieser Aufsicht gewährt die Ankunft oder der Abgang eines Kameraden doch immer einige Abwechslung. Die Einsamkeit macht die Sträflinge erfinderisch, und es gibt Leute unter ihnen, welche durch ihr Talent, durch ihre Schlauheit und Inventionsgabe selbst ein ganzes Heer der scrupulösesten Aufseher überlisten. Solche Bursche bringen es stets heraus, wer ihr Nachbar ist, sie bringen es heraus, wie er heißt, was er verbrochen hat, wie bald er loskommt, denn sie wissen einander ihre Gedanken durch Zeichen mitzutheilen, von denen keine Seele ahnen kann, daß es nur Zeichen sind. Aus der Art und Weise zu gehen, aus der Anzahl der Schritte, die sie machen, aus dem Auf- und Zuknüpfen des Wamses, welches sie anhaben, aus dem Fallenlassen eines Blättchens Tabak beim Cigarrenmachen oder eines Holzspanes beim Hobeln in der Schreinerwerkstätte, kurz aus allem möglichen wissen sie sich eine Sprache zu bilden, und natürlich geben sie sich diese Zeichen, ohne

daß sie dabei eine Miene verziehen, ja ohne daß sie ihr Auge auf den Kameraden richten, mit welchem sie sich in Rapport gesetzt haben. Der Aufseher soll ja nichts davon erfahren, und da dieser Mensch durch lange Uebung mit seinem scharfen Auge und seinem noch schärferen Gehöre beinahe die Gabe der Allgegenwart zu acquiriren wußte, so gehört eine fast übermenschliche Verstellung dazu, ihn zu täuschen. Aber um so größer ist auch der innere Jubel des Zuchthäuslers, wenn er es doch so weit bringt, und ein Feldherr kann auf eine gewonnene Feldschlacht nicht stolzer sein, als er es auf den Sieg über seinen Todfeind ist.

„Ueber seinen Todfeind!" — dieß ist der richtige Ausdruck, nie gab es eine tiefere Feindschaft, als die des Zuchthäuslers gegen seinen Aufseher. Er fürchtet und haßt ihn zu gleicher Zeit, und wie fürchtet und haßt er ihn? In ihm sieht er ja sowohl seinen Angeber als seinen Zuchtmeister; in ihm sieht er das Gespenst, welches seine Tage wie seine Nächte verbittert; in ihm sieht er die Concentration aller Qual und aller Bitterkeit des Zuchthauslebens! Warum sollte er ihn also nicht fürchten, wie das Messer, und nicht hassen, wie den Tod? Ein einziger schiefer Blick und der Aufseher meldet ihn! Ein einziges, wenn auch nur halbgeflüstertes Wort, und die Strafe bleibt nicht aus! Eine einzige, selbst die allergeringste Verfehlung gegen die Ordnung, und die Züchtigung folgt auf dem Fuße! Ja wie oft hört und sieht nicht der Aufseher etwas Strafbares, wo gar nichts solches vorgekommen ist? Wie oft finden nicht Meldungen statt, wo der Gefangene nichts verschuldete? Wie oft muß dieser nicht eine Strafe erdulden, die er nicht verdiente? Der Auf-

seher ist nicht scrupulös, sondern denkt: „lieber zu viel als zu wenig;" warum sollte er es also mit seiner Angeberei besonders genau nehmen? Vollkommen unparteiische Menschen sind ohnehin selten in der Welt; am allerseltensten aber trifft man sie, wie es scheint, unter den Zuchthausaufsehern, und es passirt dem Einen oder dem Andern derselben gar oft, daß er gegen irgend einen der Sträflinge von vornherein ein „Aber" oder wie man sagt eine „Pique" hat, warum sollte er also einen solchen Menschen verschonen? „Die Bursche verdienten ja jeden Tag sammt und sonders abgepeitscht zu werden, und da leider das Peitschen nicht gestattet ist, so kann ihnen eine gelindere Strafe sicherlich nichts schaden," denkt der menschenfreundliche Aufseher, wenn er dem Wardein oder Inspector seine Meldungen macht, und nun erfolgen die Züchtigungen ohne Rücksicht und Gnade, ja ohne daß man den Gemeldeten sich auch nur verantworten ließe, denn davon, daß man ihm Glauben schenkte, kann ohnehin keine Rede sein. Sieht man nun, warum der Zuchthäusler den Aufseher zugleich haßt und fürchtet?

Doch worin bestehen die Züchtigungen des Sträflings? Prügel sind, wie so eben angedeutet, nicht erlaubt. Es wäre ja für eine so christlich denkende Regierung, als die des Staates Neuyork ist, himmelschreiend, wenn sie eine derartige inhumane, alle Menschenwürde beleidigende Strafe duldete. Nein, nein, Prügel dürfen keine in Anwendung gebracht werden, nicht einmal gegen ganz halsstarrige Sünder! Deßwegen gibt es aber doch Strafen und zwar solche, die vielleicht ebenso drastisch, ja möglicherweise noch drastischer wirken als „Fünfundzwanzig aus dem ff." Da ist zuerst der Dunkelarrest, welcher darin

besteht, daß man einen Sträfling tageweise in ein finsteres Loch steckt, in welchem er weder sehen noch hören kann, und wo man ihm zum weiteren Troste nichts reicht, als Wasser und Brod. Dann kommt die sogenannte Krone, d. h. man setzt dem Gefangenen eine aus eisernen Banden gefertigte, wie eine Bischofsmütze geformte Haube auf, welche man ihm weder bei Tag noch bei Nacht, weder beim Essen noch beim Arbeiten, ja nicht einmal beim Schlafen abnimmt, und man kann sich also wohl denken, daß eine solche Zierrath nichts besonders Annehmliches sein kann. Noch härter ist die Strafe des Schulterjoches, welches uns unwillkürlich an die „Neck-Yokes" der Sclavenaufseher im Süden erinnert. Es besteht nämlich aus einem fünfundzwanzig Pfund schweren eisernen Instrumente, in welches man den Zuchthäusler einspannt, gerade wie einen Ochsen in sein Joch, und je mehr dann der arme Gequälte unter dieser Last seufzt und stöhnt, um so schadenfreudiger blickt ihn der Aufseher an. Die allerhöchste Strafe ist jedoch das Schauer- oder Tropfbad, und wir möchten dasselbe nicht einmal unserem Todfeinde anwünschen. Denke dir, o Leser, einen Stuhl, keinen gewöhnlichen, sondern einen Großvaterstuhl mit hoher Lehne und hohen Seiten zum Armauflegen. Dort hinein setzt man dich, und schnallt sofort deine Arme, wie deine Füße fest. Ja sogar deinen Oberkörper bindet man so, daß er sich nicht bewegen kann, und dasselbe widerfährt deinem Kopfe. Nun aber beginnt die Qual, denn aus einer Höhe von dreißig Fuß fällt ein Tropfen Wassers auf die Mitte deines Schädels und nach einer halben Minute ein zweiter, ein dritter, ein vierter. Schwer und hart fällt er auf, der Tropfen Wassers, und eisig kalt durchdringt er deine

Hirnschale. Beim fünfzehnten Tropfen meinst du, der Kopf zerspringe dir; beim fünfzigsten möchtest du rasend werden, beim hundertsten bist du rasend! Das ist die Strafe des Tropfbades, und nicht blos hie und da wird dieselbe applicirt, sondern sie ist vielmehr geradezu gang und gäbe. Die „Furcht" vor ihr zähmt auch den wildesten, und die „Gewißheit", dieselbe zu empfangen, macht den zahmsten wüthend; ihre „Anwendung" aber tödtet zum mindesten den Zehnten, wenn sie ihn nicht auf ewig in die Nacht des Wahnsinns wirft! Und hierin übertreiben wir nicht, sondern es sind vielmehr, besonders in neuester Zeit, Geschichten an den Tag gekommen, die wahrhaft Schauder erregend sind. Auch hat man deßhalb von allen Seiten, sogar öffentlich in den Blättern, auf Untersuchung gedrungen, aber — sah man sich in Folge dessen veranlaßt, das Tropfbad abzuschaffen oder auch nur eine Milderung in seiner Anwendung eintreten zu lassen? Im Gegentheil es besteht fort und fort und alljährlich fallen demselben eine Reihe von Sträflingen zum Opfer!

In Singsing sind alle Stände vertreten. Alle Nationen sind dort zu Hause und es gibt keine Menschenrace, die man daselbst nicht finden könnte. Der Nigger arbeitet neben dem Weißen, der Mulatte neben dem Quadronen, der kupferfarbige Indianer neben dem gelben Chinesen. Amerikaner, Engländer, Deutsche, Franzosen, Irländer, Spanier, Italiener, Schweden und Dänen geben hier sämmtlich ihren Nationalhaß auf, um blos ihrem Beruf als Zuchthausinsassen zu leben, und der frühere Kaufmann oder reiche Importer dreht seine Cigarre neben dem früheren Lastträger oder langfingerigen Loafer, als wären sie von jeher Dutzbrüder gewesen. Es herrscht eine wahre

Weltbürgerschaft, doch muß man zugeben, daß von all' den verschiedenen Nationalitäten die Deutschen verhältnißmäßig am geringsten vertreten sind. Sie sind in der Regel keine Liebhaber vom Rauben und Morden und das Betteln führt bekanntlich nicht in's Zuchthaus. Um so mehr dagegen sind die Irländer hier zu Hause, denn Raufhändel nebst ein bischen Todtschlag machen ja ihre Nationalliebhaberei aus, und vor Einbruch mit Mord scheuen sie sich hie und da auch nicht. Die abgefeimtesten und raffinirtesten Schurken liefert übrigens das „eingeborene Amerika", und wenn man nach der Herkunft eines der Gravirtesten fragt, so darf man darauf rechnen, den Namen eines Yankee zu hören. Die Herren Garroteurs und Bankräuber, insbesondere die großen Wechselfälscher und Papiergeldnachmacher, die Spitzbuben von Genie und die Millionendiebe, sie sind fast ohne Ausnahme „geborene Amerikaner". Siehst du den Mann dort mit dem schlauen Gesichtsausdruck und den feinen Händen? Zwei Jahre in Singsing haben ihn noch nicht unkenntlich gemacht und in weiteren vier Jahren ist er wieder frei. Seine Wohnung war noch vor Kurzem ein fürstlicher Palast in Neuyork und seine Carossen und Pferde konnten den Vergleich mit denen eines königlichen Marstalls aushalten. Er speiste nur auf Silber und trank nur aus goldenen Bechern. Seine Unterschrift galt Hunderttausende in der Geschäftswelt und jetzt arbeitet er friedlich neben einem Irländer, den er früher als den Verächtlichsten der Verächtlichen mit keinem Blicke würdigte. Ihn, den früheren Bewohner „der fünften Avenue" in Neuyork, bekanntlich desjenigen Theils der Stadt, in welchem die „Merchant princes", d. h. die Kaufmannsfürsten ihre Paläste haben, brachten Wechsel-

fälschungen von einer Million auf sechs Jahre hieher, den Irländer aber kostet ein einziger jähzorniger Augenblick, der ihn zum Todtschlag eines Menschen hinriß, zwanzig Jahre seiner Freiheit!

Gehen wir nun auch noch auf eine kurze Zeit in's weibliche Zuchthaus. Dieses liegt viel luftiger, weiter oben am Uferabhang über der Eisenbahn drüben. Keine Mauer umgibt es, denn es wohnen ja blos Frauenzimmer da, von denen man voraussetzt, daß sie nicht „ausbrechen". Die Zellen sind um ein Ziemliches breiter und sehen weit wohnlicher und freundlicher aus. Auch hat man sie mit einem Fensterchen versehen, vor welchem ein kleiner weißer Vorhang hängt, und daß weibliche Hände hier herrschen, sieht man schon aus der Reinlichkeit des Stübchens, sowie aus dem Körbchen mit Nadel und Faden und dem Blumenstock auf dem Gesimse. Sie arbeiten alle in einem Saale zusammen, die weiblichen Sträflinge, und ihre ganze Beschäftigung besteht darin, die Hüte fertig zu machen, welche im männlichen Zuchthause roh angefertigt werden. Somit nähen sie den ganzen Tag, und damit ihnen dieses Nähen nicht allzubeschwerlich werde, hat man ihnen Maschinen gegeben, welche sie, ohne sich besonders anzustrengen, leiten können. Sieht man also nicht schon hieraus, wie sehr man sie gegenüber den Männern bevorzugte? Noch deutlicher zeigt sich dieß aus ihrer Kleidung, denn obwohl dieselbe ebenfalls aus schwarz und grau gemischt ist, so hat ihr Rock doch weniger etwas Zuchthausartiges, als vielmehr etwas Nonnenmäßiges, und zwar um so mehr, als ihnen gestattet ist, ihr kurz geschnittenes Haar unter einer weißen Haube zu verstecken. Allerdings sind auch sie zu lautloser Stille verurtheilt, und diese Strafe trifft

sie vielleicht härter, als die Einzelnhaft bei Nacht oder das erzwungene Fasten bei Wasser und Brod, wenn sie sich widerspenstig zeigen. Von den strengeren Züchtigungen dagegen, die man den männlichen Sträflingen angedeihen läßt, ist hier keine Rede, denn der „Code of honor" schreibt den Amerikanern vor, sogar gegen Verbrecherinnen galant zu sein, und man wendet daher bei ihnen weder das Tropfbad, noch das Schulterjoch, noch die Krone an. Höchstens steckt man sie auf ein paar Stunden in einen Sack, den man oben zubindet, und läßt sie darin zappeln nach Herzenslust. Zugegeben muß übrigens werden, daß sie sich meist ohne Zwang in die Ordnung fügen und wunderbar — die meisten der hier Eingesperrten erhielten diese ihre Strafe wegen großen Betrugs oder Diebstahls, wegen Kinds- oder Gattenmords, oder wegen irgend einer ähnlichen schlimmen That, also jedenfalls wegen eines Verbrechens, welches große Schlechtigkeit des Herzens, eine ungemeine Rohheit der Sitten und eine tiefe Verdorbenheit des Denkens voraussetzt. Aber dennoch, wenn man in den Saal tritt, findet man fast keine einzige unter den Insassen, welche nicht den Blick niedergeschlagen hätte. Ja die meisten lassen sich nicht einmal durch die Neugierde verlocken, von der Arbeit aufzusehen, und von einem frechen Anstarren der Fremden findet man vollends keine Spur. Es sind also sicherlich tiefgesunkene Weiber, mit welchen wir es hier zu thun haben, aber, mag ein Weib auch noch so tief gesunken sein, das Schamgefühl verliert es nie ganz!

Gott sei Dank, wir sind endlich fertig. Wir hatten an einer Besichtigung von wenigen Stunden übrig genug, wie muß es nun erst denen zu Muthe sein, die Jahre lang

hier ausharren müssen und zwar nicht als Zuschauer, sondern vielmehr als factische Zuchthausmitglieder? Nicht selten werden daher auch Fluchtversuche gemacht und merkwürdigerweise nicht immer ohne Erfolg. Trotz Wachen und Mauern entkommt nämlich hie und da Einer, sei es durch einen Abzugskanal, sei es durch einen kühnen Sprung in's Wasser. Natürlich wird er verfolgt und zwar sowohl zu Lande als zu Wasser, wie denn aus diesem Grunde stets Nachen parat liegen. Allein der Mensch war nicht so dumm, bei hellem Tage zu entfliehen, sondern er wußte sich in irgend einer Cloake so lange zu verstecken, bis es dunkle Nacht war, und überdem ist er vielleicht ein guter Schwimmer, der es so lange unter dem Wasser auszuhalten vermag, bis er das andere Ufer erreicht hat. Doch wird es ihm nun wirklich gelingen zu entkommen, besonders in unsern Tagen, wo man das Signalement eines Flüchtlings vermittelst des Telegraphen in wenigen Minuten nach allen Weltgegenden verbreiten kann? Wahrhaftig eine Möglichkeit ist nur dann vorhanden, wenn derselbe Hilfe von Außen bekommt, denn ohne andere Kleidung, ohne fremdes Haar, d. h. ohne Perücke, ohne Geld, sowie ohne Freunde, die ihn für den ersten Augenblick verbergen, ist er nothwendig verloren und schon am nächsten Tage wieder eingefangen. Dessen ungeachtet treibt die Verzweiflung viele zum Aeußersten und sogar aus dem weiblichen Zuchthause hört man hie und da von einem Fluchtversuche. Nur geht in letzterem Falle immer ein Aufseher mit durch, ohne Zweifel angelockt durch die Schönheit der Gefangenen, oder auch durch die Schätze, welche sie irgendwo vergraben zu haben vorgibt.

Das weibliche Zuchthaus ist für zweihundert Sträflinge eingerichtet und selten ganz voll. Die männliche Abtheilung hat tausend Zellen und fast nie trifft man eine derselben leer. Ja oft sind so viele Candidaten da, daß man sie nicht einmal alle aufnehmen kann; allein deßwegen kommt man doch in keine Verlegenheit, denn das „Zuviel“ wird an „Auburn“ abgeliefert, das zweite Zuchthaus des Staates, wo dieselbe Ordnung der Dinge herrscht, wie in Singsing.

13.

Sclavenhandel in Amerika.

Es ist eine durch langjährige Erfahrung erwiesene Thatsache, daß in denjenigen Gegenden, in welchen blos Zucker, Kaffee, Reis, Indigo und Baumwolle gepflanzt wird, die mit dieser Cultur beschäftigten Neger eines verhältnißmäßig ziemlich kurzen Daseins (am längsten leben unter ihnen die Baumwollepflanzenden) genießen, einmal weil die Arbeit sehr hart und anstrengend ist, und zum andern, weil das Klima keineswegs unter die gesundesten, sondern vielmehr unter die ungesundesten gerechnet werden muß. Somit sterben unter jenen Himmelsstrichen immer mehr Sclaven, als geboren werden, und dieß ist besonders auf der Insel Cuba der Fall, wo man die Sclaven fast übermäßig zur Arbeit anhält. Allein auch in den zu der nordamerikanischen Union gehörigen (wir rechnen sie immer noch dahin, trotz des Krieges, welchen sie mit den nördlichen Staaten führen, denn die Entscheidungsstunde hat ja noch nicht geschlagen) Staaten Louisiana, Missisippi, Georgia, Florida, Alabama u. s. w. ist die Sterblichkeit außerordentlich groß und es überwiegt auch hier die Zahl der Gestorbenen die Zahl der Geborenen bei Weitem. Wenn deßhalb diese genannten Staaten in ihrer

Zucker-, Reis-, Indigo- und Baumwollen-Production nicht gehemmt sein wollen und wenn nicht am Ende die ganze Negerbevölkerung auf ein Minimum herabsinken oder aussterben soll, so müssen nothwendig Sclaven importirt, d. h. es müssen frische Truppen in's Feld gestellt werden, welche die abgegangenen ersetzen. Diese Thatsache steht fest, und es handelt sich also nur darum, auf welche Weise man zu dieser so überaus nothwendigen Ergänzungsarmee kommen soll.

Der natürlichste Weg ist der, sich die Neger von da zu holen, wo man auch die ersten derselben geholt hat, nämlich von Afrika. Hiezu wären nun die sämmtlichen Sclavenhalter von Herzen gern bereit, wenn nicht ein kleines „Aber" entgegenstünde. Es hat es nämlich Großbritannien nach vielen Unterhandlungen und Mühen dahin gebracht, daß die sämmtlichen Staaten der civilisirten Welt, welche bis jetzt noch die Sclaverei nicht abgeschafft haben, nämlich Nordamerika, Spanien und Brasilien, einen Vertrag mit ihm abschlossen, kraft welches der Sclavenhandel mit Afrika gänzlich sistirt sein soll. Ja nicht zufrieden damit ruhte es sogar nicht eher, als bis Frankreich und Nordamerika mit ihm übereinkamen, Kriegsschiffe an der Küste von Afrika kreuzen zu lassen, um den Sclavenhandel mit Gewalt zu verhindern, und schließlich wurde sogar der Grundsatz zum Gesetz erhoben, daß der Sclavenhandel oder der Export von Schwarzen aus Afrika ebenso bestraft werden soll, wie Seeraub und Piraterie, d. h. mit dem Tode durch den Strang. „Der Sclavenhandel", dieß war die Absicht Englands, „muß zur Unmöglichkeit gemacht werden", und in der That — sollte man nicht glauben, das System der Sclaverei werde bei richtiger Einhaltung

dieser Verträge nach und nach solche Stöße erleiden, daß es sich von denselben nicht mehr erholen könne? Ja sollte man nicht überzeugt sein, daß das Sclaveninstitut, „wenn von den vorhandenen Sclaven immer mehr sterben als geboren werden, ohne daß neue an ihre Stelle gebracht werden können", in kurzer Zeit gänzlich aufzuhören gezwungen sei? Gewiß sollte man so denken und gewiß wollte auch England durch die besagten Verträge die Sclaverei zwar nicht auf einmal, aber doch nach und nach, aufhören machen, und zwar so, daß man nicht nöthig hätte, gegen die Sclavenhaltenden Staaten Gewalt anzuwenden; allein die Absicht ist keineswegs erreicht worden, denn die Sclaverei besteht sowohl auf dem spanischen Cuba, als in der nordamerikanischen Union, sowie in Brasilien in ihrer vollen Glorie fort und somit haben sich offenbar die Sclavenhalter trotz der bestehenden Verträge, was man sagt, „zu helfen" gewußt. Es geschah dieß und geschieht dieß jetzt noch auf zweierlei Weise, zum ersten durch Umgehung jener Verträge, d. h. dadurch, daß man mit Sclavenzufuhren aus Afrika „Schleichhandel" treibt und zum andern dadurch, daß man in den Binnenländern selbst eine Art von künstlicher Ueberproduction erzeugt, indem man sogenannte „Niggerzüchtereien" anlegt, gerade wie man an andern Orten Rindvieh-, Schweine- und Pferdezüchtereien angelegt hat.

Betrachten wir uns zuerst den „Niggerschmuggelhandel" mit Afrika. In früheren Zeiten, als der Niggerhandel noch offen betrieben wurde, also bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts, war er fast ganz in den Händen der Engländer. Allerdings betheiligten sich auch andere Nationen, wie besonders Franzosen und Spanier dabei,

allein die Engländer überflügelten alle sowohl durch ihren größeren Unternehmungsgeist, als auch durch die Schnelligkeit und die Anzahl ihrer Schiffe. Seitdem jedoch der besagte Handel als Seeraub mit dem Tode bestraft wird, läuft kein Sclavenschiff mehr aus einem europäischen Hafen aus, und die sämmtlichen seefahrenden Nationen der alten Welt fügten sich gehorsam dem Commandowort Großbritanniens. Wohl würde es vielleicht auch bei uns noch manchen Schiffskapitän geben, der sich nichts daraus machte, einmal auf den Schwarzwildpretfang auszufahren, und noch weniger möchte es vielleicht einen reichen Kaufherrn in Hamburg, Lissabon oder London geniren, seine Gelder, wenn es nur irgend anginge, gewinnreich im Niggerhandel anzulegen; allein in den europäischen Häfen wird die Aufsicht über die Schiffe, sowie die Controle über ihre Ladung und ihren Bestimmungsort so genau geführt, daß eine Täuschung der Behörden fast zur Unmöglichkeit geworden ist. Somit hat sich dieser Handel fast ganz in die neue Welt zurückgezogen, in welcher man noch immer Gelegenheit hat, das Gesetz zu umgehen, und absonderlich sind es die nordamerikanischen Freistaaten, von welchen aus derselbe noch immer schwunghaft betrieben wird. Ja man darf mit Recht behaupten, daß die jetzt noch existirenden Sclavenhändlerschiffe fast ohne Ausnahme in Neuyork, Boston, Baltimore, Portland und Bristol gebaut werden, sowie daß von diesen fünf Städten Boston und Neuyork die meisten liefern. Es sind dieß fast durchgängig Segelschiffe und zwar von jener neueren Bauart, welche die Amerikaner eigens zu diesem Zwecke erfunden haben, nämlich die sogenannten „Clipper". Derartige Schiffe mögen nämlich allerdings nicht so sicher sein, als die sonst

gewohnten Segelboote, allein vermöge ihrer Bauart, d. h. vermöge ihres spitzigen Bugs übertreffen sie alle ihre Concurrenten an Schnelligkeit, und auf die letztere Eigenschaft kommt bei einem Sclavenschiffe natürlich das Meiste an. Das Geld zu ihrer Erbauung oder zu ihrem Ankauf liefern regelmäßig „eingeborene Nordamerikaner", — Großhändler von Neuyork und Boston oder einer andern amerikanischen Seestadt, welche meistentheils auch noch ein Haus in der Havannah besitzen, und man darf dreist behaupten, daß keine Firma darunter ist, die sich nicht des besten Credits erfreute und in der kaufmännischen Welt den ehrenwerthesten Klang hätte. Ja, die Chefs dieser Firmen gehören sogar meistentheils irgend einer jener überaus frommen und heiligen Religionssecten an, deren man im östlichen dem Puritanismus huldigenden Nordamerika so Viele zählt, und sind in politischer Beziehung fast immer Mitglieder jener großen Partei, welche nach der Emancipation aller Schwarzen strebt und Gut und Blut für die Aufhebung der Sclaverei zu opfern schwört. Trotz dem aber geben sie mit Vergnügen ihr Geld zum Ankauf und zur Ausrüstung eines Sclavenschiffes her, und wenn sie vielleicht am Morgen bei einer großen öffentlichen Versammlung eine donnernde Abolitionistenrede gehalten haben, so schließen sie sich am Abend mit irgend einem Mäkler in ihrem Geheimbureau ein, um einen Akkord in Menschenfleisch abzuschließen! Im Handel kennt der Nordamerikaner weder Religion noch Politik, und gegen einen guten Profit riskirt er immer eine doppelte Portion Frömmigkeit.

Natürlich ganz offen treibt man den Handel nicht. Die Ladung, welche das Schiff einnimmt, ist dem Anschein nach eine ganz unschuldige, und man clarirt das Fahrzeug

in einen Seehafen, der mit dem Sclavenhandel nichts zu thun haben kann. Auch wird die angesehene Kaufmannsfirma, welche das Geld schießt, nie offen genannt und ohnehin versteht man es, die beim Niggerhandel üblichen Waaren, sowie die zum Transport von so viel hundert Sclaven nöthigen Wasserfässer und die für die kleine Schiffsmannschaft unverhältnißmäßig große Menge von Mundvorräthen nebst den Handschellen, Ketten u. s. w. so gut zu verbergen, daß man selbst bei einer Visitation nichts zu befürchten hat. Braucht man doch alle diese Dinge erst, wenn man an Ort und Stelle angekommen, das Schiff „für die lebendige Fracht" klar macht! Allein trotz dieser Heimlichkeit ist der ganze Handel das, was man ein öffentliches Geheimniß nennt, und jedes auch nur halbwegs mit den Verhältnissen vertraute Haus weiß, wohin es sich zu wenden hat, wenn es über ein Sclavenschiff Auskunft haben oder ein zu solchem Handel taugliches Fahrzeug ankaufen will. Auch sind die Makler, welche in diesem Artikel Geschäfte machen, Jedermann bekannt, und ebensowenig unterliegt es einer Schwierigkeit, die Handlungsfirmen, welche zu derlei Unternehmungen Geld hergeben, aufzufinden; die Kapitäne aber und die Superkargos, sowie die Dolmetscher und Matrosen, deren man benöthigt ist, haben ihre eigenen Abstandsquartiere, wo man sie zu jeder Zeit auftreiben kann. Kurz das Geschäft wird ganz so regelmäßig betrieben, wie jedes andere Rhedergeschäft, nur mit dem einzigen Unterschied, daß das Aushängeschild kein offenes ist. Man gesteht vielleicht ohne Scheu zu, daß man nach und von der Küste von Afrika Handel treibe, aber man gibt sich den Anschein, als ob man „in Palmöl und Elfenbein mache", denn dieß

sind die beiden Hauptstapel-Artikel der Küste von Guinea und mit ihnen kann man also den Sclavenhandel am besten bemänteln.

So laufen denn, wie man genau weiß, aus den Häfen des östlichen Nordamerika jährlich fünfundvierzig bis fünfzig Schiffe auf den Sclavenhandel aus, und eben so viele vielleicht aus dem Hafen von Havannah. Hiebei ist aber wohl zu bemerken, daß auch diese Fahrzeuge keine spanischen, sondern blos amerikanische sind, trotz ihres möglicher Weise spanisch klingenden Namens. Jedes Schiff hat eine Mannschaft von fünfzehn bis dreißig Matrosen und somit besteht die Bemannung der ganzen Sclavenflotte aus etwa zweitausend Dienstthuenden ohne die Offiziere. In Beziehung auf ihre Größe wechseln die Fahrzeuge von hundert bis zu sechshundert Tonnen Gehalt, und sie können demnach, da man auf eine Tonne Gehalt etwa einen und einen Drittels-Neger rechnet, je hundertfünfzig bis achthundert Schwarze fassen. Durchweg nimmt man nur die besten Segler zu dem Geschäfte, also wie schon oben gesagt beinahe lauter Klipperschiffe, und in neuester Zeit hat man sogar Dampfboote zu verwenden angefangen. Letztere Schiffe haben nemlich nicht blos den Vorzug, daß sie überhaupt schneller fahren, und daß man also mit ihnen den Kreuzern an der afrikanischen Küste leichter zu entgehen vermag, sondern vermöge der Dampfkraft kann man auch bei conträrem Winde die gerade Richtung beibehalten und also sein Ziel in ungewöhnlich kurzer Zeit erreichen. Allein dessenungeachtet sind Dämpfer doch nicht so beliebt als Klipperschiffe, einmal weil ihre Ausrüstung so wie ihr Ankauf eine ziemliche Portion Geld kostet, zum andern, weil die kreuzenden Kriegsschiffe den Rauch ihrer Kamine

schon von weitem bemerken, und zum dritten, weil sie meist einen ziemlichen Tiefgang haben, so daß man mit ihnen nicht in jede Bucht an der Küste von Afrika einlaufen kann. Ueberdieß ist die Abfahrt eines Dampfers immer von größerem Aufsehen begleitet und der Zweck seiner Fahrt so wie der Inhalt seiner Ladung kann nicht so leicht bemäntelt werden, als bei einem Segelschiffe. Frägt man nun aber nach dem Kapitale, welches alle diese Schiffe zusammen kosten, so ist natürlich eine ganz genaue Antwort nicht zu geben, denn es fehlen alle und jede von Regierungswegen aufgenommenen statistischen Notizen. Doch ist die gewöhnliche Annahme, daß das alljährlich im Sclavenhandel angelegte Geld über vier Millionen Dollars betrage, also mehr als zehn Millionen Gulden oder sechs Millionen preußische Thaler, und diese Annahme wird durch die Nachweisungen, welche von Zeit zu Zeit öffentlich in den Zeitungen erscheinen, vollkommen bestätigt. Man muß nemlich wissen, daß die Tagesblätter Nordamerika's sich ganz und gar nicht scheuen, auf den Betrieb des Sclavenhandels des Nähern einzugehen, und zwar ohne daß irgend jemand besonders Anstoß daran nähme. Im Gegentheile finden Viele den Handel ganz in der Ordnung, weil sie die Sclaverei selbst für naturgemäß halten, und selbst diejenigen, welche das besagte Institut unterdrückt sehen möchten, verdammen nicht sowohl die „Speculation", welche mit dem besagten Artikel Geld zu machen sucht, als vielmehr die „Speculanten", welche so thöricht waren, sich über dem verbotenen Schmuggel ertappen zu lassen.

Es ist aber auch wirklich ein profitabler Handel, dieser Niggerhandel, denn die Waare läßt sich um ein geringes Geld anschaffen und verkauft sich am rechten Platze gar

leicht um das Zehnfache! Der Platz, an welchem man seine Einkäufe zu machen hat, ist immer noch wie in den frühesten Zeiten die Küste des mittleren Afrika, d. i. die sogenannte „Sclavenküste“. Dort gibt es nemlich eine Menge Staaten und Stäätchen, in welchen schwarzes Menschenfleisch um einen geringen Preis zu haben ist, so insbesondere in den sogenannten Königreichen Loango, Congo und Angola, so wie in den Fürstenthümern Matamba und Benguela, lauter Distrikten mit einer Menge von Buchten, Flüssen und Schlupfwinkeln, in welchen sich ein Fahrzeug wochen- und monatelang bequem verbergen kann. Die Verkäufer sind die regierenden Herren selbst, denn da die verschiedenen Negerstämme jener Gegenden in stetigen blutigen Händeln mit einander leben, so werden alljährlich eine Menge Kriegsgefangene gemacht, und diese sämmtlichen Gefangenen wissen zum voraus, daß ihr Loos kein anderes ist, als in die Sclaverei verkauft zu werden. Besteht ja doch fast das ganze Einkommen der Negerfürsten aus dem, was sie aus ihrer lebendigen Kriegsbeute erlösen, warum sollten sie also mit derselben nicht losschlagen? Ja warum sollten sie nicht bei ihren Fehden nur allein auf das Gefangennehmen ausgehen und nicht blos Männer, sondern auch Weiber und Kinder in ihre Gewalt zu bekommen suchen? Der Ankaufspreis ist übrigens, der großen Concurrenz wegen, nicht hoch, sondern schwankt vielmehr zwischen fünfzehn und zwanzig Dollars per Stück. Ueberdem wird nicht in baarem Geld bezahlt, sondern vielmehr in schlechten Flinten und noch schlechteren Pistolen, in kleinen Spiegeln oder in werthlosen Glasperlen, in Scheeren, Messern und Lanzenspitzen, in Spieldosen und leichten Baumwollstoffen, kurz in lauter Flitterkram, der natürlich

immer unsinnig hoch über seinen wahren Werth angesetzt wird. Hat nun ein Schiffskapitän vermittelst der an der Küste wohnenden, meist portugiesischen Zwischenhändler so viel Menschenfleisch angekauft, als er transportiren kann, so legt er sich hart an's Ufer, um sich die Waare auf sein Fahrzeug bringen zu lassen. Dieß geschieht, wie man sich in der Kunstsprache auszudrücken pflegt, „bündelvollweise", d. h. die Agenten liefern ihre Nigger in Parthien von je sechszehn bis zwanzig ab und zwar so, daß dieselben gleich einem Waarenbündel mit Kuhriemen fest aneinander geschnallt sind. Jede Parthie wird, so wie sie vom Superkargo übernommen ist, in den untern Raum des Schiffs hinabgebracht und dort sorgfältig verschlossen gehalten, bis die ganze Ladung ihr Ende erreicht hat. Hie und da wird man damit in einem einzigen Tage fertig, nicht selten aber geht eine ganze Woche darüber hin und die Schiffsmannschaft hat dann eine schwere Zeit, denn es ist keine Kleinigkeit, die noch nicht gezähmten Gefangenen in Ordnung zu halten. Auch müssen während des „Fassens der Waare" alle Matrosen bis an die Zähne bewaffnet sein, um gleich mit Feuer und Schwert dreinzuschlagen, wenn es an's Revolutioniren gehen sollte. So viel Mühe nun aber auch das Einladen kostet, so beginnt die Hauptarbeit doch erst, wenn das Schiff mit seiner Fracht abgefahren ist. Die gewöhnliche Meinung unter den „Landratten" geht allerdings dahin, daß man von nun an mit den Schwarzen keine weiteren Umstände mache, sondern dieselben vielmehr im Zwischendeck auf einander gestapelt halte und sich höchstens so viel Zeit nehme, ihnen das nöthige Essen zu reichen; allein bei einer solchen Behandlungsweise würde ein Sclavenschiff seine Rechnung nicht

finden. Das Zwischendeck nemlich oder vielmehr die verschiedenen untern Räume, in welche die Neger zusammengesperrt werden, sind so niedrig, daß man daselbst kaum aufrecht stehen kann, und überdem wird keinem Neger ein größerer Raum zum Liegen oder Sitzen gestattet, als einer von sechs Fuß Länge und drei Fuß Breite. Mehr Ausdehnung kann man ihm nicht geben, weil sonst das Schiff unmöglich so viel Waare aufnehmen könnte, als es aufnehmen muß, um einen guten Profit zu machen. Was wäre nun aber die Folge, wenn man sich um die armen Sclaven nicht weiter bekümmern würde? Die Zusammenspeicherung von so vielen hundert Menschen in einem solch' niederen dumpfigen Raum, in welchem kaum der vierte Theil mit Anspruch auf Gesundheit existiren könnte, müßte nothwendig Krankheiten aller Art erzeugen und man dürfte als sichere Norm annehmen, daß zwei Dritttheile der zu importirenden Sclaven auf der Fahrt zu Grunde gingen. Solchem Uebelstande muß also vorgebeugt werden, wenigstens so viel als möglich, denn die Sclaven haben ja „einen Werth", und eine Sache von Werth wird man doch nicht leichtsinnig dem Verderben aussetzen? Freie weiße Auswanderer sind schon oft auf den Transportschiffen von Liverpool oder Havre nach Amerika aus Mangel an Luft und Reinlichkeit, so wie durch Mißhandlung und elende Nahrung zu Hunderten umgekommen. An ihnen liegt nichts, sobald sie nur ihre Passage bezahlt haben! Aber gegen schwarze Sclaven darf man wahrhaftig nicht so rücksichtslos verfahren, da es ja um den eigenen Geldbeutel geht, und man wird daher nirgends eine größere Reinlichkeit und eine gewissenhaftere Pflege finden, als auf Sclavenhandelsschiffen.

Jeden Morgen mit Tagesanbruch, meist schon um fünf Uhr, werden die sämmtlichen Nigger: Männer, Weiber und Kinder auf's Oberdeck getrieben und nun geht es vor Allem an eine gründliche Waschung, so ungefähr wie man es mit den Schafen im Monat Mai, ehe sie geschoren werden, zu halten pflegt. In Parthien von fünfzehn bis zwanzig müssen sie sich um mächtige mit Seewasser gefüllte Kübel herumkauern und die Matrosen beeilen sich, sie wiederholt mit vollen Eimern tüchtig zu übergießen. Ist dieß geschehen, so reibt man sie mit grobem Segeltuch ab und striegelt ihnen dazuhin noch die Haare, daß ihnen Hören und Sehen vergeht. Schließlich zwingt man sie ihre Zähne zu reinigen — natürlich nicht auf die zarteste Weise, aber dagegen um so wirksamer — und den weiten Rachen mit einem Gemisch aus Essig, Schießpulver und Seewasser auszuspülen, denn ohne die letztere Procedur wäre die Reinigung nur eine halbe. Ja auf die „Scheuerung" des Mundes und der Zähne wird mit ganz besonderer Strenge gesehen, weil sich, wenn man dieß unterließe, nur zu leicht Geschwüre ansetzen könnten, die in manchen Fällen sogar einen tödtlichen Ausgang haben. Gewöhnlich dauert die Waschungsscene drei volle Stunden, nemlich von fünf bis acht Uhr, und alle Matrosen müssen sich dabei müde arbeiten; die Nigger selbst aber fühlen sich natürlich noch weit mehr angegriffen. Demgemäß läßt der Kapitän ihnen zur Stärkung eine gehörige Portion Schiffszwieback reichen, welche sie mit etwas Rum und Wasser hinabwürgen, und nun dürfen sie eine Stunde lang ausruhen. Gegen zehn Uhr beginnt das Frühstück, ein Mischmasch aus Bohnen, Reis und gesalzenem Fleisch, der mit Schmalz und Mehl zu einem Brei gekocht ist. An

Nahrhaftigkeit fehlt es also dieser Speise nicht, um so mehr aber würde sich ein Europäer über die Art und Weise, wie sie genossen werden muß, entsetzen. Man schüttet sie nemlich in lange Tröge, welche auf dem Deck aufgestellt werden, und theilt die Sache so ein, daß je zwanzig bis fünfundzwanzig Neger auf einen Trog kommen. Zugreifen dürfen die armen Menschen nach Belieben; allein davon ist keine Rede, daß man ihnen einen Löffel reichte, sondern ihre Hände sind vielmehr das einzige Instrument, dessen sie sich zu bedienen haben. Nach diesem gloriosen Frühstück werden die Schwarzen angehalten, sowohl ihr Lager in den untern Räumen, als auch das ganze Verdeck zu reinigen, und mit diesem Geschäft haben sie volle zwei Stunden zu thun, denn man sieht darauf, daß alles recht gründlich genommen wird. Nun folgt abermals eine Ruhezeit von einer bis zwei Stunden, während welcher die Neger auf dem Oberdeck herumliegen und gänzlich unbehelligt bleiben. Um drei Uhr geht es an die Mittagsmahlzeit oder vielmehr an die zweite warme „Fütterung", denn die Speise — ganz dieselbe wie die um zehn Uhr — wird natürlich wieder in Trögen aufgetragen, gerade wie man den Säuen bei uns ihre Nahrung reicht. Von jetzt an bleiben die Schwarzen gänzlich beschäftigungslos bis zu Sonnenuntergang und nicht selten erlaubt man ihnen sogar, statt müßig auf dem Verdeck herumzuliegen, sich mit einem Tanze zu vergnügen. „Mit einem Tanze?" fragt verwundert der Leser, denn er kann es nicht begreifen, daß Menschen in „dieser" Lage noch an's Tanzen denken können. Allein er kennt die Neger nicht und weiß nicht, wie diese halbthierischen Menschen sich nur dem Eindruck des Augenblicks hingeben, ohne sich mit Vergangenheit

oder Zukunft etwas zu schaffen zu machen. Darum sind auch die Gefangenen, wenn sie nur erst ein paar Tage auf dem Schiff zugebracht haben, im Augenblicke bereit, ihre Füße nach dem Takte einer Trommel, die ein Matrose schlägt, in Bewegung zu setzen, und sie lachen sogar so kindisch fröhlich dazu, wie wenn sie gar keine Ursache hätten, vor Verzweiflung außer sich zu sein. Um sieben Uhr Abends wird die dritte warme Mahlzeit aufgetragen, allein sogleich nach Beendigung derselben treibt man die Nigger in die untern Räume hinab, verpackt sie dort sorgfältig gleich einigen hundert Colli's in die verschiedenen Abtheilungen so eng als möglich neben einander, und hält sie daselbst eingesperrt bis an den lichten Morgen.

Solcher Art ist das Leben auf den Sclavenschiffen, und man sieht daraus, daß die strengen Zwangsmaßregeln, welche man gegen „widerspenstige" Gefangene anwenden muß und auch anzuwenden nicht zaudert (denn zu was hätte man sonst die Handschellen, die Fußeisen und die Ochsenziemer oder Sclavenpeitschen mitgenommen?), jedenfalls von der außerordentlichen Sorgfalt, die man den schwarzen Passagieren angedeihen läßt, bei weitem übertroffen werden. Trotz aller dieser Sorgfalt aber ist die Sterblichkeit unter den Niggern doch oft groß genug und nicht selten bringt man von ursprünglichen achthundert nur noch fünf- oder sechshundert nach Amerika hinüber; geht aber blos der achte oder zehnte Theil zu Grunde, so ist man höchlich zufrieden und nennt es eine glückliche Fahrt. Uebrigens auch beim Verlust von der Hälfte der schwarzen Waare würden die Sclavenhändler immer noch „ungeschlagen" davon kommen, und wenn sie blos den dritten Theil als Manco zu rechnen haben, so ist sogar ein Profit vorhanden und

zwar kein geringer. Bei einer nur halbwegs günstigeren Fahrt dagegen haben sie einen so ungeheuern Nutzen, daß es uns nicht mehr wundern kann, wenn die frommen, scheinheiligen Puritaner Neuenglands der Lockung nicht zu widerstehen vermochten. Berechnen wir einmal, um den Beweis für diese unsere Behauptung zu liefern, die Kosten einer solchen Sclaveneinfuhrschmuggelfahrt und nehmen wir dazu das Dampfboot „Pajano del Oceano", das vor noch nicht langer Zeit von einer Gesellschaft von Kaufleuten, die sich zum Sclavenhandel associrten, angekauft worden ist. Das Schiff wurde seiner Zeit in Boston gebaut, erhielt in der Taufe den Namen „Ocean-Bird", d. i. der Seevogel, und machte darauf als Passagierboot manche Fahrt zwischen New-York und Havannah. Weil es aber seinem Namen in Beziehung auf seine Geschwindigkeit so gar sehr entsprach, so warfen einige Bostoner Großhändler, drei sehr gottesfürchtige Herren, welche den Sclavenhandel öffentlich als die größte aller Schmach, ja sogar als einen Fluch Gottes verdammten, und in den Kirchen für die Abschaffung des Niggerthums zu beten pflegten, ihr Augenmerk darauf, erwarben es sofort um die Summe von hundertfünfzigtausend Dollars und tauften es schließlich, um die Augen der Behörden irre zu führen, und weil sie zugleich in der Havannah eine Kommandite hielten, in's Spanische um. Sehen wir nun, ob diese frommen Herrn ihre Rechnung bei dem Kaufe fanden. Zuerst sahen sie sich nach einem guten Kapitän um, allein natürlich mußte dieß nicht blos ein im Allgemeinen erfahrener Seemann, sondern auch ein insbesondere mit der Küste Afrika's vertrauter Schiffsführer sein, und überdieß durfte er kein engherziges Gewissen haben. Steht ja doch Todesstrafe

darauf, wenn der Kommandant eines Sclavenschiffes, was man sagt: »in flagranti« ertappt wird, so daß sich nur Männer, welche allen bestehenden Gesetzen Trotz bieten, zu einem derartigen Geschäfte hergeben! Der Kapitän also, den sie suchten und auch richtig fanden, war ein gewiegter Bursche, ließ sich aber nicht um ein Nasenwasser zu dem Wagniß herbei, sondern verlangte für seinen Antheil die Kleinigkeit von zwanzigtausend Dollars, welche ihm auch sofort zugesichert wurden. Nun ging es an's Anwerben des gemeinen Schiffsvolks mit den Unteroffizieren nebst den übrigen Bediensteten und diese kosteten zusammen nicht weniger als dreißigtausend Dollars. Matrosen, welche sich zu einem solchen Unternehmen hergeben, müssen immer dreimal so gut bezahlt werden, und selbst der geringste unter ihnen bekommt nur selten unter dreihundert Dollars für die Fahrt. Die Steuermänner aber, so wie der Dolmetscher und der Superkargo oder Rechner machen auf achthundert bis tausend Dollars Anspruch. Die Ausgaben betrugen also mit dem Ankauf des Schiffes bereits zweimalhunderttausend Dollars, allein damit war die Sache noch nicht zu Ende. Der Seevogel konnte zweitausendfünfhundert Sclaven fassen, denn es hatten früher, als er noch Paketbootdienste verrichtete, fünfhundert Passagiere auf ihm Platz, und in den Raum, welchen ein gewöhnlicher Reisender einnimmt, bringt man bequem fünf Neger. Somit mußte man das Fahrzeug für zweitausendfünfhundert Schwarze verproviantiren und die Kosten dieser Ausrüstung, so wie später die Kosten für den Ankauf der Nigger betrugen zusammen nicht ganz vierzigtausend Dollars. Dazu kamen noch die verschiedenen Gratificationen, welche man an die Beamten der Küste, an welcher die Neger gelandet

werden sollten, zu bezahlen hatte, denn nur um Geld ist die Gerechtigkeit blind. Diese betrugen fünfzigtausend Dollars, nemlich zwanzig Dollars auf den Kopf, nicht mehr, nicht weniger. Für unvorhergesehene Fälle wurden weitere zehntausend Dollars in Anschlag gebracht, und somit war die Summa Summarum dreimalhunderttausend Dollars. Eine solch' ungeheure Summe mußte also zusammen geschossen werden, um den Seevogel auszurüsten, und dafür hatte man nichts, als die Hoffnung, an der Küste von Afrika zweitausendfünfhundert Stück Sclaven in Empfang zu nehmen. Rechnen wir nun weiter. Das Schiff fuhr ab, kam glücklich am Congoflusse an, kaufte die zweitausendfünfhundert Nigger und machte sich damit auf den Rückweg nach der Insel Cuba. Diese erreichte es auch, ohne von einem der verschiedenen Kreuzer besonders molestirt worden zu sein; allein deßwegen war die Fahrt doch keine ganz glückliche zu nennen, denn es gingen während derselben durch verschiedene widrige Zufälle gegen fünfhundert Stück der schwarzen Ladung zu Grunde. Somit blieben nur etwas über zweitausend Neger zum Verkaufe übrig; doch — welches Facit stellte sich nun heraus? Der Preis der Waare stand gerade nicht allzu hoch, doch zahlte man im Durchschnitt siebenhundertfünfzig Dollars für den Kopf und demgemäß betrug die ganze Erlössumme 1,500,000 Dollars. Ziehen wir nun hievon das ganze Anlagekapital ab, so bleiben als Reinprofit nicht weniger als 1,200,000 Dollars übrig, welche die frommen Herren von Boston unter sich theilten. War nun um solchen Preis nicht etwas zu wagen? Durfte man für einen solch' ungeheuren Nutzen nicht sein Gewissen ein klein wenig belasten?

Dieses eine Beispiel möge den Leser belehren, wie

außerordentlich profitabel der Handel mit schwarzer Waare ist, und man muß dabei noch extra wohl bedenken, daß Klipperschiffe gewöhnlich noch weit bessere Geschäfte machen, denn sowohl ihr Ankauf als auch ihre Ausrüstung stellt sich verhältnißmäßig um Vieles geringer, als dieß bei einem Dampfboote der Fall ist. Im Durchschnitt berechnet man, daß die vier Millionen Dollars, welche, wie wir oben schon sagten, alljährlich von den Nordamerikanern im Sclavenhandel angelegt werden, die hübsche Summe von zwölf Millionen Dollars, d. i. von dreißig Millionen Gulden eintragen, und es ist schon mancher Kaufmann, nachdem er ein paar Jahre lang Sclavenhandel getrieben, so immens reich geworden, daß er das Geschäft als Millionär aufgeben konnte. Hat Einer aber einmal in Amerika des Geldes genug erworben, so fragt kein Mensch darnach, auf welchen Wegen und durch welche Mittel er zu demselben gekommen ist, sondern der Mann steht im Gegentheil im höchsten Ansehen, einfach deßwegen, „weil“ er so viel erworben hat. Läßt er sich sodann etwa noch herbei, einen Theil dieses Blutgeldes, nur wenige tausend Dollars, zu einer milden Stiftung, zu einem Kirchenbau oder noch besser zur Fundirung der Besoldung eines geistlichen Herrn und was dergleichen mehr ist, zu verwenden, so steigt sein moralischer Kredit so sehr, daß er ohne allen Zweifel unter die Heiligen versetzt würde, wenn er nicht zufälligerweise Akatholik wäre. Siehst du nun, o Leser, welch' prächtiges Geschäft der Sclavenhandel ist?

Wegen des Absatzes seiner Waare darf ein Sclavenhändler nie in Verlegenheit sein. Dieser Artikel ist immer gesucht, und sogar so gesucht, daß man die Nachfrage nie ganz befriedigen kann. Man hört daher auch nie „von

gedrückten Preisen", wie bei anderen Waaren, welche der Concurrenz unterliegen, sondern im Gegentheil steigern sich die Preise fast mit jedem Jahre, je mehr die Zucker- und Baumwoll-Plantagen sich ausdehnen. Als Hauptabsatzquelle gilt gegenwärtig die Insel Cuba, die Perle der Antillen, wie sie gewöhnlich genannt wird. Sie steht allerdings unter spanischer Herrschaft, denn sie ist der einzige Ueberbleibsel der einst so großartigen Besitzungen, welche Spanien in Amerika hatte; allein gerade weil sie unter spanischer Herrschaft steht, hat man es um so leichter, die Sclavenwaare dort zu landen. Die Generalkapitäne nemlich, d. i. die Gouverneure von Cuba, betrachten, wie es scheint, die herrliche Insel als einen vollen Schwamm, den man ihnen auszudrücken Gelegenheit gibt, und schließen gegen eine bestimmte Summe Geldes recht gern ein Auge oder vielmehr beide Augen zu. Möglicher Weise besitzt ein solch' vornehmer Herr so viel Schicklichkeitssinn, daß er die Bestechungssumme nicht selbst in eigener Person in Empfang nimmt; aber um so sicherer thut's sein Sekretär, sein geheimes Faktotum, so wie die sämmtliche übrige von ihm abhängige Beamtenwelt, und dem Sclavenhandel wird demnach keinerlei wirkliches Hinderniß in den Weg gelegt. Alles was dagegen geschieht, geschieht nur zum Schein, nur um die Wachsamkeit der Engländer zu täuschen, und darin liegt auch der Grund, warum noch jeder Generalkapitän von Cuba nach wenigen Jahren ein reicher Mann geworden ist. Die Hauptlandungsplätze auf der Insel sind übrigens nicht Havannah, die Hauptstadt derselben und zugleich deren erster Seehafen, denn hier liegen immer eine Menge englischer und französischer Kriegsschiffe, vor denen man sich in Acht nehmen muß, — sondern vielmehr einige

entferntere Buchten, worunter besonders „Sierra Morena“ und „Sagua la Grande“. Hier können Kriegsschiffe, welche einen nur etwas bedeutenden Tiefgang haben, und dieß ist bekanntlich beinahe immer der Fall, nicht landen, und die Sclavenfahrzeuge, denen es glückt, in eine dieser heimlichen Baien einzufahren, sind dann immer so ziemlich gesichert. Daß ihnen dieses aber glückt, dafür sorgen die vielen Fischer- und Lootsenboote, welche an der Küste von Cuba herumschwimmen und alle insgeheim im Solde der Sclavenhändler und Sclavenbesitzer stehen. Diese benachrichtigen einen herannahenden Sclavenschiffkapitän immer ganz getreu über den Stand der englischen Kreuzer, und zum Ueberfluß kommt auch noch stets vom Lande selbst die genaueste Kunde, wann die beste Zeit zum Einlaufen sei. Das Handlungshaus, welchem das Sclavenschiff gehört, hat nemlich, wie sich von selbst versteht, seine verschiedenen Agenten auf der Insel, und da diese mit den einflußreichsten Landsclavenhändlern, so wie mit den Behörden selbst in der intimsten Verbindung stehen, so wissen sie immer zum voraus, ob Gefahr droht oder nicht. Dem in Sicht kommenden Schiffe wird also regelmäßig durch Raketen oder sonstige Lichter ein Zeichen gegeben, wann es sich ungefährdet in die Bucht wagen darf, und natürlich braucht man dann nicht lange Zeit, um die Neger auszuschiffen. Im Gegentheil stehen die Agenten bereits auf der Lauer, zahlen baar oder in guten Wechseln aus, und eine Stunde nach der Landung ist die frisch importirte Waare bereits in's Innere transportirt. Erhält nun auch nachträglich ein englischer Kreuzer Wind davon, daß ein Sclavenschiff gelandet sei, so bleibt ihm nichts übrig, als das Nachsehen, denn sobald er sich zeigt, wird das Schiff an zehn Punkten

zumal in Brand gesteckt, um hiedurch das Corpus delicti aus dem Wege zu räumen, der werthvolle Inhalt desselben aber, d. h. die Negerwaare ist verschwunden und kann nicht mehr aufgefunden werden. Wer würde auch im Innern der Insel den Angeber machen? Das Bedürfniß nach frischem Menschenfleisch ist ja so groß, daß die Zwischenhändler immer schon lange vor der Ankuft eines Sclavenschiffes von den verschiedenen Plantagenbesitzern Auftrag zum Ankauf von so und so viel Rekruten haben, und deßwegen finden sich stets für die ganze Ladung in unglaublich kurzer Zeit stabile, sichere Herren!

So geht's in unsern Tagen beim Niggerhandel zu. Doch darf man nicht glauben, daß die Insel Cuba der „einzige" Zielpunkt des Sclavenschmugglers sei, sondern es werden im Gegentheil in die südlichen Staaten der nordamerikanischen Union eben so gut afrikanische Neger eingeführt, als in jenes Ueberbleibsel der spanischen Herrschaft. Ja man berechnet den besagten Import von Afrika auf jährlich mehr denn fünfzehntausend Stück und in manchem Jahre dürfte diese Summe noch weit zu niedrig gegriffen sein. Die Hauptstapelplätze sind: Florida, der südlichste Staat der Union, welcher wegen der Nähe Cuba's (es gehört nur eine Fahrt von wenigen Tagen dazu, um zwischen der Küste von Cuba und Florida hin und her zu fahren) sich besonders gut zu solchem Geschäfte eignet, so wie Louisiana, d. h. der Theil der Küste des Staates Louisiana, welcher sich westlich von New-Orleans an der Mündung der Sabina hindehnt. Auch die Mündung des Pearlflusses im Staate Mississippi wird von Sclavenschiffen oft besucht und nicht selten zeigen dieß die südländischen Zeitungen ganz offen und ungenirt an. Früher,

vor dem Jahr 1845, als Texas noch nicht zu den Vereinigten Staaten gehörte, wurde der Handel noch viel schwunghafter getrieben, da die Buchten an der Grenzscheide von Texas und Louisiana das Einfahren der Sclavenschiffe ganz außerordentlich begünstigten. Damals brachte der Import solcher Waare fast gar keine Gefahr, denn die Schmuggler fanden in dem unabhängigen Texas stets eine sichere Zuflucht; allein nunmehr kreuzen stets Kriegsschiffe vor den Buchten umher. Doch sieht auch jetzt noch die Sache viel ernster und gefährlicher aus, als sie es in der Wirklichkeit ist. Wenn nemlich anders die Plantagenbesitzer mit den Händlern einverstanden sind — und daran ist natürlich um so weniger zu zweifeln, als die frische Waare stets wohlfeiler gegeben werden kann, wie die im Lande gezogene —, so ist an eine Abfassung der gelandeten Neger oder gar an eine Aufbringung des Sclavenschiffes selbst sammt seinem Inhalt kaum zu denken. Dem Ausland gegenüber behaupten allerdings die Nordamerikaner, daß der Handel mit importirten Sclaven in der Union gänzlich aufgehört habe, allein es bedarf blos einer kurzen Reise in den Süden hinab, so wie nur einiger Beobachtungsgabe, um die Unwahrheit dieser Behauptung sogleich einzusehen. Heißt man doch im ganzen Süden allgemein die frisch importirte Waare zum Unterschied von der im Inlande erzeugten: „Guinea-Nigger", und gibt es doch in Mississippi, Louisiana, Florida, Alabama u. s. w. fast keine einzige Plantage, auf welcher nicht wenigstens „einige" Guinea-Nigger anzutreffen wären! Der Nigger-Schmuggelhandel blüht also fort und fort, und die Bewohner des rothen Flusses wissen ohne Zweifel mehr davon zu erzählen, als wir in dieser kurzen Skizze zu thun im Stande waren.

Wie kommt dieß nun aber, da doch die Regierung der Vereinigten Staaten sich verpflichtet hat, denselben mit allen ihr zu Gebot stehenden Mitteln zu unterdrücken? Konnte England in seinen vielen ausgedehnten Kolonieen dieß bewerkstelligen, warum Nordamerika nicht? Die Antwort hierauf ist einfach. Einmal geschah es nicht, weil die Mittel der Vereinigten Staaten nicht „ausreichten“, die betreffenden Gesetze durchzuführen, und zum andern, weil die betreffenden Beamten sie nicht durchführen „wollten“. Die Küste der Staaten, in welchen Sclavenschiffe willkommen sind, ist eine außerordentlich ausgedehnte, und es würde eine mehr als fünfmal so große Seemacht, als die Union besitzt, dazu gehören, um allen Schmuggel zu unterdrücken. Soll man nun der paar tausend Sclaven wegen das viele Geld ausgeben? Soll man wegen des Bischen Schmuggels das ganze Regierungssystem, welches eine so kleine Militär- und Seemacht, als nur irgend möglich ist, verlangt, um dem Präsidenten der Union nicht zu viele Gewalt in die Hand zu geben, — umändern und umorgeln? Gott bewahre! Die bisherigen Bestimmungen müssen ausreichen, und sie können es auch, wie man amerikanischerseits behauptet. Oder wie? Hat man nicht in den letzten zehn Jahren vielleicht fünfzig Schiffe weggenommen, die auf den Sclavenhandel auslaufen wollten? Gewiß that man das und die Amerikaner haben also ganz recht, wenn sie auf dieses Resultat pochen; allein umgekehrt, — gelang es nicht mehr als der zwanzigfachen Anzahl von Sclavenschiffen ganz ungehindert auszufahren? Ueberdieß wie viele derselben sind, nachdem sie einmal die hohe See erreicht hatten, eingefangen worden? Allerdings hat die Unionsregierung in jedem ihrer Seehäfen einen

Beamten, den sogenannten „United=States=Marshal", welchem die Pflicht obliegt, den gesetzlosen Handel vollständig zu unterdrücken. Auch besitzt dieser Beamte die ausgedehnteste Machtvollkommenheit, jedes verdächtige Schiff wegzunehmen und den Kapitän desselben nebst der Mannschaft vor Gericht zu stellen, wo sich dann bald zeigen muß, ob das Fahrzeug zum Sclavenhandel ausgerüstet war oder nicht. Ja man gab dem besagten Marschal sogar ein Anspornmittel und zwar ein ächt amerikanisches Anspornmittel, um seine Pflicht zu erfüllen; denn das Schiff wird, wenn überwiesen, sofort für gute Prise erklärt und sein Verkauf trägt den Officianten nicht wenig Geld ein. Allein wie selten wird es den Behörden nur überhaupt bekannt, daß ein Sclavenschiff in der Ausrüstung begriffen ist? Wie oft verrathen die von der Gegenpartei erkauften Spione, welche der Marschal hält, das Geheimniß eines solchen Fahrzeugs erst dann, wenn dieses längst den Hafen verlassen hat? Wie häufig kommt es nicht vor, daß der Marschal selbst die Augen zudrückt, sobald man ihm ein schwer goldenes Pflaster über dieselben legt? Ueberdieß, wenn es auch je gelingt, einen Fang zu machen und ein Schiff zu confisciren, ist dann der Ausrüster desselben oder auch nur sein Kapitän ebenfalls entdeckt? Gott bewahre! Das Schiff führte falsche Papiere und der wahre Kapitän war noch nicht an Bord, als dasselbe vom Marschal weggenommen wurde! Der „rechte" Kapitän besteigt nemlich sein Schiff immer erst außerhalb des Hafens, wo die Jurisdiktion des Marschals aufhört, und folgt dem Klipper in einem unschuldigen Fischernachen so lange von weitem, bis er weiß, daß er ganz sicher ist. Darum hat man auch beinahe gar kein Beispiel, daß je ein Sclaven=

händler dieses Handels wegen gestraft worden wäre, und sogar die Matrosen, die man etwa in den gekaperten Schiffen vorfand, sind noch immer oder wenigstens „fast immer" frei ausgegangen, einfach, weil sie nicht überwiesen werden konnten, vielleicht auch, weil man sie nicht überweisen wollte, denn Geld ist eine Macht in Amerika!

So steht es mit den „auslaufenden" Sclavenschiffen. Nur selten wird eines confiscirt, und wenn auch einmal ein solches Unglück passirt, was thut es? Eine einzige glückliche Fahrt bringt ja so viel ein, daß drei oder vier Schiffe verloren gehen können! Wie steht es nun aber mit den bereits „ausgelaufenen" Fahrzeugen? Du lieber Gott im Himmel, der Fang eines solchen auf hoher See oder an den Küsten von Afrika oder endlich beim Anlanden in Cuba und Südamerika gehört zu den größten Seltenheiten! Die Schiffe sind gute Segler und zu deren Kapitänen nimmt man stets die verwegensten und erfahrensten Seeleute, die es in der Welt gibt. So entkommen sie denn den Kreuzern beinahe regelmäßig. Ueberdieß darf kein englisches Kriegsschiff ein anderes untersuchen, das unter amerikanischer Flagge segelt und eben so umgekehrt. Natürlich hissen also Sclavenschiffe, die einem Engländer begegnen, die amerikanische Flagge auf; werden sie aber von einem amerikanischen Kreuzer verfolgt, so zeigen sie die englischen Farben. Zwar führen auch die Kreuzer nicht selten falsche Flaggen und weisen erst dann ihre wirklichen nationalen Farben, wenn sie einem Sclavenschiff so nahe gekommen sind, daß dasselbe ihnen nicht mehr entgehen kann; allein die Kapitäne, die sich mit dem Menschenhandel befassen, lassen sich durch ein solches Manoeuver nur selten täuschen. Kennen sie doch die ganze Kreuzerflotte

aus dem Fundamente! Sehen sie es doch jedem Kriegsschiff schon von weitem an seiner Bauart an, ob es der englischen oder amerikanischen Nation angehört! Ueberdieß, wenn alle Stränge reißen, so versenken sie lieber die sämmtlichen Schwarzen, die sie an Bord haben, an der Ankerkette in's Meer, ehe sie ihre Fahrzeuge auf hoher See als Sclavenschiffe kapern ließen, denn dann ginge es ja um ihren Kopf. Es ist dieß freilich ein mehr als teuflisches Mittel, aber deßwegen hat man doch den Beweis der so eben angeführten Thatsache in den Händen, und — wie kann dann der Sclavenhandel erwiesen werden, wenn das corpus delicti fehlt? Sind die Sclavenhändler aber erst an der befreundeten Küste angelangt, und haben dort ihre Nigger gelandet, dann ist vollends eine Abfassung und Entdeckung unmöglich, denn, wie weiter oben schon angedeutet, in diesem Falle verbrennen die meisten Kapitäne ihr Schiff, um alle und jede Spur ihres Handels zu vertilgen. Es trägt sich ja aus!

Trotz allem dem aber bleibt der „unmittelbare" Import der Nigger aus Afrika immer ein gefährlicher Erwerbszweig, und nur die verwegensten Gesellen lassen sich mit demselben ein. Ja es sind meistens Bursche, die eben so gut bereit wären, das Piratenhandwerk zu ergreifen, und Viele von ihnen haben schon mehr als einen Mord auf dem Gewissen. Es ist ein Mischmasch aus aller Herren Länder, Portugiesen wie Schweden, Deutsche wie Spanier, Engländer wie Dänen, Amerikaner wie Europäer. Ja sogar Schwarze befinden sich unter denselben und so unglaublich es klingt, so bleibt es deßwegen doch eine erhärtete Thatsache, daß Nigger selbst sich dazu hergeben, Nigger einzufangen! Möglicher Weise verirrt sich hie und da auch,

durch den Mangel getrieben, ein ordentlicheres Subjekt unter jene Cohorte, aber bei weitem die meisten gehören dem Abschaum der Menschheit an, und es bleibt daher immer für einen Rheder oder Kaufmann ein immenses Wagniß, mit dieser Seeräuberbrut ein Bündniß zu schließen. Eben darum hat auch der Sclavenhandel zur See kein rechtes Gedeihen, und da in Folge dessen die Zufuhr aus Afrika bei weitem nicht hinreicht, um den Bedarf an Niggerfleisch für die südlichen Staaten zu decken, so mußte man auf andere nachhaltigere Auskunftsmittel denken. Welches Mittel könnte aber von größerem Werthe sein, als die „künstliche" Produktion des Abmangels im eigenen Lande? Allerdings eine äußerst schwierige Aufgabe, weßwegen man noch vorher den Versuch machte, sogenannte „freie Nigger" als Tagelöhner aus Afrika zu importiren. Zu diesem Zwecke organisirte sich z. B. in Louisiana eine Kompagnie, welcher die Legislatur jenes Staates die Erlaubniß ertheilte, vor der Hand zur Probe zweitausendfünfhundert solcher freiwilligen Tagelöhner mit einer unwiderruflichen Dienstzeit von fünfzehn Jahren herbeizuschaffen; allein die Probe fiel schlecht aus. Ueberdieß konnte die Bundesregierung nicht umhin, das besagte Manoeuver für Sclavenhandel zu erklären und als solchen zu verbieten. War ja doch der Ausdruck „freiwillige Tagelöhner" offenbar nur auf eine Täuschung berechnet, indem dieselben nicht anders behandelt wurden als die wirklichen Sclaven! Lag doch sogar schon darin eine Fälschung, daß man jene Nigger nicht auf eine bestimmte Dienstzeit „miethete", sondern sie vielmehr von den afrikanischen Händlern geradezu „ankaufte". So erwies sich denn auch dieses Mittel als unausführbar und es blieb daher den

Amerikanern nichts übrig, als zu ihrem Hauptremedium zu greifen, nemlich zur „Sclaven- und Niggerzüchterei“.

„Niggerzüchterei?“ Unsinn! Wahnsinn! Wie können denn „Menschen“ gezüchtet werden? Und doch existirt dieser Wahnsinn in der Wirklichkeit! Der Leser begebe sich gefälligst in die sogenannten Vordersstaaten, d. h. in die Staaten der Union, welche zwischen den freien und den Baumwollstaaten mitten inne liegen, also nach Virginien, Nordcarolina, Kentucky, Maryland und Delaware, — so wird er sich sogleich von dem Faktum überzeugen können. Die genannten fünf Staaten oder wenigstens die vier größten derselben (denn das kleine Delaware nähert sich immer mehr der Einrichtung der freien Staaten und ist auf dem Punkte ganz in die Reihen derselben einzutreten) haben zu Bebauung ihrer Felder bei weitem keine so große Anzahl von Negern nothwendig, als die südlicher gelegenen, und dennoch halten sie deren, wenn nicht eben so viele, doch wenigstens eine annähernde Anzahl. Sie halten sie aber nicht wegen ihrer Nothwendigkeit „zum Feldbau“, sondern wegen ihrer „Nachkommenschaft“. Dieß ist im Augenblicke ersichtlich, wenn man ihre Plantagen besucht, denn sie pflanzen nur ganz wenig, zum Theil gar keine Baumwolle, und Reis, Indigo oder Zucker sind ohnehin vollständig ausgeschlossen. Ihre Produkte sind vielmehr Tabak, Mais, so wie verschiedene andere Erzeugnisse der gemäßigten Zone, welche alle weit weniger Arbeit erfordern, als die Produkte des Südens, und sie könnten daher mit der Hälfte der Nigger auskommen, als sie besitzen. Ja sie könnten sogar die Sclaven leicht gänzlich entbehren und würden, wenn es ihnen blos

um die Bebauung ihrer Felder zu thun wäre, mit freien, weißen Arbeitern weit wohlfeiler und besser zurecht kommen. Allein da würden sie ja am Ende zu „Bauern" herabsinken, während sie bisher „Edelhofbesitzer" waren, und um diesem viel befürchteten Uebelstande vorzubeugen, sind sie auf ein Auskunftsmittel verfallen, das ihnen erlaubt, ohne besondere Einbuße an Vermögen und Einkommen, auf die bisherige Weise fortzuwirthschaften. Dieses Mittel nun ist die Produktion oder Züchterei von so viel Sclaven, als möglich; natürlich aber nicht, um sie auf ihren Gütern zu verwenden, sondern vielmehr, um mit denselben „loszuschlagen", sobald man sie bis zur Arbeitsfähigkeit groß gezogen. Also gerade wie man auch die Fohlen erst zu verkaufen pflegt, wenn sie stark genug geworden sind, um eingespannt oder geritten zu werden! Im Süden nennt man diesen Zweig des Plantagenbetriebs „Stock-Raising", d. h. auf Deutsch: Vermehrung des Viehstandes (zum besten Beweis, daß die Herren Pflanzer zwischen Niggern und Vieh keinen Unterschied machen), und fragt man, wo das Stock-Raising am meisten zu Hause sei, so werden in erster Linie immer die Staaten Virginien, Kentucky und Nordcarolina, in zweiter aber Maryland und Delaware genannt werden. In allen diesen Staaten ist das Klima sehr gesund, wenigstens viel gesünder als weiter südlich, und insbesondere scheint es den Niggern wohl zu bekommen. Auch bringt es die Art der Arbeit, welche die Sclaven hier zu verrichten haben, mit sich, daß sie sich nicht allzusehr anzustrengen brauchen (weil ja keine Baumwolle, Reis u. s. w. gepflanzt wird), sondern daß ihnen ihr Tagwerk nur zur gesunden Motion dient. Dazu kommt noch, daß die Nahrung eine weit kräftigere und

gesündere ist, als weiter unten in Georgia, Florida, Louisiana u. s. w., denn der Virginier oder Kentuckier, der seinen Waizen, seinen Mais, seine Kartoffel, sein Fleisch und seine Milch selbst erzeugt, geht nicht so sparsam damit um, als der Baumwollenbaron, welcher dergleichen Artikel kaufen muß. Somit kann es nicht fehlen, daß die Negerheirathen in den sogenannten Vordersstaaten sich schon „von Natur aus" weit produktiver erweisen, als in den übrigen Sclavenländern. Außerdem aber trägt der virginische und kentuckische Pflanzer, was ihm nur irgend möglich ist, dazu bei, diese Produktivität zu einer recht ergiebigen und nachhaltigen zu machen. Nicht blos nemlich sieht er (außer der guten Nahrung) auf große Reinlichkeit, so wie überhaupt auf Alles, was die Gesundheit und das Wohlbefinden des Körpers befördert und erhält, sondern er sorgt auch dafür, daß die jungen Mädchen und Bursche unter seinen Negern zu rechter Zeit, d. h. nicht zu frühe und nicht zu spät, das Band der Ehe eingehen, wenn man überhaupt das Zusammenleben dieser Menschenklasse eine Ehe nennen kann. Auch unterläßt man es nie, Negerinnen, die viele Kinder gebären, zu bevorzugen und besonders gut zu halten, damit sie ihren Kamerädinnen zur Nacheiferung dienen. So werden sie z. B. nie verkauft, sondern bleiben auf der Plantage ihr Leben lang, während die Unfruchtbaren, die dem Pflanzer nutzlos sind, versichert sein dürfen, daß man sie so schnell als möglich fortschafft. Eben so große Sorgfalt erweist man den Kindern, namentlich den Neugeborenen, und nicht blos hält man die Mütter an, daß sie denselben gut abwarten, sondern man zieht auch bei dem geringsten Anzeichen von Krankheit alsobald den Arzt zu Rathe. Es wäre ja ein

Unglück, wenn die schwarze Brut nicht gedeihen würde oder gar stürbe, da dieselbe nach wenigen Jahren einen bedeutenden Werth erlangt! Auf diese Art und durch noch andere Mittel, deren specielle Aufführung mir erlassen bleiben möge, weil die Sprache keine decenten Worte dafür hat, wird es möglich, daß nur allein in Virginien jährlich über zwanzigtausend Sclaven mehr geboren werden, als sterben, und natürlich — diese zwanzigtausend werden exportirt und verkauft. Eben so machen es Kentucky, Nordcarolina und Maryland. Kurz die Vordersstaaten führen zusammen jährlich etwa siebzigtausend Neger mit einem Gesammtwerth von mehr als sechszig Millionen Dollars aus und damit kann der Ausfall des Südens beinahe gänzlich gedeckt werden. Hat nun der Leser einen Begriff davon was unter Niggerzüchterei zu verstehen ist? Er muß sich die Sache gerade so denken, wie z. B. die großen Stutereien in Mecklenbnrg. Dort zieht der Edelmann und der reiche Bauer sein Haupteinkommen vom Verkauf der herangezogenen Füllen, hier der Pflanzer vom Verkauf der überzähligen Sclaven!

Auch die Art und Weise des Verkaufs ist beinahe ganz dieselbe, denn wie der Pferdehändler die großen Roßmärkte besucht, um seine Waare an den Mann zu bringen, so besucht der Niggerhändler die großen Sclavenmärkte, um sein Eigenthum so theuer als möglich zu verwerthen. Allerdings ist der „Unterderhandverkauf" auch nicht ausgeschlossen, so wenig als der Detailhandel. In Deutschland pflegt ja ebenfalls ein Nachbar vom andern eine Kuh oder ein anderes Stück Vieh zu kaufen, warum sollte also in Amerika kein Pflanzer dem andern einen Sclaven feil machen? Allein ein Ankauf oder Verkauf „im Großen"

ist auf diese Art nicht zu bewerkstelligen. Der südliche Pflanzer kann nicht im Lande herumziehen, um auf den Gütern der virginischen Edelhofbesitzer die verkäuflichen Nigger in Erfahrung zu bringen, denn dieß würde ihn viel zu viel Zeit kosten und entspräche auch seinem Stande keineswegs. Darum gibt es nicht blos eine eigene Klasse von Menschen, die sogenannten Mäkler und Agenten, welche sich mit dem Zwischenhandel beschäftigen, sondern wir finden auch verschiedene Städte, in welchen diese Art von Geschäftsbetrieb besonders zu Hause ist, — Städte, welche schon durch ihre gute Lage darauf hingewiesen sind, den Verkehr des Sclavenhandels in ihre Mauern zu ziehen. In diesen Städten nun blühen „förmliche Sclavenmärkte", welche von den Händlern mit ihren „Heerden" bezogen werden, und die Ortsbehörden wenden natürlich schon der Vortheile wegen, die damit verbunden sind, Alles auf, um die Märkte so sehr als möglich zu heben. Es werden ja hiedurch eine Menge von Fremden herbeigezogen, warum sollte man also für diesen Zweck nicht ein Uebriges thun? Früher war ein solcher Hauptmark in Washington selbst, also am Sitze der Centralgewalt dieses „freien und glücklichen Landes", wie der Amerikaner sein Vaterland gewöhnlich zu nennen beliebt; allein seit dem Jahre 1850 hat doch das Schicklichkeitsgefühl des Kongresses so weit gesiegt, daß dieser öffentliche Scandal endlich beseitigt werden konnte. Seit jener Zeit finden in Washington keine öffentlichen Märkte, d. h. keine öffentlichen Sclavenversteigerungen mehr statt, es müßte denn bei einer Erbtheilung oder bei einem Konkurse sein, wo natürlich der Neger eben so gut unter den Hammer des Auktionators kommt, wie ein Stück Land, ein Haus, ein Pferd oder

ein werthvolles Meubel. An Hauptmärkten fehlt es aber doch nicht, sondern sie sind nur etwas weiter gegen Süden hinabgerückt, und als die großartigsten dürften wohl die von Richmond, Charles-Town, Savannah, Nashville, Raleigh, New-Orleans u. s. w. gelten. In allen diesen Städten hat man ein Ziemliches aufgewendet, um recht großartige Verkaufslokale herzustellen, und wir erinnern in dieser Beziehung nur an New-Orleans, wo der Sclavenmarkt im großen Saale der Börse, nemlich in jener mächtigen runden Halle der Saint Louis Exchange, die mit ihren luftigen griechischen Säulen an ein Baudenkmal der alten Zeit erinnert, abgehalten wird. Auch in Richmond ist das Lokal mit vielem Prunk ausgestattet und es finden darin mehr als tausend Menschen mit Bequemlichkeit Platz. Kurz, man darf nicht glauben, daß für derlei Märkte nichts geschehen sei, allein es war dieß auch um so nothwendiger, als die großen Sclavenauktionen sowohl im Winter als im Sommer nie ausgesetzt werden, und es also leicht hätte passiren können, daß man die vornehmen Herren Käufer dem Regen, der Kälte, oder einer sonstigen schlimmen Witterung hätte aussetzen müssen. So rücksichtslos darf man doch nicht gegen Leute sein, die so viel Geld in der Tasche haben, als die Baumwollenbarone! Dieweil es nun aber einem Eingeborenen der alten Welt äußerst schwer ist, sich von einem solchen Markte einen richtigen Begriff zu machen, so wollen wir den Leser in eine derartige Halle ohne Weiteres einführen.

Wir treten in den Saal ein durch das Schenkzimmer, d. h. durch den sogenannten Barroom, wo auf einem außerordentlich langen und wohlverzierten Tische Getränke aller Art, so wie auch einzelne Speisen zur Schau aufgestellt

sind. Während der Auktionstage hat die Bar den ganzen Tag über vollauf zu thun, und fünf oder sechs Kellner, welche hinter derselben stehen, genügen kaum, um die verschiedenen Bedürfnisse der Kunden zu befriedigen. In der Mitte des Saales uns gerade gegenüber befindet sich ein erhöhter Raum, eine Art von Katheder oder Kanzel. Dort hat sich der Auktionator aufgepflanzt, ein lebhafter, beweglicher, listig aussehender Mann, dessen Zunge wie ein Rad schnarrt und dessen Kehle die Eigenthümlichkeit hat, nie heiser zu werden. Vor ihm steht das „Human-Cattle", oder das Menschenvieh, wie man die schwarzen Sclaven im Süden zu nennen beliebt, links in langer Reihe die Niggerinnen, rechts in noch längerer Flur die Neger. Sie sind alle frisch gewaschen, so wie nett und reinlich in Leinwand oder Calico gekleidet. Auch haben sie sämmtlich ein sauberes, zum Theil sogar, besonders was die weiblichen Prachtexemplare betrifft, ein geputztes Aussehen. Ein Pferd, welches dem Kaufsliebhaber vorgeritten wird, ist ebenfalls frisch gestriegelt und hinlänglich gut gefüttert, warum sollte man also mit dem Human-Cattle anders verfahren? Es mögen im Ganzen sieben bis achthundert Sclaven anwesend sein, wie sich von selbst versteht an dem einen Verkauftag mehr, an dem andern weniger. Eben so wechselt auch die Anzahl der Kaufsliebhaber, und im hohen Sommer trifft man deren nicht so viele, als zu Ausgang der Wintermonate. Dieselben bestehen größtentheils aus Mannspersonen oder um uns richtiger auszudrücken aus „Gentlemen", und die meisten haben sich im Reithabit mit der Peitsche in der Hand eingefunden; doch trifft man auch einzelne Damen und diese zeichnen sich dann stets durch den vollkommenen Putz aus, mit welchem sie vor den

„Herren" zu glänzen sich bestreben. Käufer wie Käuferinnen gehen im Saale auf und ab; sie schwatzen, sie erzählen, sie grüßen sich, sie besehen sich die Nigger! Jetzt treten einige der Herren in die Restauration und laden andere ein, ihnen zu folgen. Sie trinken ein Glas an der Bar, dann kommen sie wieder, stehen in Gruppen zusammen, gehen abermals auf und ab, lachen, scherzen und sind guter Dinge. Die Nigger aber bleiben unbeweglich, schweigsam auf ihrem Platze, als ob sie Statuen von Ebenholz wären. Fortwährend rollen ihre großen Augen im Kopfe herum; allein es sieht doch nicht so aus, als ob sie um ihr Schicksal besonders bekümmert seien, denn sie lassen die Köpfe nicht hängen. Nur einige Weiber haben den Blick zu Boden gesenkt, und eben so schauen auch einige Männer finster darein. Sie gedenken vielleicht ihrer Kinder oder auch ihrer Eltern und sonstigen Verwandten, die sie in der frühern Heimath auf der Plantage, auf welcher sie geboren und erzogen wurden, zurückgelassen haben, — wer kann es wissen?

So sieht es im Saale unmittelbar vor der Auktion aus. Allein stille jetzt, denn der Auktionator klopft mit seinem Hammer auf den Tisch und ruft einen der Sclaven mit Namen auf. Es ist dieß stets ein prächtig klingender Name, etwa aus der römischen oder griechischen Geschichte, wie Cäsar, Brutus, Cicero, Demosthenes, Sokrates u. s. w. Oder aus dem alten Testamente, wie Elisa, Daniel, Tobias, Eva u. s. w. Oder aus der Idyllenwelt, wie Doris, Phyllis, Lais u. s. w. Oder endlich aus der prosaischen Gegenwart, wie Sally, Harry, Jonny, Jemmy u. s. w. Am öftesten jedoch wiederholen sich die alten Götternamen, wie Neptun, Jupiter, Juno, Venus, Diana u. s. w., denn

der Neger liebt das Prunkvolle über Alles. Der aufgerufene Sclave tritt vor und stellt sich auf die niedere Plattform, welche hart vor dem Katheder des Auktionators errichtet ist. Hieher muß er sich stellen, damit man ihn von allen Seiten sehen kann, denn man kann doch niemand zumuthen, eine Katze im Sack zu kaufen. Nun geht's an's Anpreisen der Waare. Alle guten Eigenschaften des Niggers werden von dem Auktionator hervorgehoben, die schlechten aber bleiben so viel möglich verschwiegen. Er rühmt die Jugend der zu verkaufenden Waare, er rühmt ihre Schönheit, ihre Geschicklichkeit, ihre Kraft, ihren Fleiß, ihre Folgsamkeit, ihren Verstand, ihre Treue! Wahrhaftig ein ganzes Lexikon voll Tugenden! Jede Kleinigkeit wird hervorgesucht, um den Sclaven so werthvoll als möglich hinzustellen, und der Auktionator vergißt auch nicht einen einzigen Umstand, der auf den Verkauf günstig einwirken könnte. „Es ist ein wahrer Spottpreis, für den dieser Trajan oder jene Semiramis losgeschlagen werden soll", allein die Kaufsliebhaber gehen doch nicht so blindlings darein. Sie besehen sich vielmehr ihre Waare, ehe sie ein Angebot machen; sie wollen prüfen, ehe sie kaufen, und darum „mustern" sie! Dem Leser ist es ohne Zweifel, selbst wenn er in der Stadt wohnt, gar wohl bekannt, wie es unsere Metzger auf dem Lande machen, wenn sie einen Ochsen, eine Kuh oder auch nur ein Kalb im Handel haben, und gerade dieselben Manipulationen wendet auch der Nigger-Kaufsliebhaber an. Ja er zeigt sich zum Theil noch viel minutiöser und denkt an Dinge, welche selbst der scrupulöseste Metzger übersehen würde. So öffnet er dem einen Sclaven den Mund, um sich dessen Zähne zu betrachten, und einem andern kneipt er

in die Arme oder Beine, um die Muskelstärke zu prüfen. Einem dritten befiehlt er, jetzt langsam, dann schnell, darauf noch schneller auf und ab zu gehen, damit man sehe, wie sich derselbe bewegen könne, und ein vierter muß sich bald nach rechts, bald nach links, bald nach vornen, bald nach hinten biegen und bücken, ob er nicht möglicher Weise gebrochen oder gar lendenlahm sei. So geht es die ganze Zeit über und der Sclave fügt sich Allem geduldig. Er weiß es ja, daß er sich eine solche Musterung gefallen lassen muß, und überdieß ist er bereits an die Sache gewöhnt, oder haben ihm seine Mitsclaven schon oft hievon erzählt. Eben deßwegen kommt es ihm auch nicht sonderbar vor, wenn ihm möglicher Weise zugemuthet wird, sich seiner Kleider gänzlich zu entledigen, damit man etwaige Körpermängel entdecken könne, und er unterwirft sich einer solchen Procedur ohne irgend Schamgefühl zu zeigen. Man glaube aber ja nicht, daß blos männliche Sclaven hiezu angehalten werden, sondern ganz der nemliche Befehl ergeht auch an die weiblichen Exemplare, und kein Mensch im Saale nimmt irgend Anstoß daran. Ja sogar die anwesenden Damen geniren sich nicht im geringsten, eine derartige Musterung mit durchzumachen, und stellen sich oft sogar in die erste Reihe der Zuschauer. Eine bloße „Sache" kann man doch sicherlich ohne zu erröthen in ihrer Nacktheit besehen und mehr als eine geschlechtslose Sache ist ein Sclave in den Augen einer Südländerin nicht! Zugegeben muß übrigens werden, daß seit den letzten zehn Jahren auf das Decorum bei weitem mehr Rücksicht genommen wird, als früher; denn es gibt nun neben dem Auktionssaal ein besonderes Lokal, in welchem man die „nackten Besichtigungen" vornimmt,

und in so fern also ist der Gemeinheit wenigstens in Etwas ein Riegel vorgeschoben.

Endlich hat einer drauf geschlagen!

„Zwölfhundert Dollars zum ersten!" ruft der Auktionator. „Ein Prachtexemplar von einer Sclavin! Ist ihre fünfzehnhundert unter Brüdern werth!"

Jetzt schlägt ein anderer drauf.

„Zwölfhundertundfünfzig!" schreit der Auktionator. „Sehen Sie den straffen Körper, die volle Brust! Eine wahre Juno! Wird herrliche Kinder gebären und hat schon Beweise geliefert! Kann sie wahrhaft unter vierzehnhundert Dollars nicht losschlagen!"

So geht es fort und fort, bis endlich der Zuschlag kommt. Dann wird ein neuer Sclave vorgeführt, und die so eben beschriebene Scene wiederholt sich von neuem. So wie jedoch ein Nigger verkauft ist, übergibt ihn der Auktionator dem neuen Eigenthümer, und der Gerichtsschreiber stellt eine Urkunde über den Verkauf aus, welche der Sheriff, der die Auktion als Magistratsperson überwacht, unterschreibt. Gegen Mittag nimmt das Schauspiel gewöhnlich ein Ende und die nicht verkauften Stücke werden sofort in die „Sclavenställe" zurückgeführt. Diese aber sind nichts anderes, als lange hölzerne Schuppen in der Nähe der Markthalle, in welchen die Nigger zu hunderten auf dem bloßen Boden, übrigens bei guter Verpflegung, aufgestapelt bleiben, bis sie endlich an den Mann gebracht sind oder auf einen andern Markt weiter geführt werden.

Der Preis für einen kräftigen Burschen von achtzehn bis vierundzwanzig Jahren, oder für eine tadellose Dirne von sechszehn bis zweiundzwanzig Jahren steht zwischen vierzehnhundert und sechszehnhundert Dollars mitten inne.

Junge Schlingel von zwölf bis siebzehn oder Mädchen von zehn bis fünfzehn Jahren gelten von sechshundert Thalern an. Aeltere Sclaven in gleichem Verhältniß. Ueber vierzig Jahre alte, zur Arbeit schon etwas untauglich gewordene Exemplare können nicht mehr leicht verkauft werden und man sieht daher auf den größeren Märkten nur wenige bejahrte Nigger, es müßten denn solche sein, die wegen einer Erbschaft oder aus einem andern ähnlichen Grunde „um jeden Preis" verkauft werden müssen. Auffallender übrigens als alle diese Besonderheiten ist für einen Fremden die oft fast ganz weiße Farbe der sogenannten Nigger, denn es gibt unter denselben nicht wenige, welche sogar einem Europäer in dieser Beziehung nichts nachgeben, wenn dieser nemlich etliche Sommer unter der heißen Zone Georgia's oder Alabama's zugebracht hat. Es sind dieß Sprößlinge von Weißen und Halbmulatten, sogenannte Quadronen oder auch Quinteronen, die in Europa für ebenbürtig gehalten würden. Oft sind es aber auch „wirkliche" Weiße, welche irgendwo in einer großen Stadt des Nordens als Kinder geraubt wurden, und nun, nachdem man sie bis in's zwölfte Jahr groß gefüttert, als Sclaven unter den Hammer kommen. „Kidnapping" heißt man diese Art von Handel, und derselbe kommt öfter vor, als man glaubt. Auch „wirklich freie" Neger, d. h. solche, die entweder von ihren Herren freigelassen waren oder die sich selbst losgekauft haben, werden nicht selten versteigert, sei es wegen Schulden, die sie nicht bezahlen können (in diesem Fall haftet der Neger mit seinem Körper für das Geld), sei es weil sie das Dokument ihrer Freiheit nicht mehr aufzuweisen vermögen. In Amerika macht man nicht viele Umstände! Das Schändlichste bei dem ganzen schmählichen

Handel ist jedoch die oft gewaltsame Trennung zwischen Mann und Weib, zwischen Vater und Sohn, zwischen Mutter und Tochter. Früher, noch vor zwanzig Jahren, erkannte der Süden keine „Familie" unter den Sclaven an. Die Ehe des Niggers galt nur als ein wildes Zusammenleben, als ein geduldetes oder vielmehr erwünschtes, d. h. wegen der Nachkommenschaft erwünschtes Konkubinat; keineswegs aber als ein gesetzliches, geheiligtes Bündniß. Sogar die Kinder gehörten nicht den Eltern, sondern sie wurden der Mutter nur so lange gelassen, bis sie im Stande waren, ihre Nahrung selbst zu sich zu nehmen. Auch verkaufte der Sclavenhalter die Mitglieder einer Niggerfamilie nach Belieben ganz getrennt von einander, den Sohn nach Louisiana, die Mutter nach Carolina, den Vater nach Texas, die Tochter nach Arkansas. „Findet einander wieder, wenn ihr könnt," so hieß es damals! Jetzt ist solche gewaltsame Trennung in den meisten südlichen Staaten der Union gesetzlich verboten, und es dürfen ganze Familien nur noch „zusammen" verkauft werden; also der Gatte nur mit der Gattin, und die Kinder, d. h. die unter vierzehn Jahren alten Kinder nur mit den Eltern. Deßwegen kommt aber eine Umgehung des Gesetzes trotz aller der unmenschlichen Grausamkeit, die darin liegt, doch noch oft genug vor; zwar allerdings nicht bei soliden und gebildeten Pflanzern, dagegen um so häufiger bei liederlichen Subjekten, bei Tyrannen oder bei Geizhälsen, welchen der Vortheil über alles geht. Warum auch nicht? Wer soll denn einen Pflanzer verklagen, wenn es ihm beliebt, das Gesetz nicht zu beobachten? Etwa der betheiligte Nigger? Er hat kein Klagerecht, sondern muß zusehen, ob ihm nicht etwa ein Weißer aus Mitleid beispringt; allein wie selten sind solche mitleidsvolle Seelen?

Die meisten Einkäufe auf den Sclavenmärkten machen die Pflanzer von Louisiana und Mississippi, denn dort werden die meisten Nigger „verbraucht". Darum fürchtet sich aber auch ein Sclave nicht wenig vor einem solchen Verkaufe und man sieht es der Verzweiflung in seinem Gesichte an, was er fühlt, wenn er dem Eigenthümer einer Zuckerplantage zugeschlagen wird. Es ist gerade, als ob man ihm sein Todesurtheil vorläse! Noch mehr, als das Klima von Louisiana, fürchten die Sclaven den Verkauf an einen Plantagenbesitzer französischer oder spanischer Abkunft. Zwar ist ohnehin auf allen ganz südlichen Pflanzungen eine weit härtere Disciplin eingeführt, als auf den mehr „gemäßigt" gelegenen, denn jene Plantagen erfordern ihrer großen Ausdehnung wegen auch eine größere Anzahl von Negern und machen eben deßwegen, um alle Meuterei schon im Keime zu ersticken, eine strengere Aufsicht nothwendig. Allein deßwegen findet doch selbst auf den südlichsten Pflanzungen, ja sogar auf den Zuckerplantagen, welche in jeder Beziehung die härtesten sind, ein großer Unterschied in der Behandlung statt, und man zieht von Seiten der Nigger die Abkömmlinge der angelsächsischen Race den Kreolen bei weitem vor. Jene haben, wenn sie auch als noch so gebieterische Herren auftreten, doch immer noch ein Herz im Leibe, den französischen Kreolen aber, so wie insbesondere den französischen Sclavenaufsehern scheint alles Gefühl gänzlich abhanden gekommen zu sein. Deßwegen hat man auch schon Beispiele erlebt, daß sich einzelne Neger sogleich nach stattgehabter Auktion selbst zu entleiben versuchten, nur um der langsamen Tortur ihrer kreolischen Käufer zu entgehen! Im Allgemeinen genommen jedoch geht der Schwarze, wenn er verkauft ist,

seinem Schicksale mit stoischem Gleichmuthe oder vielmehr mit thierisch-stumpfer Ergebenheit entgegen. Er hat ja nicht gelernt, sich über sich selbst und seine Zukunft Gedanken zu machen, warum sollte er sich also grämen?

Die Tage, so lange die Auktion dauert, sind einem Neger die liebsten, denn während dieser Zeit hat er nichts zu arbeiten und bekommt zu essen, ja sogar zu trinken im Vollauf. Wenn diese Zeit nur ewig währte!

14.

Hotel Park in New-York.

Wenn in Deutschland ein Handwerksbursche reist, so weiß er, wo er einzukehren und zu übernachten hat, nemlich in der Herberge; wenn ein ehrlicher Bürgersmann sich über Feld macht und fremder Herren Länder besucht, so geht er, falls er sich müde gelaufen und sich nach einem guten Bette sehnt, in ein Gasthaus, sei es nun das Gasthaus zum schwarzen Mohren oder zum rothen Ochsen; ist's ein Student oder ein Weinreisender oder Einer, der in Leder macht, oder sonst Einer, der auf „dieser" Stufe der Bildung steht, so wird ein Gasthof aufgesucht, denn wenn auch die „Herberge" vielleicht dem Inhalt des Geldbeutels mehr entspräche, so erlaubt es doch der Rang, den man in der Gesellschaft einnimmt, nicht, ein anderes Wirthshaus zu erwählen; thut aber vollends ein Staatsdiener, oder ein Offizier, oder ein Adeliger, oder überhaupt ein Mann aus den höheren Klassen eine Reise, so genügt ihm ein „Gasthof" nicht mehr, sondern er sucht ein Hotel auf, also das Hotel de Russie, oder das d'Angleterre, oder das de Bavière, oder ein anderes mit noch großartigerem Titel.

So ist im lieben Deutschland Alles recht hübsch ein=

getheilt und es weiß ein Jeder, wohin er gehört, beinahe schon gleich nach seiner Geburt. Wie gar sonderbar muß es also Einem von uns vorkommen, wenn er in ein Land geräth, wo man von dieser wohllöblichen Ordnung gar keinen Begriff hat; ja wo man dieselbe vollständig umkehrt und auf den Kopf stellt! Da weiß man ja wahrhaftig gar nicht, wo man nur seinen Schoppen trinken, seinen Braten essen und sein müdes Haupt zur Ruhe niederlegen solle, denn wenn z. B. „jedes" Einkehrhaus „Hotel" getauft ist, so kann einen ja das Schicksal bei Nacht und Nebel in eine Lokalität führen, wo man zwei Thaler für sein bischen Bequemlichkeit zahlen muß, während das ganze Vermögen vielleicht blos in dreißig Kreuzern besteht! Es ist schrecklich nur daran zu denken, daß es Städte von solcher Polizeiwidrigkeit geben soll, und doch gibt es dergleichen, wie z. B. die große Stadt New-York in Nordamerika. Dort heißt nemlich jedes Wirthshaus, in welchem man Nachtherberge finden kann, ohne Unterschied entweder „Hotel" oder „House", und es kommt am Ende auf Eins heraus, ob es diesen oder jenen Titel führt, dieweil man hieraus, aus dem Titel nemlich, durchaus nicht auf die Qualität und Beschaffenheit desselben, oder auch nur auf seine mehr oder minder großen Preise schließen kann.

Also jede Herberge oder Logir-Gelegenheit, ob sie nun vornehm sei oder gering, groß oder klein, theuer oder wohlfeil, heißt in Nordamerika „House oder Hotel". Aber, du grundgütiger Vater im Himmel, welch' furchtbarer Unterschied zwischen Hotel und Hotel! Welch' ungeheurer Gegensatz zwischen House und House! Da stehst Du vielleicht vor einem. Es führt den stolzen Titel „European

Hotel", zu Deutsch: „Europäischer Hof". Du siehst es Dir etwas näher an und es kommt Dir akkurat vor, wie eine erbärmliche Holzbarake, welche über Nacht von selbst einfallen wird. Du gehst hinein, indem Du denkst, in einem Hause, das einen so grandiosen Namen führt, könne es doch nicht so gar schlecht seyn. Aber, welche Täuschung! Eine Wirthsstube voll Schmutz und Unrath; eine Wirthin mit zwei Schnupftabaksprise-Tropfen unter der Nase, so wie mit wirrem, ungekämmtem Haar; ein Gastgeber mit schnapsgerötheten Augen und schwerbetrunkenen Knieen empfangen Dich. Du verlangst ein Zimmer. „Ein Zimmer?" Es gibt im ganzen Hause nur zwei Fremdenzimmer und diese müssen für die Gesammtheit der Gäste genügen! Man führt Dich die schmale wankende Treppe hinauf, und richtig da sind die zwei Zimmer, wenn man nemlich derartigen, den Ratten zum Spielplatz dienenden Lokalitäten den Namen „Zimmer" geben darf. In jedem derselben stehen drei, vielleicht vier Betten, und zwar lauter große breite Betten; aber jedes ist für zwei, zur Noth für drei Personen bestimmt. Du kannst wählen; mußt Dir es jedoch jedenfalls gefallen lassen, einen Schlafkameraden zu bekommen, und zwar was für einen? Einen Burschen, der polternd tief in der Nacht ankömmt und es vielleicht vergißt, auch nur seine kothigen Stiefel auszuziehen, oder gar Einen, der möglicherweise noch schlimmere Gewohnheiten hat! In Gottes Namen, denkst Du, und besiehst Dir das Bett etwas näher. Es besteht aus nichts, als aus einer mächtigen Seegrasmatrazze, einem Seegraskopfkissen, einem wollenen Teppich und einem Leintuche, das nicht aus Linnen, sondern aus Shirting gefertigt ist. Besonders weich und warm wird also das Bett nicht sein,

überlegst Du bei Dir selbst; allein was thut's, wenn's nur reinlich ist. Du deckst also den Teppich auf, unter dem Du die Nacht zubringen sollst, um einen Blick in's Innere zu werfen, aber hilf Himmel, mit welchem Schauder fährst Du zurück! Das Leintuch ist vielleicht seit sechs Wochen nicht gewechselt worden, und die Millionen Wanzen, welche das Bett bevölkern, haben es wie mit Blut besprenkelt. Wem sollte es bei solchem Anblick nicht übel werden? Voll Ekel also wendest Du Dich ab und bist mit drei Sätzen zum Hause hinaus, der Besitzer des European-Hotels aber flucht hinter Dir drein und nennt Dich einen verdammten eigensinnigen deutschen Lumpen, der schon noch lernen werde, sich in die Welt zu fügen.

So sieht es in dem „Europäischen Hofe" aus, schlimmer, als in der schlimmsten deutschen Herberge, in der man auf Stroh schlafen muß. Aber siehe da, nach wenigen Schritten stehst Du vor einem andern Hotel. Dieses führt keinen so stolzen Titel, wie das so eben beschriebene, sondern heißt ganz einfach „St. Nicolas Hotel". Hier wird besser wohnen sein, denkst Du bei Dir selbst, und betrachtest Dir das Haus von außen. Es hat eine Höhe von fünf Stockwerken, eine Front von zweihundertfünfzig Fuß, ist ganz aus Marmor erbaut und steht in Broadway. Mit dem letzteren Wort ist eigentlich schon genug gesagt, denn der Broadway in New-York übertrifft bekanntlich selbst das schönste Boulevard von Paris an Splendidität, Reichthum und Großartigkeit. Um Dich jedoch über das wahre Wesen dieses Hotels sogleich in's Klare zu setzen, halten vor dessen großer breiter Freitreppe mehr denn zwanzig elegante Fuhrwerke, und die Damen oder Herren, welche denselben entsteigen, gehören sämmtlich wenn nicht der

vornehmsten, doch wenigstens der vornehmst gekleideten Menschenklasse an. Du betrittst die Treppe. Sie ist von Marmor, aber doch mit Teppichen belegt. Ein breiter Gang führt Dich in den Barroom oder die Herrentrinkstube. Welchen Luxus entfaltet nicht der mächtige Schenktisch! Wie hell blinken nicht die krystallenen Karaffen! Wie einladend schimmert nicht ihr goldener Inhalt! Welch' außerordentliche Gewandtheit entwickeln nicht die Kellner hinter der Bar! Wie schnell bist Du nicht bedient, Du magst auch verlangen, was Du willst! Nachdem Du Dich erquickt, schreitest Du weiter und betrittst den Billardsalon. Beim Himmel, die gleiche luxuriöse Ausstattung! Die Spieler sämmtlich gekleidet, als wären sie Fürsten! Die Billards sämmtlich aus der Hand der ersten Meister und keines im Werth von weniger als fünfhundert Dollars! Nach dem Billardsalon kommt der Lesesalon. Welche Unmasse von Zeitungen, deren Benützung Dir vollkommen frei steht! Welche Bequemlichkeit der Lehnstühle, um sich darin auszuruhen und mit Muse zu studiren! Unmittelbar an den Lesesalon grenzt der Schreib- oder Gesellschaftssalon, und wahrhaftig dieser sieht noch eleganter aus als die früheren. Lauter kleine Marmortischchen und auf jedem ein zierlicher Schreibzeug mit dem feinsten Postpapier und den niedlichsten Briefcouverts daneben! Kein Wunder, daß fast jedes dieser Tischchen in Anspruch genommen ist, denn es muß eine wahre Freude sein, hier seine Korrespondenz zu führen! Hast Du nun aber all diese Bequemlichkeiten und all diesen Luxus zur Genüge betrachtet, so wendest Du Dich seitwärts, um auf einem andern Wege in das Schenkzimmer zurückzukehren, aber wohin geräthst Du nun auf einmal? Bisher sahst Du lauter Zimmer oder viel-

mehr Säle, deren jeder wenigstens alle Deine „Erwartungen" befriedigte, aber nun trittst Du in einen Salon, dessen Reichthum, Pracht und Herrlichkeit Dich förmlich „schwindeln" macht. Rechts und links nichts als Sammt und Seide! Unten und oben nur Gold und Goldeswerth! Schwellende Teppiche zieren den Boden, der Spiegel reicht von der Decke bis an die Erde, die Meubels sind von Palisanderholz, an den Vorhängen wurde die Stickerei verschwendet und auf solchen Ottomanen mit solchen Springfedern hast Du in Deinem Leben noch nicht geruht! Das ist der Damensalon des Hotels, und da die Damen nach amerikanischen Begriffen weniger Menschen als Engel sind, so mußte natürlich auch himmlische Pracht an ihn verschwendet werden. Doch nun regt sich der Hunger in Dir und Du läßst Dir den Speisesalon zeigen. Auch seine Einrichtung ist splendid genug, aber Du nimmst Dir keine Zeit zu langen Beobachtungen, sondern setzst Dich gleich an die Tafel. Das Frühstück allda besteht aus Thee, Kaffee oder Chocolade, und dazu hast Du Eier, Boeufsteaks, Cottelets, Schinken, Fische, Geflügel, nach Belieben. Ganz im selben Verhältnisse fällt das Mittag- und Abendessen aus und wolltest Du von Allem nur „versuchen", so müßtest Du einen herkulischen Appetit haben. Ich unterlasse daher die Beschreibung, denn sie würde uns für jetzt zu weit führen, dagegen — hast Du vielleicht Lust ein Bad zu nehmen? Eine ganze Reihe von Zimmern steht zu diesem Zweck parat und Du brauchst keine Minute zu warten, bis das nasse Element Dich aufnimmt. Oder willst Du Dich rasiren und frisiren lassen? Du darfst Dich nur die Treppe hinabbemühen und sogleich nimmt Dich der Barbier mit seinen Gehilfen in Behandlung. Ihm

ist ja ein besonderes Lokal im Souterrain angewiesen und eine solche Barbierstube findest Du in ganz Deutschland nicht. Wahrhaftig wer in dem St. Nicolas Hotel seine Befriedigung nicht findet, den möchte ich sehen! Die ganze Nacht schimmert dasselbe in einem Gasmeere, denn das Gas wird im Hause selbst bereitet, und man geht damit um, als ob seine Fabrikation keinen Heller kostete. Tausend Personen können alle Tage logirt werden und vierhundert Dienstboten sind in den verschiedenen Zimmern und Salons, so wie in Küche und Keller aufgestellt, um die Gäste zu bedienen. Ja fünfhundert Fremde „müssen“ jeden Tag hier verkehren, wenn das Hotel nicht fallit gehen soll; so groß ist der tägliche Aufwand! Dafür zahlt aber auch eine Person täglich von dreieinhalb bis sieben Dollars für Kost und Logis, je nachdem die letztere feiner oder einfacher verlangt wird. Hast Du nun einen Begriff vom St. Nicolas Hotel in New-York?

Sicherleich kein Hotel in der Welt wird es an Größe und Luxus übertreffen; aber doch fallen Dir einige Dinge darin widerwärtig auf. Abgesehen nemlich von den Speisen und Getränken, die zwar äußerlich prächtig aussehen und im reichlichsten Maßstabe vorhanden sind, die aber dennoch möglicher oder vielmehr wahrscheinlicher Weise Deinem Gaumen nicht entsprechen, findest Du auch keine Gesellschaft, die Dich anzieht. In allen Salons, besonders im Bar-room, triffst Du nur Raucher und Trinker, deren jeder für sich lebt, ohne daß Einer den Andern anspricht. Dazu spuken sie ekelerregend aus, und wenn sie sitzen, mußt Du froh sein, wenn sie ihre Füße nicht auf Deine Achsel legen. Eben so einsam und verlassen fühlst Du Dich im Damensalon, es müßte denn sein, Du fändest darin eine Be-

schützerin. Ist aber letzteres nicht der Fall, so sieht man Dich mit sonderbaren Augen an, wenn Du den Saal nicht sogleich wieder verläßst, und am Ende frägt Dich sogar eine der Schönheiten, ob Du ein Recht habest, hier zu erscheinen. Noch weniger befriedigt bist Du von Deinem Schlafzimmer. Einige wenige der hiezu bestimmten Gemächer sind allerdings geräumig und schön, wenn nicht gar prächtig eingerichtet, nemlich die, welche man den verheiratheten Paaren anweist, und insbesondere die sogenannten „Brautzimmer", denn es gibt in jedem großen Hotel eigene Weddingrooms, in welchen blos „Hochzeitsreisende" einlogirt werden. Hierunter verstehen wir junge Paare, welche den Honigmonat auf Reisen feiern, und deren Name regelmäßig immer den andern Tag als „Inhaber eines Weddingroom" zu Deinem großen Entsetzen mit breiter Schrift in den Zeitungen prangt. „Zu Deinem großen Entsetzen," sage ich, „denn Du bist noch nicht über Dein dummes deutsches Schamgefühl hinaus, und meinst, über eine solche gemeine Profanation des Gottes Hymen müsse sich Dein Innerstes umkehren, während eine amerikanische Lady, wenn sie den Zeitungsbericht über ihr eigenes Logement im Hochzeitsnachtbett liest, noch nicht einmal erröthet! Allein so prächtig auch derartige Appartements ausgerüstet sein mögen, so hat doch das „Dir" angewiesene Zimmer nicht die geringste Aehnlichkeit mit einem Weddingroom, sondern ist vielmehr „sehr" klein und „sehr" einfach. Ja sogar „äußerst" klein und einfach kommt es Dir vor, denn es enthält außer einem Bett, einem Stuhl und einem Waschtisch höchstens ein paar Nägel, an welchen Du Rock und Hosen aufhängen kannst. Da sieht es doch in den Gastzimmern der deutschen Hotels ganz anders aus, allein

wozu die vielen Umstände? Wozu einen Sopha, einen Schreibtisch, eine Kommode und was dergleichen mehr ist? Du hältst Dich ja den ganzen Tag nicht in Deinem Privatzimmer, sondern vielmehr in den verschiedenen Salons, deren Benützung Dir vollkommen frei steht, auf, was brauchst Du also mehr, als ein Eckchen im Hause, in welchem Du Platz hast „zum übernachten"? So ist es Sitte in Amerika und nach jedes Landes Sitte muß man sich richten!

Mitten inne zwischen dem European Hotel und dem St. Nicolas Hotel liegen die übrigen Gasthöfe New-Yorks, und nicht wenige derselben nähern sich in Größe und Luxus dem Nicolas Hotel, so z. B. das Metropolitan Hotel, das Astor House, das Lafarge Hotel, das Girard House, das Delmonico Hotel, das Howard Hotel und wie sie alle heißen; viele aber, sogar sehr viele, gehen eine Stufe um die andere weiter herunter und kommen am Ende auf dem Standpunkte an, welchen die Winkelherberge, genannt European Hotel einnimmt. Doch „Ein" Hotel haben wir vergessen, ein Hotel, wie es kein zweites gibt auf Gottes weiter Erde, das berühmte Hotel Park! Wie gesagt, saubere und unsaubere, theure und wohlfeile, großartige und winzige Gasthäuser findet man in Leipzig, wie in Paris, in Stuttgart, wie in Katzenellenbogen, aber ein „Hotel Park" gibt es nur in New-York. Nicht einmal Amerika hat ein zweites der Art aufzuweisen, sondern nur die einzige Stadt New-York besitzt es. Ja, es ist das größste und besuchteste, so wie das wohlfeilste und zugänglichste in der ganzen Welt, und so weit man reisen mag in Asien, Europa oder Afrika, so findet man nicht seinesgleichen!

Vor dem großen Marmor-Rathhause in New-York, der

sogenannten Cityhall, dehnt sich ein ziemlich weitläufti- ger Park aus, mit grünen Rasen und schattigen Bäumen. Er mag wohl zehn Acres groß sein, dieser Park, und im Sommer, wenn die Sonnenstrahlen glühend herabfallen, ergehen sich täglich Zehntausende in demselben, denn er er- scheint wie eine liebliche Oase mitten in dem ungeheuern Häusermeere. Hier säuseln Dir die hohen Bäume eine herrliche frische Luft entgegen und die Wasserwerke inmitten der grünen Umgebung erfrischen Deinen lechzenden Mund. Breite Marmorstufen führen zu der Cityhall hinauf und dorische Säulen schmücken den Eingang. Zierliche Fuß- wege, von frischem Rasen eingefaßt, führen im Zickzack um das weißglänzende Rathhaus herum, und man fühlt sich im Freien, in Gottes Natur, mitten in der geschäftsdurch- wühlten, von Luxus und Elend gepeitschten Stadt. Ist es also ein Wunder, wenn den Tag über Zehntausende hieherkommen, um einen gesunden Athemzug zu thun? Ist es ein Wunder, wenn die schöne Welt sich hier sammelt und ihren Luxus entfaltet? Ist es ein Wunder, wenn die ganze liebliche Kinderwelt sich hier Rendezvous gibt und wenn sogar alte Matronen von neuem aufleben, sobald sie die kleine Oase betreten? Umgekehrt aber, wenn die Sonne längst hinuntergegangen ist im fernen Westen; wenn das Regiment des Mondes und der Sterne beginnen; wenn das Gewühl in den Straßen sich gelegt und die Spaziergänger alle in ihren Wohnungen der Ruhe genießen; wenn man nichts mehr hört, als die fernen Karossen, welche die Reichen aus den Theatern und Concerten heimführen, oder den Tritt der leichtfüßigen Nymphe, die sich am Arme des Galans verspätet und nun mit geflügelter Eile ihr kleines Zimmerchen auffsucht; wenn man nichts mehr sieht als den

lauernden Dieb, der an einer Straßenecke sich niederduckt, oder den faulen Polizeischutzmann, welcher das Auge kaum offen zu halten vermag; dann — dann sammelt sich's wieder an im berühmten Parke von Cityhall! Von allen Seiten kommen sie herbei, leisen und unsicheren Trittes, kraftlos, wie von Elend niedergebeugt. Vom Broadway und der Cathamstreet, von der Centrestreet und von der Williams-street, vom Nordriver wie vom Eastriver, von überall her nahen sie sich und lassen sich im Parke nieder. Lautlos, ohne ein Wort zu sprechen, schleichen sie sich heran, und Keiner wagt es, dem Nachbar auch nur einen Gruß zu-zuflüstern. Der Eine setzt sich auf die breiten Marmor-stufen, die zum Rathhause hinaufführen; der Andere lehnt sich an eine der dorischen Säulen; der Dritte macht sich's in einer Ecke bequem und der Vierte streckt sich unter einem der hohen Bäume. Wohl denen, die einen dieser bevor-zugten Plätze bekommen haben! Die Meisten müssen sich damit begnügen, auf die harten Platten oder den eben so harten Grasboden zu liegen, weil die besseren Lokalitäten schon alle besetzt sind. Ein Stein ist dann das Kopfkissen, auf welches das müde Haupt niedersinkt, die nackte Erde ist die Matraze, auf welcher sich der Leib dehnt, der ab-geschabte Rock ist die Bettdecke, die vor Kälte, Sturm und Regen schützen soll!

Und nicht „Einzelne" sind's, die allda ihr Nachtquartier aufschlagen. Auch nicht Dutzende sind es, sondern man kann sie vielmehr nach Hunderten zählen! Freilich im Winter geht diese Zahl etwas zusammen, denn die Meisten suchen dann eine Unterkunft in den Stationshäusern. Die Polizei in New-York hat nemlich in jedem ihrer acht Distrikte vier oder fünf Quartiere, sogenannte Stationshäuser, und

in keinem dieser Häuser fehlt ein geheiztes Zimmer für die „Mühseligen und Beladenen", welche kein Nachtquartier fanden. Aber wie oft sind deren so viele, daß sie die Stationshäuser nicht alle zu fassen vermögen! Wie oft fängt die Polizei eine solche Menge von Vagabunden, Betrunkenen und Dieben ein, daß die „freiwillig Gekommenen", also die „Mühseligen und Beladenen" keinen Raum mehr finden! Wohin sollen sich nun „diese" wenden? Wohin anders, als in ihr altes Quartier, den Park vor Cityhall? Haben sie eine Stunde da geschlafen, so weckt sie der Hunger; dann richten sie sich auf, recken die starren Glieder, rennen durch ein paar Straßen, bis das Blut wieder warm fließt, und treffen sofort abermals auf den harten Marmorstufen von Cityhall zusammen. Der Hunger ist es also allein, welcher sie vor dem Erfrieren rettet, und doch gibt es unter ihnen nicht wenige, die man allmorgentlich im Winter ganz steif und kalt findet und die dann das Spital von ihren Leiden erlöst, denn aus dem Spitale kehrt nur selten einer gesund und frisch in's Leben zurück!

Das ist das berühmte „Hotel Park", der besuchteste Gasthof in ganz New-York!

Und wer sind nun diese Unglücklichen, die allda ihr Nachtquartier aufschlagen? Sind's Bettler und Vagabunden, oder sind's gar Diebe und Räuber? O nein, es sind weder Bettler noch Vagabunden, weder Diebe noch Räuber! Der Bettler in New-York ist nicht schlecht daran. Gibt man ihm nicht „gern", so gibt man ihm doch „ungern", nur um den Zudringlichen los zu werden. Er hat seine Heimath, seine Familie, sein Nachtquartier, und mancher Abend vergeht ihm in Saus und Braus, wenn das Tage-

werk ein glückliches gewesen! Noch besser steht's mit dem Diebe und Räuber. Ihm darf es nicht bange sein, etwas „Stehlbares" zu finden, und an Absatzwegen des Gestohlenen fehlt es noch weniger. Der Schlechte, der Nichtsnutzige, der, dem alle Mittel recht sind, kommt sicherlich durch in New-York. Ja, er hat sogar ein gutes Leben und braucht sich nicht davor zu fürchten, einmal die Marmorstufen von Cityhall als Schlafkabinet benützen zu müssen! Diejenigen dagegen, welche sich hiezu genöthigt sehen, sind ehrliche Leute, aber Leute, die keine Arbeit finden. Es sind Menschen, die zu viel Schamgefühl haben, um eine milde Gabe zu erflehen und zu viel Gewissen, um nach fremdem Gute zu greifen. Es sind Menschen, die den ganzen Tag von einem Platz zum andern rennen, um sich ein Geschäft zu verschaffen, Menschen, die keine Mühe scheuen, um nur ein Stückchen Brod auf rechtliche Weise zu erwerben, Menschen, welche, nachdem sie den letzten Heller ausgegeben, nicht wissen, wie sie eine Schlafstätte bezahlen sollen.

„Wie," fragt der Leser verwundert, „in New-York gibt's Leute, die so schrecklich herabgekommen sind? In New-York, wo doch jeder Beschäftigung und Lohn findet, der nur den Willen hat, die Hände zu rühren?" O ja, freilich, die Gevatter Schneider und Schuhmacher finden Arbeit. Auch die Schreiner und Polsterer oder die Schlosser und Schmiede finden solche, und sogar für die Tagelöhner und Bauernknechte von Haus aus gibt's immer was zu thun, wenigstens so viel, daß sie selbst in den schlechtesten Zeiten ihr „Warmes" verdienen, sowie ein Plätzchen unter dem Dache zum Schlafen. Aber wie steht es mit den Gebildeten und Halbgebildeten? Den Gelehrten und Halbge-

lehrten? Den Provisoren und Schulmeistern, den Theologen und Juristen, den Philologen und Philosophen, den Künstlern und Kaufleuten? Das schwindelt und windbeutelt in den deutschen Zeitungen, wenn das Frühjahr herankömmt! Das lobpreist und lobhudelt in den Anlockungsannoncen zur Auswanderung! Das lügt und betrügt in Reisehandbüchern und anderen im Solde der amerikanischen Ländereienbesitzer geschriebenen Broschüren, und wenn dann Einer, dem die Luft zu schwül wurde im alten Vaterlande, wenn Einer, der sein Glück nicht fand auf dem heimischem Boden, wenn solch Einer sich verlocken läßt, hinüberzugehen in's Eldorado nicht der Auswanderer, sondern der Auswanderungs-Agenten und Agenturen, was bleibt ihm gewöhnlich? Das Loos ein Handarbeiter zu werden, d. h. ein Bauernknecht oder ein Schneider, wenn er nicht etwa das Schreinerhandwerk vorzieht! Und Monate braucht er, um sich an ein neues Geschäft zu gewöhnen, Monate, es zu erlernen! Wenn ihm aber inzwischen das Geld ausgeht, so ist sein Loos: — ein Nachtquartier im Hotel Park!

Eingeborene Amerikaner sieht man unter den Gästen dieses berühmten Hotels keine oder jedenfalls nur sehr wenige. Wenn sich aber einer unter ihnen befindet, so ist es sicherlich ein solcher, der vor Jahren vielleicht Hunderttausende besaß, aber durch einen speculativen Wurf um Alles kam, auch um den besten Freund! Oder ein solcher, der früher als Stadtbeamter oder Kaufmann hochgeachtet die Stufen zur Cityhall hinanstieg, nunmehr aber durch Spiel und Freudenhäuser ruinirt, durch Betrug und Schlechtigkeit blamirt, keinen Weg mehr findet, in die alte Gesellschaft zurückzukehren! Jedenfalls ist's ein Auswürfling, ein von Freund und Feind Verlassener, und so tief sinkt nur selten

ein Eingeborener hinunter. Weit öfter sieht man allda Irländer, aber diese wissen sich auch hier zu trösten, und ihr Trost ist der Branntwein, der Whisky. Wir kennen den Sohn Grün-Erins aus einer früheren Beschreibung, und wissen also, daß er als Lastträger, als Kohlenführer, als Holzspälter u. s. w. immer etwas verdient. Kommt nun auch eine Zeit, wo dieser Verdienst nicht groß genug ist, um sich ehrlich und redlich „in einem Kosthause" durchzuschlagen, so nimmt er doch immer noch so viel ein, um Brod und Whisky kaufen zu können. Hat er aber Branntwein, was will er mehr? Zwei Gläser „Niggerbrändy" — ein Mischmasch aus Scheidewasser und Alcohol, das in New-York als „starker Franzbranntwein" verkauft wird — zwei Gläser Niggerbrändy um einen Sixpence, also um zwei gute Groschen oder neun Kreuzer, machen ihn schon taumeln, gießt er dann das dritte Glas hinab, so wird er toll, verrückt, wahnwitzig, und nun sieht er die steinernen Stufen von Cityhall für ein Flaumenbett an, das die Houris des Paradieses gemacht haben. Der andere Morgen findet ihn allerdings wie zerschlagen, gerädert, zermalmt; seine Augen triefen, seine Zunge klebt ihm am Gaumen, seine Glieder zittern von Frost und Hitze; aber — ein neues Glas Niggerbrändy und Alles ist wieder im Blei. Fort eilt er so schnell als möglich, wieder ein paar Groschen zu verdienen, und die nächste Nacht schläft er wieder so selig im Hotel Park, als läge er im besten Bette von St. Nicolas.

Doch auch nicht Irländer sind die Hauptbesucher von Hotel Park, und ebensowenig Franzosen oder Italiener, wenn auch vielleicht einzelne darunter sein mögen. Nein, die Hauptbesucher sind Deutsche, und zwar zu mehr als

Dreiviertheilen Deutsche! Sie, unsere Landsleute, darf man die „Stammgäste“ nennen, und wie könnte dieß auch anders sein? Sie kommen hinüber in's ferne Land, ohne der dort herrschenden Sprache mächtig zu sein; und gehören also zu den letzten, auf welchen ein Amerikaner beim Beschäftigunggeben Rücksicht nimmt! Sie kommen hinüber zum Theil wenigstens ohne ein Handwerk zu verstehen, wie sollen sie sich also fortbringen unter Menschen, welche durch und durch praktisch sind, in einem Lande, wo Wissenschaft und Kunst erst anfangen, Wurzeln zu schlagen? In Deutschland hat man vielleicht keine Ahnung davon, wie viele Professoren und Doctoren, freilich nicht Medicinae aber Philosophiae und Juris utriusque, an den Canälen und Eisenbahnen New-Yorks und Pennsylvaniens arbeiteten, weil es für sie unmöglich war, mit geistiger Beschäftigung sich ein Fortkommen zu erwerben; aber beträgt nicht ihre Zahl viele Hunderte, und war es beinahe nicht immer das Ende ihres traurigen Geschickes, daß sie Stammgäste im Hotel Park wurden? Freilich ihre Verwandten und Angehörigen in der alten Heimath erfuhren nichts von diesem ihrem herben Loose, denn sie schämten sich, die Wahrheit hinauszuberichten, und starben lieber unbekannt und unbeweint, aber wie mancher liegt nicht auf dem Armenkirchhof in Pottersfield eingescharrt, der „draußen“ seiner Zeit die Universitäten besucht oder sonstigen gelehrten Studien obgelegen hatte?

Noch immer sehe ich ihn vor mir, den dicken Professor aus dem Hessenlande. Er verstand lateinisch, griechisch und hebräisch. Er verstand Mathematik, Numismatik und noch vieles Andere. Weil er sich aber drüben im alten Vaterlande mit seiner Behörde überworfen, ergriff er den

Wanderstab und ging in die neue Welt. Er wollte den Amerikanern Unterricht ertheilen und — wie sollte es einem Manne mit so vielen Kenntnissen fehlen? Natürlich war er klug genug, sich vorher, ehe er ging, auf's Englische zu werfen und studirte diese Sprache sogar noch während der Reise, zu welchem Zwecke er immer ein Lexikon und eine Grammatik in der Tasche hatte; aber wie er nun nach New-York kam, sah er ein, daß er eigentlich gar nicht englisch verstehe, denn er vermochte es nicht, auch nur den einfachsten Satz richtig zu sprechen. Das Verständniß eines englischen Buches hatte er wohl, allein wenn er den Mund aufthat und ein paar Worte herwälschte, so schüttelten die Amerikaner den Kopf und kein Mensch wollte ihn verstehen. Nun gab er sich Mühe, unsäglich viele Mühe, und nach einem Vierteljahr konnte er sich in der That erträglicher ausdrücken. Freilich, dieses Vierteljahr kostete ihn fast all sein baar Geld, doch hoffte er nun das ausgelegte Kapital mit Zinsen wieder hereinzubringen. Allein wie sehr täuschte er sich nicht! Kein Mensch wollte griechisch, lateinisch oder gar hebräisch lernen; kein Mensch dachte daran, Mathematik oder Numismatik zu studiren! Er wandte sich an Dutzende von Instituts- und Collegienvorstehern. Alle Stellen waren besetzt, und wenn je eine solche vakant werden sollte, so hatten sich schon so viele Kandidaten vor ihm gemeldet, daß „seine" Kandidatur erst weit hintendreinkam. Vor Jahr und Tag war also gar nicht daran zu denken, placirt zu werden, und wenn er im Unmuth in eine andere Stadt gegangen wäre, um dort sein Glück zu versuchen, so hätte er mit dem Suppliciren natürlich wieder von vorne anfangen müssen. Somit blieb er und suchte sich da oder dort bei Landsleuten so

gut es ging mit Briefschreiben, Rechnungenstellen u. s. w. nützlich zu machen; aber von Tag zu Tag wurde er magerer, von Tag zu Tag blässer. Er logirte so wohlfeil als nur immer möglich, er speiste in dem gewöhnlichsten oder vielmehr in einem der ärmlichsten Eßhäuser. Ja am Ende schränkte er sich so ein, daß er nur noch eine einzige Mahlzeit den Tag zu sich nahm, und vom Trinken, d. h. vom Bier- oder Weintrinken war bei ihm ohnehin schon lange keine Rede mehr. „Diesen" Luxus hatte er gleich in den ersten vier Wochen nach seiner Ankunft in Amerika aufgegeben! Aber dennoch schrumpfte sein Geldbeutel immer mehr zusammen, und er konnte den Tag voraussehen, an welchem förmliche Ebbe eintreten mußte. Auf einmal war er verschwunden und kein Mensch wußte, wohin er gerathen sein konnte; allein wer kümmerte sich auch viel darum? In einem so selbstsüchtigen Lande, wie Amerika ist, hat Jeder für sich selbst zu sorgen, und wenn man auch hie und da nach einem andern fragt, so geschieht's mit solcher Gleichgültigkeit, daß man wohl sieht, es kommt nicht von Herzen. Der Professor war also verschwunden, ohne daß sich Jemand daran gekehrt hätte, doch siehe da, eines Tags war er wieder da! Aber — Gott im Himmel wie sah er aus! Hatte er nemlich schon lange keine Farbe im Gesicht und kein Fleisch auf dem Leibe gehabt, so schien er jetzt förmlich zum Skelett geworden zu sein, und ich wunderte mich auch nicht darüber, als ich später die näheren Umstände erfuhr. Wie der arme Mann nemlich sah, daß sein Geld total verschwunden und keine Hoffnung da sei, etwas zu erwerben, beschloß er unter fremdem Namen an dem großen Kanale, der damals gegraben wurde, zu arbeiten. Gesagt, gethan; aber der gute Professor dachte

nicht daran, daß er in seinem Leben nie eine Schaufel oder Hacke in der Hand gehabt habe. Somit hielt er es kaum drei Wochen aus; dann warf ihn die harte Arbeit sowie die ungesunde sumpfige Luft in ein Fieber und mit dem Fieber in's Spital, so daß er nicht mehr hoffen konnte, lebendig davon zu kommen. Und doch kam er davon, zu seinem eigenen Leidwesen! Als man ihn nun aber „als gesund" entließ, während er doch noch zu schwach war, auf seinen Beinen zu stehen, schleppte er sich nach New-York zurück. Nach unsäglichen Mühseligkeiten kam er dort an, allein ohne Geld, ohne Hoffnung, mit gebrochenem Herzen, mit siechem Leibe! Jetzt ward das Hotel Park sein Kost- und Logishaus zu gleicher Zeit, denn er wußte weder wo zu übernachten, noch was zu speisen. So ging es noch vierzehn Tage. Da fand man ihn eines Morgens halb erstarrt, halb verhungert, halb erfroren. Man brachte ihn abermals in's Spital, und einige Landsleute, die von seinem Unglück hörten, sammelten einige wenige Gaben. Noch einmal konnte er sich gütlich thun an deutschem Wein, aber nur noch einmal. Am zweiten Tage starb er; denn das herbe Unglück hatte seinen Lebensnerv total zerstört. Man schleppte seine Leiche nach Pottersfield, wo die Lumpen und Selbstmörder liegen, und scharrte ihn dort ein ohne Sang und Klang. Was kann ein deutscher Professor in Amerika mehr verlangen?

Einem Andern ging's besser; ja das Hotel Park wurde der Gründer seines Glückes! Er war zwar kein Professor und auch kein Doctor, wohl aber ein Kaufmann und noch dazuhin ein sehr geschickter, der verschiedene lebende Sprachen verstand und zwar ziemlich viel vom Englischen. Seine Eltern gehörten in Deutschland zu den wohlhabendsten

Familien, und somit wurde er nicht nur im Reichthum erzogen, sondern er lernte auch Ansprüche machen, wie sie die Reichen zu machen gewohnt sind. Da starb sein Vater, und nun zeigte es sich, daß die Wohlhabenheit desselben auf einem hohlen Grunde gestanden hatte. Man sprach den Bankerott über seinem Grabe aus und aus Scham und Gram legte sich auch die Mutter auf's Todtenbett. So stand der reich erzogene Sohn plötzlich verlassen da und hatte keine andere Aussicht, als eine Commisstelle anzunehmen. Dazu jedoch konnte er sich nicht entschließen, denn er glaubte, man deute mit Fingern auf ihn. Demgemäß ergriff er den Wanderstab und ging nach Amerika. Ohne Zweifel dachte er, es könne ihm dort bei seinen kaufmännischen Kenntnissen nicht fehlen, allein der Mensch denkt und Gott lenkt. Im Anfang war er nämlich etwas scrupulös und wollte sich nicht zu jedem Dienst hergeben; allein es fand sich keine Stelle, wie er eine ansprechen zu dürfen glaubte. Er wartete also und hoffte auf bessere Zeiten; doch diese wollten sich nicht einstellen. Einmal hätte er einen geringen Platz auf einem Comptoir erhalten können, — einen Platz, der ihn doch wenigstens ernährt hätte, allein er schlug ihn aus als zu gering. Der deutsche Hochmuth war ihm immer noch nicht vergangen! Gleich darauf aber verging er ihm. Das mitgebrachte Geld verschwand; ein Kleidungsstück nach dem andern wanderte in's Pfandhaus, und urplötzlich stand er da so hilflos, als Einer. Wie es nun nichts mehr zum Versetzen gab, wurde das Hotel Park sein Nachtquartier; allein welches Aussehen hiedurch Rock und Beinkleider, die einzigen, die er noch hatte, bekommen mußten, kann man sich denken. Eines Abends, als er sich eben zu früherer Stunde als

gewöhnlich — er konnte vor Hunger kaum mehr gehen — in sein Hotel zurückziehen wollte, begegnete ihm ein Mädchen. Es war die Tochter seiner Amme, und sie hatten also ihre erste Jugendzeit in Deutschland zusammen gelebt.

„Sind Sie's, Herr Wilhelm?" rief das Mädchen erschrocken, denn der Jüngling, welchen es sich nur als den Sohn des reichen Fabrikanten, bei dem ihre Mutter in Diensten gewesen, denken konnte, sah gar zu herabgekommen aus. Zwar war es nicht das erste Mal, daß sie sich in New-York sahen — das Mädchen, welches Verwandte allda besaß, war schon vor einigen Jahren nach Amerika gegangen —, allein „damals" besaß der junge Kaufmann noch Geld und lebte standesgemäß im Gasthof; jetzt aber —!"

„Gewiß Marie, ich bin's," erwiderte der junge Mann. „Doch warum erschrickst du so gar sehr an mir?"

Marie stotterte. Sie mochte ihm nicht sagen, wie sehr er sich zu seinem Nachtheile verändert habe.

„O, ich sehe schon," versetzte der Jüngling mit bitterem Hohne; „du scheust dich mit der Sprache herauszurücken. Allein, was ist da zu verhehlen? Du siehst ja, ich logire im Hotel Park!"

Wenn nun aber Jemand in New-York zu einem andern sagt, er logire im Hotel Park, so weiß dieser schon, was solches bedeuten soll, und man braucht ihm nicht weiter mit dem Holzschlegel zu winken. Marie wurde daher tief innerlich bewegt. Er, ihr Milchbruder, der reiche schöne Jüngling, der nur das Theuerste und Ausgesuchteste gewöhnt war, Er im Hotel Park! Thränen traten ihr in die Augen, aber sie unterdrückte sie schnell, damit er's nicht merke und dadurch beleidigt werde.

„Ich habe mir etwas erspart," sagte sie endlich schüchtern. „Es ist zwar nicht viel, aber vielleicht würde es doch ausreichen, um...."

Sie konnte nicht fortfahren, denn er hielt ihr den Mund mit der Hand zu. „Sprich nicht weiter," rief er, „denn jedes deiner Worte dringt mir wie ein Dolchstich in's Herz. Gewiß, gewiß, es ist eine Todschande, daß ein kräftiger Mann, wie ich, es so weit kommen ließ, aber noch tiefer will ich nicht sinken. Beim Himmel, ich würde lieber verhungern, ehe ich eine Unterstützung annähme!"

„Doch," warf sie mit ihrer schüchternen Stimme ein, „ich bewohne ein Stübchen für mich allein und die Meubles darinnen sind mein Eigenthum. Wenn ich nun auf die nächsten paar Tage zu meinen Verwandten zöge, und gewiß und wahrhaftig ich bin dort ganz willkommen, so könnten Sie auch so lang mein Zimmer benützen. Es ist zwar nicht nicht so, wie Sie's sonst gewohnt waren, allein...."

Abermals lag seine Hand auf ihrem Munde. „Du bist das beste, treueste Herz auf der Welt," sagte er, seine Rührung nur mit Mühe unterdrückend. Auf ihren Antrag jedoch gab er ihr keine Antwort, denn er dachte wohl, es verstehe sich von selbst, daß er diesen Vorschlag nicht annehmen könne. „Du bist das beste treueste Herz von der Welt," wiederholte er nach einer kurzen Pause, ihr tief in die Augen sehend, „allein sprechen wir jetzt statt von mir, auch von dir. Wie geht es dir, Marie? Wo arbeitest du gegenwärtig?"

„O mir geht es ganz gut," erwiderte sie. „Ich bin nämlich jetzt in einer Tintenfabrik in Duanestreet beschäftigt, wo ich mehr verdiene, als ich brauche. Da habe ich

die kleinen Gläser (in New-York verkauft man die Tinte nicht dem Maaße nach, sondern immer in kleinen Fläschchen) zu füllen und petschiren, wofür man mir per Dutzend vier Cents bezahlt. Es ist dieß zwar kein sehr hoher Lohn, allein man kann ganz gut seine sechszehn bis achtzehn Dutzend den Tag über fertig bringen, und somit stelle ich mich in der Woche immerhin auf vier bis viereinhalb Dollars. Nur leider sind wir gegenwärtig etwas aufgehalten, weil unser Chemiker, der die Tinte macht, krank geworden ist, und so viele Mühe sich auch schon der Bos — in der New-Yorker Sprache nennt man den Meister, so wie überhaupt den Arbeitgeber immer Bos — gab, einen andern zu finden, so wollte es sich doch bis jetzt nicht schicken. Er selbst aber versteht sich nicht recht auf die Sache und . . . ."

„Was sagst du?" unterbrach sie der Jüngling hastig. „Dein Bos sucht einen Chemiker, wie viel Nummer ist dein Shop, Marie?"

Marie merkte nun sogleich, wo er hinaus wolle, als er nach der Nummer ihres Arbeitslocales — dieß ist nämlich die Bedeutung des Wortes Shop — fragte, denn es konnte in dieser Frage doch nichts anderes liegen, als daß er sich um die Stelle des Chemikers bewerben wolle. Somit nannte sie ihm nicht blos die Nummer, sondern gab ihm auch noch überdieß in der Freude ihres Herzens ungefragt jedwede weitere Auskunft, die er nur immer wünschen konnte. Freilich, hätte man dem jungen Manne ein halbes Jahr vorher gesagt, er werde noch froh daran sein, die Stelle eines „Tintenmischers" zu bekommen, so hätte Er einen die Treppe hinabgeworfen, jetzt aber war sein Stolz gebrochen und zwar durch das Hotel Park. Doch trug

vielleicht auch die Begegnung der Marie und sein Gespräch mit ihr Manches dazu bei, seinem Hochmuth ein Ende zu machen. Was sollen wir aber nun noch weiter hinzusetzen? Es war dieß die letzte Nacht, welche der junge Mann im Hotel Park zubrachte. Den andern Tag nämlich stellte er sich in aller Frühe bei dem „Tintenbos" ein und erhielt auch wirklich, nachdem er sich über seine Befähigung zur Tintenfabrikation praktisch ausgewiesen, die Stelle des Chemikers. Abends begleitete er die Marie nach ihrer Wohnung und genirte sich nun gar nicht, von ihr etliche Thaler zu borgen, damit er sich in einem anständigen Logirhause einmiethen könne. Ueberdieß blieb es nicht einmal beim Geldentlehnen, sondern er verlangte von ihr noch etwas mehr, nämlich ihr Herz und ihre Hand. Das ging allerdings etwas schnell, allein er hatte längst schon bemerkt, wie unsäglich ihn das Mädchen liebe; doch bei ihm ließ es der anerzogene Hochmuth jetzt erst zu, sich selbst zu gestehen, daß auch er dem lieben Kinde gut sei, ob es gleich nur seiner Amme Töchterlein war!

Mit der Hochzeit — und obgleich eine stille, war's doch eine recht fröhliche — stand's auch gar nicht lange an, denn der Tintenbos merkte bald, daß sein Chemiker außer dem Tintenmischen noch verschiedene andere Dinge verstehe, mit denen man Geld machen könne. So kamen sie zuerst über das Produkt einer neuen Stiefelwichse, sowie später über die Fabrikation einer unübertrefflichen Waschbläue mit einander in's Reine und am Ende wurde gar eine Schwefelhölzchenfabrik errichtet, in welche der junge Kaufmann als Associé eintrat. Die Fabrik gedieh über Erwarten und die Schwefelhölzchen, ganz nach Wiener Art und Färbung, fanden überall Anklang; die junge Frau des

Herrn Wilhelm ließ es sich aber nicht nehmen, die Aufsicht über die Sortirmädchen zu übernehmen, damit sie doch wenigstens so viel verdiene, als die einfache Haushaltung kostete.

Ob Herr Wilhelm jetzt noch Schwefelhölzchen fabricirt oder ob er abermals eine Stufe weiter nach Aufwärts erklommen hat, kann ich dem Leser leider nicht mittheilen, allein so viel erhellt schon aus dem Bisherigen, daß das Hotel Park doch hie und da auch seinen Nutzen hat, alldieweil es dem Stolz und Hochmuth das Genick bricht.

15.

Indianerjagd im Westen.

In den sogenannten civilisirten Staaten der amerikanischen Union existiren nur noch wenige Reste von Indianern und diese wenigen sogar kann man nicht mehr den „reinen" Rothhäuten beizählen. Die Kultur ist über sie gekommen und hat sich ihrem Blute mitgetheilt! Man wollte sie bekehren und in der Bekehrungswuth umarmten die weißen Missionäre die rothen Weiber, so daß die ursprüngliche Race eine mehr oder minder vollständige Umwandlung erlitten hat. Hierüber in's Nähere einzugehen, fühle ich mich nicht verpflichtet, sondern bemerke nur statt alles Weitern, daß viele der indianischen Männer ihre neugeborenen Kinder selbst mit Hohn und Spott „Missionaries" zu nennen pflegen, zum besten Beweise, was sie von der Sache denken. Civilisirt aber kann man deßwegen diese indianischen Ueberreste doch nicht nennen, sondern sie nehmen vielmehr den Standpunkt der Halbwilden ein und gehören weder der Neuzeit noch der Vergangenheit an. Zum Christenthum sind sie allerdings bekehrt, allein von der Religion verstehen sie nichts, als einige äußere Gebräuche, und heimlich verehren sie noch immer ihre alten Idole. Ebenso zwitterhaft erscheinen sie in Beziehung auf

ihre Kleidung. Sie tragen nämlich Sommers und Winters eine wollene Decke, welche sie vermittelst einer bunten Schärpe um den Leib befestigen und ihre Füße stecken in Mocassins aus Hirsch- oder Elendshaut, unter den Mocassins aber sieht man keine nackten Beine mehr, wie früher, sondern vielmehr Strümpfe, die bis an die Knie reichen, und auf dem Kopfe prangt ganz im Gegensatze gegen die Sitte ihrer Vorfahren, fast regelmäßig eine rothe oder blaue Mütze. Ihr Anzug ist also ein Mischmasch aus dem Altindianischen und Neuamerikanischen, denn wo hätte je eine Vollblutrothhaut daran gedacht, sich das Haupt zu bedecken oder die Beine in Wolle zu kleiden? Ganz dieselbe Halbheit zeigt auch ihre Lebensweise. Krieg und Jagd war früher die Losung des Indianers, jetzt aber ist der Krieg vollständig verschwunden und von der Jagd blieb nur ein ganz kleiner Rest übrig. Umgekehrt jedoch verstehen sich die genannten Halbwilden keineswegs zum Ackerbau oder zum Betrieb eines regelmäßigen Gewerbes, sondern sie finden vielmehr ihre Hauptnahrung im Fischfang, sowie in der Anfertigung von Fischergeräthschaften. Ueberdieß verfertigen die Frauen perlengestickte Pantoffeln sowie einige andere ähnliche Kleinigkeiten, welche sich leicht verkaufen lassen. Kurz sie leben auf eine ganz ähnliche Weise, wie bei uns vor wenigen Jahren noch die Zigeuner, und von Seiten der Amerikaner werden sie auch als nichts Besseres angesehen. Allzulange dürfte es jedoch nicht mehr dauern, bis sie gänzlich verschwunden sind, denn ihre Anzahl nimmt von Jahr zu Jahr ab, und von den sogenannten sechs Nationen, welche ehemals die weiten Reviere des östlichen Amerika bevölkerten, gibt's jetzt nur noch um die großen Seen herum, besonders am Erie- und

Ontariosee, einige wenige nichtssagende Trümmer. Die dürftige Lebensweise, der Branntwein und die Pocken haben furchtbar unter ihnen aufgeräumt, und überdieß darf man ja diejenigen, welche in den östlichen Staaten zurückblieben, eigentlich nur als den Auswurf oder als den Hefensatz ansehen, da die Lebensfähigen unter ihnen sich nach Beendigung des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges sämmtlich nach dem Westen zurückzogen. Das Wild verläßt stets die Wälder, in welchen die Axt des Ansiedlers erklingt und gerade so machten es auch die Indianer!

Wenn man also von eigentlichen und wahrhaftigen Rothhäuten sprechen will, so darf man nicht an jene wenige hundert verkommene Familien denken, welche ihre Fabrikate in die Curiositätensammlungen — die Amerikaner nennen derartige Anstalten „Museen“ — am Niagarafalle abliefern, sondern man muß vielmehr nach den Felsengebirgen und über diese hinüberziehen, denn nur dort, in den großen Territorien Washington, Utah, Missourie u. s. w., sowie in den weiten Gebieten von Oregon und Californien sind noch wirkliche Indianer zu Hause. Dort leben sie, wie vor Jahrhunderten, von der Jagd und vom Kriege, und nur selten lassen sie sich dazu herbei, auch ein klein wenig Mais zu bauen! Dort wohnen sie, wie ihre Voreltern, in schlechten Zelten, und wenn auch im Winter die Kälte sie fast erstarren macht, so daß sie dann selbst in den tiefsten und windgeschütztesten Wäldern dem Elemente kaum zu trotzen vermögen, so wollen sie sich doch um keinen Preis dazu verstehen, feste Wohnungen zu bauen! Leider jedoch blieben sie selbst in diesen fernen Regionen nicht lange ungestört, sondern der Fuß des Weißen drang mit jedem Jahre weiter vorwärts, und als endlich gar die

Goldminen von Californien entdeckt wurden, kamen die Bleichgesichter, statt zu Dutzenden, — zu Hunderten, zu Tausenden, zu Zehntausenden. Ohne zu fragen, durchzogen dieselben die Jagdgründe des rothen Mannes, schossen dessen Wild weg, wie es ihnen beliebte, und nahmen Besitz von dem Grund und Boden, als hätten sie ein vollkommenes Recht dazu. Hierüber wurden, wie man wohl sich denken kann, die Indianer im höchsten Grade empört und setzten sich nicht nur in einzelnen Fällen zur Wehre, sondern vereinigten sich sogar nicht selten zu gemeinsamen Angriffen. Der weiße Mann galt ihnen ohne Ausnahme als Dieb und Räuber, und deßwegen suchten sie die „ganze" Race zu vertilgen! Natürlich konnte die Regierung der Vereinigten Staaten ein derartiges Vergehen nicht dulden, sondern fühlte sich gedrungen, die anglosächsischen Einwanderer zu schützen, und errichtete also in den verschiedenen Territorien kleine Forts oder Festungen, deren Besatzungen die Rothhäute im Zaum halten sollten. Man suchte also die Indianer mit Gewalt zur Unterwürfigkeit zu bringen, und dachte nicht daran, dieselben durch Milde und Unterricht in einen Bruderstamm zu verwandeln! Freilich unterließ man es nicht, bei jeder kleinen Festung im Indianergebiet auch eine Missionsstation zu errichten, allein was lag den Missionären an der „Bildung" der Rothhäute? Was lag ihnen an ihrer „Erziehung"? Das ganze Missionsgeschäft bestand vielmehr darin, nach Hause berichten zu können, man habe so und so viel Heiden „getauft", und zu diesem Zwecke versprach man den indianischen Kindern eine lockere Mahlzeit, den Erwachsenen aber irgend ein Kleidungsstück oder eine werthlose Zierrath, wenn sie sich herbeiließen, das heilige Wasser über sich ausgießen zu

lassen. Konnten unter solchen Umständen die Indianer wirklich civilisirt werden?

Von Jahr zu Jahr nahm die weiße Bevölkerung zu und mit jeder neuen Ansiedlung steigerte sich auch der Haß zwischen den Rothhäuten und Bleichgesichtern. In der alten Welt gingen, wie wir aus der Geschichte wissen, die eroberten Völker regelmäßig in den Eroberern auf, so daß am Ende ein neuer Volksstamm mit neuer Sprache daraus entstand; zwischen den Indianern und Weißen aber herrschte ein wahrer Racenhaß und es handelte sich nie und nimmer um „Amalgamation", sondern stets blos um „Aufreibung". Ja der Weiße hielt sich geradezu für berechtigt, eine Rothhaut, wo er sie nur irgend treffe, wie einen Fuchs oder Hasen niederzuschießen. — Wie kam dieß nun aber so? Ei nun sehr einfach! Die ersten Anglosachsen nämlich, welche über die Felsengebirge hinüber nach Oregon und Californien kamen, waren meist eben so rohe als wilde Abenteurer, und hatten selbst in ihrer frühern Heimath das Eigenthum ihrer Nebenmenschen nur selten respektirt. Um so weniger machten sie sich ein Gewissen daraus, das Besitzthum eines Indianers ohne Weiteres an sich zu reißen und ihm sogar Weib und Kind zu stehlen. Eine Rothhaut hatte in ihren Augen gar kein Recht, sondern galt vielmehr, eben ihrer rothen Haut wegen, keineswegs als ein Bruder und Mitmensch, sondern als ein Wesen niederer Gattung (gerade wie der Nigger), ja als vollkommen vogelfrei; warum hätte sich also einer jener rohen Gesellen nur im Geringsten bedenken sollen, sich die nächste beste Indianerin als Kebsweib beizulegen? An weißen Frauen und Mädchen war ja im Anfange der Besitznahme Californiens vollkommener Mangel, die Stellvertretung

der rothen Weiber schien also von der Natur geboten! Eben so sehr mangelte es in jenen Zeiten an Dienstboten und man mußte einem solchen in St. Francisko monatlich nebst freier Kost und Wohnung immerhin 60 bis 70 Dollars Lohn geben. Somit zahlte eine Familie für ein erwachsenes Indianermädchen ohne Anstand ein für allemal 2 bis 300 Dollars, behandelte dann aber dasselbe natürlich wie eine erkaufte Sclavin, welche nie mehr über die Freiheit ihrer Person disponiren könne. So stand es in den Jahren 1848—54, allein wie hätte sich unter solchen Umständen ein weißer Strolch abhalten lassen, in den Gebirgen indianische Mädchen zu stehlen, um sie sofort in der Hauptstadt für einige hundert Dollars zu verwerthen? Man sieht, an Gründen oder vielmehr Motiven zum Diebstahl indianischer Weiber und Kinder fehlte es jenen wilden Burschen, welche zuerst die Goldminen Californiens ausbeuteten, nicht und es verging daher kein Tag, an welchem nicht irgend eine solche Raubthat begangen worden wäre. Wenn nun aber ein auf diese Art schwer beleidigter Indianer seiner Rache freien Lauf ließ und sich anschickte, Widervergeltung zu üben, was blieb dann schließlich weiter übrig, als denselben wie ein wildes Thier niederzuschießen? Dieß geschah auch regelmäßig, und es fiel keinem Menschen ein, einen Weißen deßhalb zur Rechenschaft zu ziehen. Mit der Zeit jedoch, als die weiße Bevölkerung jedes Jahr um's Drei- und Vierfache stieg, ordneten sich die Zustände ein wenig besser, denn es kamen auch ehrliche und gesittete Menschen in's Land, welche derartige Niederträchtigkeiten verdammten, und endlich consolidirte sich Californien förmlich zu einem Staate, in welchem die Willkühr dem Rechte und die Gewaltthat dem

Gesetze weichen mußte. Allein erging es deßhalb den armen Indianern auch nur um ein Jota anders, denn früher?

Allerdings das Weiber- und Kinderstehlen hörte jetzt so ziemlich auf, allein sie wurden dagegen als Diebe und Mörder gebrandmarkt, und ihre Verfolgung, die man bisher mit einem „Pürschgang" vergleichen konnte, ward in Folge dessen in ein vollständiges „Treibjagen" verwandelt. Es kam nämlich, wie man unbedingt zugeben muß, hie und da vor, daß Indianer, wenn die Jagd besonders unergiebig war und wenn sie sich in Folge dessen dem Hungertode nahe sahen, einem Weißen ein Stück Rind oder ein Schaf oder irgend etwas anderes Eßbares stahlen, oder daß man sie wenigstens im Verdacht hatte, den Diebstahl begangen zu haben. Noch öfter aber kam es vor, daß einzelne verwegene Gesellen, seien es nun eingewanderte Amerikaner oder eingeborene mexikanische Desperatos gewesen, sich in Indianer verkleideten und in dieser Verkleidung große Diebstähle an Pferden und Maulthieren ausübten. Ihre Absicht war, den Verdacht des Raubes auf das Geschlecht der Rothhäute zu wälzen, damit man ja nie einen Argwohn gegen sie selbst fassen könne, und diese Absicht gelang ihnen bei dem gemeinen Volke nur zu gut, obwohl die besser Unterrichteten ganz genau wußten, wie es um die Sache stehe. Dazu kam denn noch, daß hie und da ein Weißer, der vereinzelt nach Gold suchte, unter solchen Umständen ermordet gefunden wurde, daß man glauben mußte, die That sei von Rothhäuten begangen worden, oder auch daß Menschen in indianischer Kleidung, um zu plündern und zu rauben, auf die Nachzügler einer Karawane einen Angriff machten, in Folge

dessen vielleicht ein halb Dutzend von Bleichgesichtern ihr Leben lassen mußten. Wir sagten: „Menschen in indianischer Kleidung", denn obwohl es nicht selten der Fall sein mochte, daß „wirkliche" Indianer, um sich an dem Geschlechte der Weißen zu rächen, eine solch mörderische That begingen, so ereignete es sich doch viel häufiger, daß entartete weiße Gesellen, nachdem sie sich in Indianertracht gesteckt und ihren Körper braunroth angemalt hatten, die besagten Angriffe vollführten oder auch einzelne Goldgräber mordeten, und natürlich konnten sie bei dieser ihrer Verkleidung ebenfalls keinen andern Zweck haben, als für sich selbst ungestraft davon zu kommen und den ganzen Haß auf die Indianer zu werfen. Dieß alles sind bewiesene Thatsachen, denn es wurden verschiedene der Schurken, welche sich bei der Begehung ihrer Verbrechen dieser teuflischen List bedienten, über der That ertappt und vollständig entlarvt; aber deßwegen erhob sich doch unter der großen Masse der damaligen weißen Bevölkerung Californiens und der angrenzenden Regionen ein allgemeines Rachegeschrei gegen die Indianer. Das ungebildete Volk, meist aus rohen Abenteurern bestehend, nahm sich nicht die Mühe, zu untersuchen, ob die verschiedenen Diebereien, Räubereien und Mordthaten von „wirklichen" oder nur „angeblichen" Rothhäuten ausgegangen seien, sondern es stimmte vielmehr, da gegen die Indianer schon zum Voraus ein Vorurtheil vorhanden war, die große Masse dafür, daß man die verrätherischen rothen Teufel massakriren müsse. Am grimmigsten gebärdeten sich natürlich diejenigen, welche sich bewußt waren, unter dem Deckmantel des Indianerthums Schlimmes verübt zu haben, und sie waren es insbesondere, welche Tag für Tag falsche Gerüchte über

neue Indianerunthaten verbreiteten, um die Wuth der Menge wo möglich noch mehr aufzureizen. Ueberdem erschienen durch ihre Veranlassung, sowie in Folge der Angst, welche sich Vieler, die hinter jedem Busche eine mordlustige Rothhaut lauern zu sehen vermeinten, bemächtigt hatte, in allen Zeitungen des neu entdeckten Goldlandes haarsträubende Berichte von gräßlichen Ungeheuerlichkeiten, welche die Rothhäute begangen haben sollten, und es wurde mit aller Macht darauf gedrungen, dem schrecklichen Unwesen endlich einmal mit Gewalt zu steuern. „Die Indianer sind geborene Diebe, Räuber und Mörder", hieß es allgemein, „und es bleibt nichts übrig, als sie sämmtlich auszurotten, wenn nicht die halbe weiße Bevölkerung ihnen zum Opfer fallen soll." Die Folge hievon war, daß man die Regierung des Staates von allen Seiten bestürmte, einzuschreiten, ehe es zu spät sei, und in der That ordnete auch der Gouverneur von Californien sofort Streifzüge an, um die Indianer zu Paaren zu treiben, und überdieß wurden einzelne Männer, welche sich freiwillig dazu erboten, beauftragt, freiwillige Compagnien zu errichten, die denselben Zweck verfolgen sollten. Kurz, man veranstaltete von Obrigkeitswegen einen allgemeinen Kreuzzug gegen die Rothhäute, gerade wie früher im Mittelalter die Päbste Kreuzzüge gegen die Albigenser, Waldenser und andere Ketzer angeordnet haben. Ohnehin aber glaubte sich jeder Einzelne berechtigt, auf eigene Faust gegen den rothen Mann zu Felde zu ziehen und denselben, wo er ihn treffe, gleich einem Wolfe oder einem andern Raubthiere niederzuschießen, und man betrachtete bald die sogenannte „Buck-Jagd" — man hieß nämlich die Indianer ihrer rothen Haut wegen kurzweg nur „Buck", d. h. Reh- oder Hirsch-

böcke — für ein eben so großes Vergnügen, als in Europa die Hühner- oder Hasenjagd. Ja man gab sich mit der Jagd der indianischen „Männer" nicht einmal zufrieden, sondern man schoß auch auf indianische Weiber und Mädchen, und ging überhaupt mit einer Grausamkeit zu Werke, die an die Zeiten des Kanibalismus erinnert. Um nun dem Leser einen Begriff davon zu geben, auf welche Weise diese Indianerjagden getrieben wurden, erlauben wir ihm einige wenige authentische Beispiele vorzuführen, in der Ueberzeugung, daß er dann die ruhmrednerischen Berichte der Nordamerikaner „über die Fortschritte der Civilisation in den Ländern jenseits der Felsengebirge" gehörig zu würdigen vermag.

Im März des Jahrs 1859 stieß ein gewisser Henley, als er — natürlich gut bewaffnet — mit einer Koppel Pferde den Erlriver in Californien entlang ritt, auf einige Indianer, welche sich vor ihm in das Dickicht flüchteten, denn es war damals längst so weit gekommen, daß die Rothhäute sich so schnell als möglich auf die Socken machten, sobald sie nur einen Weißen sahen. Henley rief ihnen zu, hervorzukommen, indem er ihnen betheuerte, daß er keine böse Absicht gegen sie habe, sondern daß er nur Auskunft von ihnen verlange, welchen Weg er einschlagen solle. Vertrauensvoll nahten sich die Indianer, aber sowie sie auf fünfzig Schritte herbeigekommen waren, schoß der Elende seine vierläufige Büchse auf sie ab und tödtete ihrer Dreie. Warum nun aber that er dieß? Etwa weil sie ihn bestohlen hatten? „Ei Gott bewahre," erwiderte er, als man ihn deßhalb befragte. „Ich schoß auf sie, weil sie Böcke waren und weil sie mich möglicher Weise hätten bestehlen können!"

Wenige Monate später traf derselbe Henley, während er mit einigen andern Gleichgesinnten auf der Jagd begriffen war, auf eine größere Schaar Indianer, welche sich sofort sammt und sonders in eine Hütte, die sie da von Zweigen errichtet hatten, flüchteten. Alsobald begannen die Weißen den Angriff, steckten die Hütte in Brand, so daß die Rothhäute es vor Hitze und Rauch nicht mehr aushielten, und schoßen sofort viere von ihnen nieder. Warum? „Ei nun," erwiderte Henley, „die Rothhäute hätten sich ihm dadurch verdächtig gemacht, daß sie vor ihm in die Hütte geflohen seien, und in der That habe er auch nachher, als er mit seinen Kameraden das halbniedergebrannte Anwesen durchsuchte, ein Pferdsohr und zwei Pferdszungen darin gefunden, zum besten Beweise, daß die Rothhäute Diebe gewesen seien." Hierin lag die ganze Verantwortung des Mörders und davon, daß man ihn zur Strafe gezogen hätte, war natürlich keine Rede.

Weiter! Am 26. Februar 1860, einem Sonntage, fand ein Farmer in der Nähe von Humboldsbay, daß ihm in der Nacht ein Stück Vieh abhanden gekommen sei, und da er nun natürlich im Augenblick vermuthete, daß irgend welche Indianer ihn bestohlen hätten, so eilte er zu seinem nächsten Nachbar, um ihn zu einem Streifzuge gegen das räuberische rothe Geschlecht aufzufordern. Dieser war auch sogleich bereit, und nachdem sich nun beide Männer nebst ihren Knechten von Kopf bis zu Fuß bewaffnet hatten, schlichen sie sich gegen ein in der Nähe gelegenes kleines Indianerdörfchen heran, um an dessen Bewohnern ihre Rache zu kühlen. Die Rothhäute dachten an keinen Ueberfall und setzten sich also auf keine Weise zur Wehre. Auch wäre ihnen dieß beinahe unmöglich gewesen, da sie keinerlei

Waffen besaßen, und somit gelang es den weißen Unholden, nicht weniger als vierzig ihrer vermeintlichen Feinde, worunter dreißig Weiber und Kinder, niederzuschießen. Mit dieser sonntäglichen Heldenthat waren sie aber noch nicht einmal zufrieden, sondern sie zogen sofort weiter südlich, stießen da auf ein Lager von etlichen und fünfzig Rothhäuten, ebenfalls Männer, Weiber und Kinder, griffen dieselben ohne weitere Präliminarien an und erschlugen alle bis auf Einen, dem es gelang, seine Flucht zu bewerkstelligen. Nun erst hielten sie ihre Rache für befriedigt und kehrten triumphirend nach Hause; davon aber, daß man sie zur Rechenschaft gezogen hätte, war abermals keine Rede.

Weiter! Major Johnson bezeugt in einem Berichte an das californische Gouvernement, daß ein gewisser Jarboe auf einer Streifjagd fünfzig Indianer und gleich darauf abermals sechs weitere Rothhäute nebst vier Kindern und vier Frauen getödtet habe, weßhalb er den Mann für würdig erachte, eine Staatsbelohnung zu erhalten. Als Grund dieses großartigen Mordes gibt er an, „die Indianer hätten den Jarboe bestehlen wollen, allein dieser sei denselben zuvorgekommen". Was war nun die Folge? Wurde Jarboe vor Gericht gestellt? Nein und abermals nein, sondern er erhielt vielmehr die von ihm beanspruchte Belohnung, denn das Treibjagen auf Rothhäute war ja gesetzlich geboten! Derselbe Jarboe rühmte sich öffentlich, im Ganzen genommen nicht weniger als 283 Bucks getödtet zu haben, wobei er jedoch wohlweislich verschwieg, daß es lauter wehrlose Personen, insbesondere Frauen und Kinder waren, welche er massakrirte; allein deßwegen wuchs doch sein Ruhm von Tag zu Tag, und als er vollends bekannt machte, daß er nun

durch diesen Mord im Großen die Bluthaten der Indianer, welche diese kurz zuvor an siebzehn Weißen begangen hätten, hinlänglich gerächt glaube, vergötterte man ihn beinahe. Worin bestanden nun aber diese sogenannten „siebzehn Bluthaten?" Waren wirklich siebzehn Weiße von den Rothhäuten getödtet worden? Gott bewahre, sondern diese siebzehn Morde reducirten sich auf einen einzigen, indem ein indianischer Ehemann einen weißen Schurken, der sein Weib gewaltsam geschändet hatte, mit einem Prügel niederschlug. Der rothe Mann hatte also nur einen Akt der Selbstjustiz begangen, und um diesen zu rächen wurden mehrere hundert unschuldige Menschen niedergemezelt!

Weiter! Colonel Harries, ein Staatsbeamter, der als solcher doppelt verpflichtet war, nach Recht und Gesetz zu verfahren, begegnete im August 1859, als er mit einigen Kolonisten von Roundvalley auf der Jagd begriffen war, eilf Indianern und tödtete dieselben vom ersten bis zum letzten. Sie hatten ihm auch nicht den geringsten Anlaß gegeben; allein er meinte lachend: „Die Rothhäute pflegen alle zu stehlen und folglich werden auch diese keine Ausnahme gemacht haben!"

Weiter! Colonel Imley traf mit einigen Freunden auf einen kleinen Indianerstamm, machte alsobald Jagd auf denselben und schoß zweiunddreißig Stücke nieder. Wie beschönigte er aber diese seine Bluthat? „Ei nun," erklärte er; „weiter oben im Gebirge ist vor kurzem eine Karawane von Rothhäuten angefallen worden, und es wäre wohl möglich gewesen, daß diese hier — die Niedergeschossenen nemlich — ihren Brüdern hätten Munition bringen wollen!"

Weiter! Am 26. Februar 1860 setzten dreißig Kolonisten von Eureka nach Indian-Island über, um ein durch-

gegangenes Pferd einzufangen. Das Pferd fanden sie nicht, dagegen aber stießen sie auf ein Indianerlager, griffen dasselbe im Momente an und schlachteten mit ihren Messern und Aexten nicht weniger als sechsunddreißig Rothhäute, Männer, Weiber und Kinder, ab. Sie hatten nun doch wenigstens eine Genugthuung für das verlorene Pferd!

Weiter! An demselben 26. Februar fielen einige andere weiße Kolonisten aus purer Jagdlust über ein Indianerlager am Tablebluff her und tödteten über vierzig Stück ohne Unterschied des Geschlechtes; wie man sie nun aber fragte, warum sie dieß gethan hätten, meinten sie: „Das Wild wäre rar gewesen und sie hätten doch nicht nach Hause kehren können, ohne wenigstens einige Böcke geschossen zu haben."

Weiter! Am Neujahrstag 1860 erschoß in der Stadt Stockton ein Amerikaner einen Indianer auf offener Straße. Und warum? Einfach deßwegen, um seine Büchse, die er gerade gekauft hatte, zu probiren! In derselben Stadt wettete ein gewisser Darley mit einem Andern um ein Zehndollarstück, wer zuerst einen Indianer niederschieße. Beide bewaffneten sich sofort und traten ihren Feldzug an, nach einer halben Stunde aber konnte Darley bereits den Beweis beibringen, daß er gewonnen habe.

Solcher Beispiele könnten wir noch Hunderte anführen. Lauter Morde ohne die geringste Provocation! Allein sie sind noch geringfügig gegen die großartigen Bluthaten, welche die von der Regierung autorisirten Treibjagd-Kompagnieen verrichteten. So überfielen ihrer etliche Zwanzig, die sich zu einer solchen Kompagnie vereinigt hatten, bei Ralphs-Ranch ein Lager von sechshundert Rothhäuten und massakrirten Alles, was ihnen unter die Hände kam. Aber

wie massakrirten sie? Säuglinge wurden mit der Axt in zwei Hälften gespalten und jede Hälfte als Siegeszeichen an einen Baum aufgehängt! Weibern schnitten sie die Brüste ab und spießten sie auf ihre Bajonette! Den Männern schlitzten sie den Bauch auf und schleppten sie an den Eingeweiden weiter! Viele der Opfer flehten fußfällig um Gnade, aber die Mörder kannten keinen Pardon. Im Gegentheil mischten sie Blut unter ihren Schnaps, um sich vollständig in thierische Wuth zu versetzen. Und doch waren die Indianer, wie sich nachher herausstellte, vollkommen unschuldig!

Nicht minder grausam verfuhr unter der Anführung eines gewissen Lee eine andere weiße Bande gegen die sogenannten Pittriver-Indianer, in deren Gebiet ein Weißer erschossen gefunden worden war. Die genannten Rothhäute hatten zwar erwiesenermaßen keine Gewehre, allein deßwegen beschuldigte man sie doch der That, und Kapitän Lee beschloß sofort den ganzen Stamm auszurotten. Auch wurde dieser Beschluß alsbald ausgeführt, und zwar auf eine so scheußliche Weise, daß wir Anstand nehmen müssen, die verschiedenen Einzelnheiten zu berichten. Das Allerniederträchtigste bei der ganzen Mordscene bestand aber darin, daß nicht Wenige der Weißen, welche unter Lee fochten, früher mit Indianerinnen des Pittriverstammes zusammengelebt und Kinder erzeugt hatten, denn in dem allgemeinen Massacre tödteten sie ihre eigenen Kebsweiber und sogar ihre eigenen Kinder! Hat man je irgendwo sonst in der Welt von solcher Bestialität gehört?

Fast noch ärger machte es der sogenannte General Kibb — er nannte sich General, weil er ein Milizenregiment kommandirte, denn diesem berühmten Feldherrn gelang es

auf seinen verschiedenen Indianerfeldzügen nicht weniger als vierhundertfünfzig Rothhäute zu tödten. Aber auf welche Weise bewerkstelligte er dieß? Man höre und schaudere! Ein paar Tagereisen von St. Francisco entfernt überfiel der große Held einen in seinen Hütten schlafenden Indianerstamm, bestehend aus sechszig Weibern und Mädchen, aus einer Anzahl Kinder und Säuglinge, sowie aus zehn älteren unbewaffneten Männern, und natürlich war es eine leichte Sache, die Ueberfallenen oder vielmehr im Schlafe Ueberraschten mit Säbeln und Dolchen niederzumachen. Einige versuchten zu entfliehen, allein man schoß nach ihnen, wie nach Hasen, und erlegte sie sämmtlich. Pardon wurde keiner gegeben, und Mütter mit den Säuglingen an der Brust, welche jammernd um ihr Leben baten, stieß man ohne weiteres nieder, während man ihren Kindern die Schädel an einem Steine zerschmetterte. Zum Schluß warf man sämmtliche Leichen auf einen großen Haufen, zündete ein Feuer daneben an und hielt einen großartigen Siegesschmauß, bei dem man nicht unterließ, einige wenige kleine Knaben und Mädchen, die noch nicht ganz todt waren und erbärmlich schrieen, in die Gluth zu werfen und sie so für ewig stumm zu machen. Was denkt nun der Leser zu solchem Kanibalismus?

Wir glauben, die bisherigen Beispiele werden genügen, um zu beweisen, daß es offenbar auf nichts anderes abgesehen ist, als das Geschlecht der Indianer vollständig auszurotten, und diese Heldenthat dürfte auch in wenigen Jahrzehnten vollbracht sein. Betrug doch zu der Zeit, als die Nordamerikaner Californien okkupirten, die Indianerbevölkerung des Staates etwas über sechszigtausend Seelen, während sie jetzt bereits auf fünfzehntausend herabgesunken

ist! Ja einzelne Stämme sind vollständig von der Erde verschwunden, und von anderen, die vor fünfzig Jahren noch sechstausend und mehr zählten, existiren kaum noch einige wenige Hunderte! Wie aber in Californien, so auch in Oregon und den verschiedenen Territorien. Am Felsengebirge allerdings ist diese Decimirung noch nicht so stark, denn die Weißen haben sich dort noch nicht in Masse angesiedelt, aber wenn einmal erst die projektirte Eisenbahn über jene Gebiete führen, und wenn in Folge dessen an den verschiedenen Stationen Niederlassungen entstehen, wie viel Jahre werden dann nöthig sein, um unter den dortigen Rothhäuten eben so stark aufzuräumen, als in Californien innerhalb weniger Jahre aufgeräumt worden ist?

Doch, fragt man verwundert, ist es denn möglich, daß die Vereinigte-Staatenregierung, welche doch die Pflicht hat, für alle ihre Unterthanen, also auch für die Indianer, auf gleich gerechte Weise zu sorgen, nicht einschreitet und solchem Barbarismus ein Ziel setzt? Man weiß ja, daß bei den Engländern, auf deren weitläuftigen nordamerikanischen Besitzungen eine große Menge von Rothhäuten hausen, die Zahl derselben eher zu- als abnimmt, warum ahmen also nicht die Oberbehörden der Union dieses Beispiel nach? Du lieber Gott, wenn man die Nordamerikaner hört, so wird das besagte Beispiel sogar noch übertroffen, denn sie wollen förmliche „Kulturanstalten" für die Indianer errichtet haben! Dem Wortlaute nach haben sie auch vollkommen Recht. Die Vereinigte-Staatenregierung hat nemlich sowohl in Kalifornien als in Oregon sogenannte „Indian-Reservations", d. h. Kolonieen in's Leben gerufen, auf welchen die Rothhäute zu Bauern herangebildet werden sollten, und es wurde Befehl gegeben, ihnen daselbst Woh-

nung, Nahrung und Kleidung, so wie Ackergeräthschaften und Unterricht zukommen zu lassen, damit sie sich nach und nach vollständig an ein civilisirtes Leben gewöhnten. Allein wie steht es nun mit der Verwaltung dieser sogenannten Reservationen? Die damit vertrauten Beamten behielten einfach, statt Nahrungsmittel zu kaufen, die Regierungsgelder in der Tasche und ließen die armen Indianer vollständig Hunger leiden! Ja sie waren sogar damit nicht einmal zufrieden, sondern sie vermietheten dieselben auch noch an benachbarte Farmer oder in die Minendistrikte als Sclaven, und ließen jeden der armen Bursche, der sich solcher Qual durch die Flucht entziehen wollte, ohne weiteres als widerspenstig aufhängen! So ist z. B. bewiesen, daß Colonel Imley, einer der Superintendenten »of indian affairs« (derselbe, dessen wir oben schon erwähnten) innerhalb drei Jahre nicht weniger als zweihundertfünfzig Indianer als Meuterer zum Strange verurtheilte, während er in derselben Zeit die Summe von dreimalhunderttausend Dollars, welche er zum Besten der Reservationen verwenden sollte, erübrigte. So machte ein anderer Superintendent, Namens Davis, in einem einzigen Jahre einhundertundsiebzigtausend Dollars und schoß mit eigener Hand über hundert Indianer, die sich wegen Hunger bei ihm beklagten, nieder. Andere verfuhren allerdings nicht so grausam, d. h. sie unterließen es, die unzufriedenen Rothhäute ohne weiteres zu tödten, dagegen aber verabsäumten sie es nie, die anvertrauten Gelder zu stehlen und dafür Berichte an die Regierung einzusenden, in welchen sie die rothe Menschenrace „als eine unverbesserliche" schilderten. Ist es nun unter solchen Umständen zu verwundern, wenn der Versuch mit den sogenannten Reservationen voll-

ständig mißlang? Ist es zu verwundern, wenn die Indianer, statt in den Kolonieen zu verhungern oder sich durch den Strang tödten zu lassen, zu ihren Brüdern in die Berge flüchteten und sich mit ihnen auf Tod und Leben zur Bekämpfung der Weißen verbündeten? Auch glaube man ja nicht, daß wir auch nur im geringsten in diesem unserem Berichte übertrieben haben, sondern wir blieben vielmehr rein auf dem Boden der Thatsachen, und wenn es dem Leser gefallen würde, eine amerikanische Zeitung, welche sich mit diesem Gegenstand befaßt, durchzulesen, oder wenn er sich gar die Mühe nähme, die öffentlichen Verhandlungen, welche hierüber in den letzten Kongreßsitzungen stattfanden, zu studiren, so dürfte er uns leicht den Vorwurf machen, wir seien noch viel zu gelind aufgetreten. Gibt es doch unter den gebildeteren Nordamerikanern keinen Einzigen, der nicht sowohl über die Schwäche der Regierung als auch über die Niederträchtigkeit ihrer Agenten, so wie endlich über die grausame Verblendung der Kolonisten, welche die Indianer nur als jagdbare Thiere ansehen, das unbedingteste Verdammungsurtheil ausspräche!

So steht es mit der Indianerjagd im Westen, und wer wollte also dem rothen Manne Unrecht geben, wenn dieser den Weißen ohne Ausnahme mit tiefer Verachtung einen „Bostonman", d. h. einen Lumpen und Betrüger nennt?

Griesinger, Theodor, 1809-1884

Land und Leute in Amerika

Bd.: 1

Stuttgart 1863